Hermann Kurz

Isolde Kurz



Hermann Kurz



Aufnahme vom Jahre 1863

Hermann Kurz

Ein Beitrag zu seiner Lebensgeschichte

von

Isolde Kurz

Mit 8 Bildbeilagen und einem Gedichtfaksimile

Dritte Auflage



Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart und Berlin 1920

Druck der
Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Paul Heyse

zugeeignet

Vorwort

Zwischen dem Anfang dieses Buches und seiner Vollendung liegen schwere persönliche Erlebnisse, die die Ausführung über Gebühr verzögert haben. Zwei Brüder, auf deren Mitwirkung und Teilnahme an der Wiedererweckung der gemeinsamen Vergangenheit ich vor allem gerechnet hatte, wurden rasch nacheinander gänzlich unerwartet vom Gipfel des Lebens weggerissen. Die dadurch veranlaßten äußeren Veränderungen, mehrmaliger Ortswechsel und endliche Aufgabe eines langjährigen Wohnsitzes, haben die Arbeit wiederholt aufs einschneidendste unterbrochen. Bei diesen jähen Umwälzungen ging von den seit lange gesammelten Notizen manches Wertvolle verloren, während zugleich die Durchsicht alter Truhen und vergessener Schubfächer unvermutet neuen Quellenstoff zutage brachte, der die Umarbeitung der schon geschriebenen Kapitel gebieterisch forderte. So wanderten diese Aufzeichnungen mit mir von Ort zu Ort, immer verfolgt von den unerwarteten äußeren Hindernissen, daß es fast schien, als ob der Unstern, der über meines Vaters Leben waltete, noch einmal aufgegangen sei, um auch das Zustandekommen dieser Erinnerungen an ihn zu hintertreiben. Erst auf einem einsamen Strandgebiet des Tyrrhenischen Meeres, abgeschnitten von den literarischen Hilfsmitteln und fast ganz auf mein Gedächtnis angewiesen, gelang es mir schließlich, sie zu Ende zu führen mit einer Eile, die nur noch darauf bedacht war, neuen Störungen zuvorzukommen. Dies möge die von mir selber am stärksten empfundene Unvollständigkeit des Buches erklären.

Man suche also auf diesen Blättern keine erschöpfende literarische Biographie; eine solche lag auch von vornherein nicht in meiner Absicht, sie ist Aufgabe des Literarhistorikers. Mir lag es vor allem ob, die menschliche Erscheinung des Dichters festzuhalten, wie sie durch Erinnerung und Überlieferung in meiner Seele haftet, und ich bin auch den kleinsten Zügen nachgegangen, eingedenk der Worte des alten Plutarch, daß oft eine Anekdote, ein Wort, eine überlieferte Geste für das Bild einer Persönlichkeit bezeichnender ist als eine Haupt- und Staatshandlung.

Auffallen dürfte es dem Leser, daß von dem Punkte an, wo meine eigene Erinnerung einsetzt, die Gestalt meines Vaters nicht lebendiger hervortritt, vielmehr sich hinter der Familiengruppe teilweise fast verbirgt. Dies ist zum geringsten Teile Schuld der Schreiberin. Gerade für die Zeit, die ich miterlebt habe, geht mir der greifbare Stoff der Darstellung aus. Es war die Zeit nach seinem Rücktritt aus der Öffentlichkeit, wo sein Wesen sich auf den innersten Brennpunkt zusammenzog. Ein langer Monolog, das war sein Leben, so lange ich ihn kannte, er unterbrach ihn auch nicht, um zu uns zu reden. Die schweigende Macht seiner fast unpersönlichen Gegenwart aber konnte ich nicht anders zeichnen als in der Umgebung, auf die sie, wenn auch nur leise, wirkte, vor allem in uns selbst, seinen Kindern. Aus diesem stark vortretenden Rahmen, in dem ich sein Bild einzig gekannt habe, konnte und wollte ich es nicht ablösen. Ein überragender Mensch steht ja nicht allein im Universum, auch seine Angehörigen sind ein Teil von ihm. Und wie man aufwärts in der Ahnenreihe gern die Züge verfolgt, die sein Wesen gebildet haben, ist es vielleicht nicht ohne Belang, ihnen auch einmal in der absteigenden Linie noch weiter nachzugehen. An Hermann Kurz ist das landläufige Axiom, wonach ein bedeutender Vater unbedeutende Söhne haben muß, zuschanden geworden: einen glänzenden Gegenbeweis hat vor allem mein Bruder

Edgar geliefert. Ihn wie auch seinen Bruder Alfred, die beide soviel begeisterte Liebe hinterlassen haben, wird man, hoffe ich, nicht ungern in ihrer Knabengestalt hier wiederfinden; ich habe mich darum auch nicht gescheut, zu erzählen, wie sich der Most zuweilen absurd gebärdet hat, der hernach einen so edlen Wein ergeben sollte. Es war des Zusammenhangs wegen unvermeidlich, daß manches von mir anderswo Erzählte hier wiederholt und erweitert wurde.

Den größten Dank für geleistete Hilfe schulde ich der Güte des Herrn Prof. Hermann Fischer in Tübingen, der mir eine reiche von ihm kopierte Sammlung von Briefen für meine Zwecke zur Verfügung stellte, die mir sonst schwer erreichbar gewesen wären. Einzelne bezeichnende Züge haben mir Jugendbekannte meines Vaters geliefert, denen ich nicht mehr danken kann. Für die späteren Jahre dienten mir dann und wann Aufzeichnungen, die meine Mutter noch zu seinen Lebzeiten gemacht hat und die ich gelegentlich sogar wörtlich benützte. Von ihr, die in ungetrübter Geistesfrische bei mir lebt, konnte ich kein höheres Zeugnis ablegen, als indem ich überall die reine historische Wahrheit erzählte, auch wo ich in der Auffassung der Dinge von ihr abweiche.

Das Leben eines Dichters zu schreiben ist keine lohnende Aufgabe. Denn den Stoff, aus dem der handelnde Mensch äußeres Leben aufbaut, verwendet der Schaffende zu seinen geistigen Gebilden. Was für den Biographen übrigbleibt, ist dann meist nur ein für die Darstellung wenig dankbarer Rest, der zudem weniger den Dichter selbst, als die Zeit, in der er gelebt hat, kennzeichnet. Dies gilt in besonders hohem Grad von meinem Vater. Wen also der hier geschilderte Lebensgang nicht befriedigt, der greife zu des Dichters Werken. In ihnen findet er seine wahre Welt, die Welt, für die er geboren war, mit allem Glanz und aller Fülle, um die das Leben ihn betrogen hat.

Forte dei Marmi, im Dezember 1905.

Vorwort zur zweiten Auflage

Dreizehn Jahre sind seit dem ersten Erscheinen dieses Buches vergangen. Ich hatte gehofft, das hier gezeichnete Lebensbild rascher von der Allgemeinheit aufgenommen zu sehen. Und vor allem war ich des Glaubens gewesen, daß es meiner Mutter, die damals hochbetagt bei mir lebte, noch vergönnt sein würde, die allgemeine Verbreitung der Geisteswerke ihres Dichters, die sie bis zu ihrer letzten Stunde als unausbleiblich vorausnahm, mit Augen zu schauen. Aber sie verließ uns zwei Jahre vor seiner Hundertjahrfeier, von der wir erwarten durften, daß sie ihn als den letzten der großen Unverstandenen des vorigen Jahrhunderts in das Pantheon seines Volkes stellen werde. Die Wende hatte auch wirklich begonnen, als der Weltkrieg das ganze geistige Leben Deutschlands lahmlegte. Ich will es als gute Vorbedeutung nehmen, daß die Neuauflage dieses Buches voraussichtlich mit dem Friedensschlusse zusammenfallen wird und daß gleich beim Verstummen des Kriegslärms die Beschäftigung mit Hermann Kurz in der Öffentlichkeit wieder einsetzte.

Dazu ist nun u. a. auch die Buchausgabe des Lisardo gekommen.[1]) Ich hatte diesen Jugendroman in der Lebensbeschreibung absichtlich unerwähnt gelassen. „Im Reich der Kunst, wo Raum und Licht so teuer", wollte ich nicht, solange die reifen Meisterwerke des Dichters noch nicht einmal

[1]) Hermann Kurz, Lisardo, Roman. Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Dr. Heinz Kindermann. Verlegt von Strecker & Schröder in Stuttgart.

voll verstanden und gewürdigt waren, die Aufmerksamkeit auf das unausgereifte und wenn auch liebenswürdige, so doch nicht vollwertige Werklein ziehen. Dichter pflegen gegen das Wiederausgraben solcher Jugendarbeiten empfindlich zu sein, und ich fühlte hier in die Seele meines Vaters hinein. Ich weiß zwar aus Briefen, daß er selbst in reifen Jahren, vom Verleger veranlaßt, an eine Buchausgabe des Lisardo dachte, aber das erklärt sich durch den damaligen schweren Druck äußerer Umstände. Ich konnte um so eher von dem Lisardo schweigen, als ich, um das persönliche Erinnerungsbuch nicht zu belasten, auch die vollbürtigen Kinder seines Geistes nicht alle in den Kreis meiner Betrachtung zog. Gekannt aber habe ich den Lisardo wohl. Wenn ich an meine erste Begegnung mit ihm denke, so schwebt mir ein geheftetes Druckexemplar vor, das ich um die Mitte der siebziger Jahre gelesen habe und das nach unserer Übersiedlung nach Italien nicht mehr aufzufinden war. So bewahrte ich die Erinnerung an eine Flucht romantischer, aber innerlich nicht mit voller Stärke erlebter Abenteuer, von denen mir vor allem das phantastische Bild einer Bluttransfusion haftete, und ich hielt das Wohlgefallen, das ich gleichwohl beim Lesen empfunden hatte (wenn auch schon damals mit Bedenken gemischt), nachträglich für jugendliche Kritiklosigkeit. Schwierige Lebensumstände, die ich im Vorwort zur ersten Auflage andeutete, verhinderten mich damals, meine Stellung zum Lisardo nachzuprüfen. Der bloße Umstand, daß er in Italien spielt, das der Verfasser nicht kannte, stellte ihn ja von vornherein abseits von den gereiften Meisterromanen meines Vaters, in denen die Gestalten untrennbar mit ihrem Mutterboden verwachsen sind und ihr Geschick aus ihrer kulturgeschichtlich bedingten Umwelt empfangen. Auch den so wurzelechten, tief organischen Jugendnovellen gegenüber erscheint der Lisardo im Nachteil. Gleichwohl war das späte Wiedersehen mit dem Werklein

nicht so mißlich, wie ich gefürchtet hatte; sein rascher Jugendpuls versöhnt auch jetzt zum Teil mit seinen Gebrechen. Der Anfang vor allem zeigt die Löwentatze. Wie der Held in der Barke von Neapel übermütigen Abschied nimmt, die Huldigung der Lazzaroni, der ungebetene Fahrgast, gegen dessen nüchtern geschäftsmäßige Auffassung des Lebens und der Liebe der hochgemute Idealist sich verachtungsvoll aufbäumt, um dann bei der Ankunft in Salerno knirschend zu erfahren, daß sie beide ein und dieselbe Braut haben, das erinnert an die kecke Jugendfrische im „Wirtshaus gegenüber" und läßt, mit breitem Pinsel dekorativ hingeworfen, die kunstreife Hand des Dichters der „Heimatjahre" ahnen. Sein Nichtbekanntsein mit Land und Leuten hat dem jugendlichen Verfasser die Hindernisse im Geiste der Romantik weggeräumt. Die Geschichte spielt nun eben im Nirgendwo, und dieses Nirgendwo heißt zufällig Salerno. Das allgemein Menschliche, das dem Leser vorgeführt wird, mutet durch den feineren Verkehrston und durch die unbedenkliche Äußerung der Gefühle als romanisch an, läßt aber reine deutsche Geistes- und Seelenwelt und deutsche gesellschaftliche Begriffe durchschimmern. Die Phantasie des Dichters gönnt sich hier einmal das Fest, ungehemmt durch den eng bürgerlichen Rahmen der schwäbischen Heimat mit großen, freien Daseinsbedingungen zu spielen. Nur einmal noch, in den „Heimatjahren", fand der aristokratische Zug seines Wesens, der sich mit dem tiefgläubigen Demokraten in ihm so wohl vertrug, die Gelegenheit, sich am Reiz adliger Lebensformen zu vergnügen. Der leichtgeschürzte Lisardo zeigt (wenn man es nicht schon aus den Heimatjahren wüßte), daß in dem Dichter, dem man so oft Schwerblütigkeit vorgeworfen hat, auch noch ganz andere Möglichkeiten lagen als die, deren Entwicklung in der düsteren Gewalt des „Sonnenwirt" gipfelt.

Auch ein autobiographischer Kern ist im Lisardo nicht zu verkennen. Der hochfahrende und doch innerlich so über-

zarte Held in seiner Gebelaune erinnert an den jungen Hermann Kurz, wenn er bei einer größeren Einnahme im überschwenglichen Schenken einmal vorübergehend das Glück des Reichtums genoß. Die tugendstrenge Oktavia hat wohl ihr blondes Vorbild im Schwabenländchen gehabt, wie ja auch ihr reumütiges Bekenntnis, der Frau stehe es nicht an, das Tun der Männer zu richten (wie befremdlich für unser heutiges Ohr, und wie natürlich in jener Zeit engherzigster Mädchenerziehung!), schon im „Wirtshaus gegenüber" angeklungen hatte.

Unerfindlich ist mir, was den Herausgeber des Lisardo in seinem Nachwort bewog, Hermann Kurz als Ärztefeind darzustellen. Er hat nirgends die Ärzte angegriffen, als nur eben im Lisardo jene seltsamen salernitanischen. Solange ich ihn kannte, ist er stets der warme, persönliche Freund aller unserer Hausärzte gewesen, und er sah mit Befriedigung zwei seiner Söhne das medizinische Studium wählen.[1])

Mein Buch über Hermann Kurz hat in der zweiten Auflage durch weitere schriftliche Zeugnisse und sonstige persönliche Züge, die ich noch einfügen konnte, mehrfache Erweiterungen erfahren, ist aber im ganzen das alte geblieben. Ausgeschaltet habe ich nur kleinere Abschnitte, die in meinem späteren Erinnerungsbuch „Aus meinem Jugendland" ausführlicher behandelt sind. Ich hoffe, das Bild meines Vaters in Bälde noch durch die Herausgabe eines Briefbandes ergänzen zu können.

Vielleicht wird das Kämpfer- und Märtyrerleben eines Dichters, der sich für die höchsten Menschheitsideale opferte, jetzt von einem ringenden und entbehrenden Deutschland besser verstanden werden, als es vordem in einem glücksübersättigten, ideallos gewordenen der Fall war.

München, im Frühjahr 1919.

---

[1]) Daß er freilich gegen den Impfzwang ankämpfte, geschah zu einer Zeit, wo es noch keine Sicherheit gegen Verunreinigung des Impfstoffs gab, und er stützte sich dabei auf die Impfgegnerschaft eines befreundeten Arztes (Dr. Nittinger in Stuttgart).

Inhalt

Einleitung

Am 10. Oktober 1873 hat der Dichter Hermann Kurz die Augen geschlossen. Seine Lebensgeschichte ist bis zur Stunde noch nicht geschrieben. Die knapp umrissene, aber meisterliche Porträtskizze, die Paul Heyse in seinem Vorwort zu der ersten Gesamtausgabe der Werke von Hermann Kurz entworfen hat, ist noch immer das einzig vorhandene zuverlässige Bild des Dichters. Was von anderer Seite hinzukam, war häufig eher dazu angetan, die Züge zu verwirren, als sie deutlicher herauszuformen. Es gibt vielleicht kein Dichterlos, das einen größeren Gegensatz zwischen innerer Anlage und äußerem Lebensgang aufweist als das seinige. Da er ein Freund astrologischer Studien, versteht sich zu poetischen Zwecken, war, so verstößt es nicht gegen seinen Geist, wenn ich von ihm sage, daß er nach der Konstellation seiner Geburtsstunde zu den sonnigen Jupiterskindern gehörte, daß aber böse saturnische Einflüsse frühe in sein äußeres Geschick eingriffen und sein Dasein mit Kampf und Not erfüllten. Daher steht sein persönliches Leben in tiefem Schatten, während über seinen Werken der Sonnenschein des siegreichen Humors, der unzerstörbaren Weltfreudigkeit lacht. Dieses Gegensatzes zwischen Naturell und Schicksal sich immer bewußt zu bleiben, ist für den nachgeborenen Biographen nicht leicht, der für des Dichters Persönlichkeit ganz auf die schriftlichen Zeugnisse, vor allem auf seine Briefe, angewiesen ist. Hier findet er nur den oft herzbrechenden Bericht über seine Kämpfe mit der Außenwelt, aber die Ergänzung fehlt, die die Briefempfänger in Händen hatten: das Bild der gemeinsam durchschwelgten hohen Stunden und des spannkräftigen Siegesmuts, mit dem der Dichter nach jeder Enttäuschung

sich wieder aufrichtete; denn was sich von selbst versteht, das pflegt man in Briefen nicht auszusprechen. Wer nun seine Laufbahn Schritt für Schritt an der Hand dieser Zeugnisse verfolgt, um sie in den schroffen Außenlinien wiederzugeben, wie sie sich etwa in dem Briefwechsel mit seinem Jugendfreunde Rudolf Kausler darstellt, der ist in Gefahr, sein Bild viel zu sehr grau in grau zu malen, wie es den meisten begegnet ist, die über ihn schrieben.

Da kann es auch beim wärmsten Bemühen nicht an Verzeichnungen fehlen: derselbe Mann, von dem Heyse aus seinen trübsten Lebensjahren berichtet, daß, wer sein Schicksal nicht kannte, ihn nach dem Glanze seiner Augen, seiner freien Haltung, der Milde und freudigen Kühnheit seines Wesens für einen der Lieblinge des Glückes halten mußte, erscheint in den Darstellungen der Späteren nicht selten als ein düsterer, früh verbitterter, knorriger, menschenfeindlicher Sonderling. Es ist ihnen daraus kein Vorwurf zu machen, sie kannten ja nur die Nöte, die ihn bedrängten, und die wachsende Vereinsamung seiner Mannesjahre, aber nicht die frischen Hilfsquellen, die fort und fort in seinem Innern sprudelten. Heyse allein, der aus dem unmittelbaren Austausch schöpfte, besaß noch die Mittel, dieser Erscheinung die volle Lebenswahrheit zu geben. Aber seine unübertrefflich schöne Schilderung ist nur ein Umriß und beschränkt sich auf des Dichters letzte Lebensjahre. Den späteren Darstellern liegt es ob, die von Heyse angelegte Skizze zum Gesamtbild zu erweitern. Das ist keine leichte Aufgabe. Es braucht dazu außer dem nahen Vertrautsein mit dem Boden Alt-Württembergs die eingehendste Kenntnis der literarischen und politischen Verhältnisse seiner Zeit. Beides steht mir nicht zu Gebote. Und leider bin ich nicht einmal imstand, diese Mängel durch eine Fülle lebendiger Erinnerungen aufzuwiegen. Fiel doch meines Vaters bestes Leben lange vor die Zeit meiner Geburt, und der Mann, dem als Jüngling von seiner dionysischen Tafel-

runde (s. „Das Wirtshaus gegenüber") das beneidenswerteste Mundstück zuerkannt worden war, redete als Familienvater fast gar nicht mehr, am wenigsten in den späteren Jahren, wo ich erst zu einem Austausch fähig wurde. Ich kann also auch meinerseits nicht den Anspruch erheben, die Lücke befriedigend auszufüllen. Doch gibt mir der Besitz von vertraulichen Familienbriefen und manche erhaltene Überlieferung wenigstens einen Einblick in die Zeit seines Werdens, und der Vorteil des gemeinsamen Blutes läßt mich hoffen, manche Züge seines Wesens richtiger, als dem Fremden möglich ist, zu deuten und so dem künftigen, besser ausgerüsteten Biographen die Gesichtspunkte für die Auffassung des Menschen und des Dichters Hermann Kurz zu liefern.

Als ich mein geistiges Auge zu öffnen begann, lebte mein Vater schon wie ein lebendig Verschollener. Ein Bannkreis umgab den schweigenden Mann, der ihn gleichsam von der Mitwelt absonderte. Es war, als wären alle übereingekommen, von dem, was er der Welt gegeben hatte, zu schweigen. Die mit ihm jung gewesen, seine Freunde und Mitstrebenden, hatte das Schicksal frühe stumm gemacht. Das nachwachsende Geschlecht besaß in jener literarisch matten Zeit nicht so viel selbständige künstlerische Erkenntnis, um sich ohne Hinweis von außen für eine echte Kunstschöpfung zu begeistern. Die politische Partei, der er seine besten Mannesjahre geopfert hatte, stand seiner reinen tendenzlosen Kunst kühl gegenüber. In der Literatur wurde er gar mit Heinrich Kurz, dem Literarhistoriker, verwechselt. Die Jugend sang seine Lieder nach den Silcherschen Melodien und wußte nicht mehr, wer der Verfasser war. Wir fühlten uns wie Königskinder im Exil, deren Vater seine rechtmäßige Krone nicht tragen darf.

„Ich bin zwischen die Zeiten gefallen," sagte der Dichter selbst, wenn er in späteren Jahren sich je einmal über seine literarische Laufbahn äußerte. Ja, er war zu spät gekommen für die Zeit, wo rein poetische Aufgaben im Vordergrund des

deutschen Geisteslebens standen. In den bald danach ausbrechenden politischen Stürmen verstummte seine parteilose Muse, während der Dichter selbst zum Kämpfer wurde und sein ganzes persönliches Leben für seine Überzeugung einsetzte. Nachdem der Sturm sich gelegt hatte, gab es kein literarisches Württemberg mehr, und ein Deutschland, das dem Dichter hätte vergüten und vergelten können, gab es überhaupt noch nicht. Unter dieser bösen Konjunktur verfloß sein Leben. Als er dann nach seinem Tode in den „Gesammelten Werken" zum erstenmal in geschlossener Gestalt vor das Publikum trat, da wiederholte sich das „Zwischen die Zeiten fallen". Nun gab es zwar ein Deutschland, aber dieses Deutschland das eben erst im großen und groben von dem gewaltigsten Werkmeister zurechtgezimmert war, hatte zunächst anderes zu tun, als ästhetischen Werten nachzugehen, und als es sich endlich auf diese wieder besann, da wollte man in dem neuen Reiche alles neu haben, am neuesten die Kunst; man lebte von der Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, und ließ sich nur sehr ungern daran erinnern, daß es schon vordem eine deutsche Dichtkunst gegeben hatte. Überdies wurde jetzt das mit der politischen Führerschaft verbundene Überwiegen des norddeutschen Geistes auch in der Literatur der Verbreitung eines so wesentlich süddeutschen Dichters wie Hermann Kurz hinderlich. Und als schlimmster Gegner kam noch der rohe Naturalismus dazu, der wieder für eine lange Zeit die Wege der wahren Kunst verschüttete. Wenn zuvor Hermann Kurz mit seinem kühnen und trotzigen Wahrheitssinn für eine matte, durch flaue Schönfärberei verzärtelte Periode zu männlich und stark gewesen war, so wußte diese, die die Fahne eines falschen Realismus schwang, wiederum nichts mit ihm anzufangen, weil seine Wahrheitsliebe auf die bleibende, immer wiederkehrende Wahrheit, nicht auf die zufällige, einmalige gerichtet ist. Aber auch die schlimmste Konjunktur nimmt einmal ein Ende. Zwar nur langsam, wie Gletscher

schieben, aber unaufhaltsam verschiebt sich ein Kulturbild. So scheint nun endlich der Tag für Hermann Kurz anzubrechen. Schon in den letzten Jahren stellten sich Zeichen ein, daß die Erinnerung an ihn zu erwachen beginne, die Reclamsche Universalbibliothek verbreitete seine kleinen feinen Erzählungen, dann, mit Ablauf der literarischen Schutzfrist, erschienen als die ersten Schwalben die Neuauflagen der großen Romane, denen jetzt fort und fort weitere Ausgaben folgen, und endlich brachte als dankenswertestes Unternehmen der Verlag von Max Hesse die neue, von Hermann Fischer, dem Sohne des Dichters J. G. Fischer, besorgte Ausgabe der „Sämtlichen Werke", die durch einige wertvolle, in der früheren Gesamtausgabe fehlende Stücke ergänzt und mit gediegenen, von liebevollem Verständnis durchdrungenen Einleitungen zu jedem Bande versehen ist. Wie ein Verschütteter aus tiefem Schachte steigt der Dichter heute herauf, in voller Frische, unberührt vom Fittich der Zeit, die so viele seiner gefeierteren Zeitgenossen unterdessen in Staub und Asche gewandelt hat. Kein Rünzelchen auf der blühenden Wange seiner Muse. Seine Gestalten sind noch lebendig und menschlich wahr bis in die kleinste Nebenfigur herab, Sprache und Gedanken sind unveraltet, jede Zeile neu und blank, als wäre sie heute geschrieben. So tritt der Dichter einem neuen Geschlecht gegenüber, auf das der alte Unstern nicht mehr wirkt: es gibt heute keine literarischen Moden mehr, da in unseren Tagen alles und nichts Mode ist; der Zeitgeist wendet sich wieder den ästhetischen Aufgaben, wenn auch noch mit ungenügenden Mitteln zu, die geistigen Zollschranken innerhalb Deutschlands sind gefallen, und wenn der Süden sich des Vorrechts seiner älteren Kultur begeben hat, um auf das bewegtere Geistesleben seiner norddeutschen Brüder einzugehen, wenn er sogar zu diesem Zweck das Fremdartige der niederdeutschen Sprechweise überwindet, so darf er jetzt vom Norden das gleiche Entgegenkommen für seine führenden Geister erwarten.

Damit ist dem Dichter, der die Heimatkunst pflegte, lange bevor dieses neue Wort für eine alte Sache geprägt war, endlich der Weg aus der engeren Heimat, die für seine Maße zu klein war, in das große Gesamtvaterland eröffnet.

Um aber zu begreifen, wie es zuging, daß ein Dichter von der Stärke und Bedeutung eines Hermann Kurz von seiner Zeit so unter Schutt begraben werden konnte, muß man sich den Boden Alt-Württembergs, dem er entsprossen ist, und die Zeit seines Wachstums vor Augen halten.

Die Schwaben gelten gewiß mit Recht für einen reich begabten Volksstamm. Aber auf engen Raum zusammengedrängt und von Natur mit harten Köpfen begabt, haben sie sich von jeher schlecht miteinander vertragen. Das Bestreben, einander zu verkleinern, ja lieber einen ganz Fremden, wäre er auch minder verdienstvoll, anzuerkennen, als einen der Eigenen, ist ein unverwischbares Stammesmerkmal. Diese Sucht, sich gegenseitig am Zeuge zu flicken, die durch den angeborenen kaustischen Zug verschärft wird, ist so allgemein, daß der Schwabe sich ihrer kaum bewußt ist und häufig gar keinen bösen Willen damit verbindet. Selbst in die Klangfarbe des Dialekts hat sich diese Streitsucht eingeschlichen, denn wenn zwei Schwaben auf der Straße zusammen reden, klingt es dem uneingeweihten Ohre, als zankten sie sich. Erst im Ausland kommt es ihnen zum Bewußtsein, wie viel schonender andere Stämme unter sich verkehren.

In diesem Lande gedeiht das Talent nicht durch Förderung, sondern durch Gegensatz und Widerstand: das dickköpfige Philisterium ist dort der Nährboden des Genius, der mit ihm zu kämpfen hat. Das ist ein Krieg auf Tod und Leben, wobei meistens der Genius auf die Dauer seiner Erdentage unterliegt, um dann später in verklärter Gestalt aufzuerstehen und den Kampf mit besseren Aussichten fortzusetzen. Aller Ruhm Alt-Württembergs geht von seinen Dissidenten aus. Diese sind sämtlich Geschwister von Schiller ab, zwar ungleich

an Talent und Temperament, aber gleich an wetterfestem, not- und todverachtendem Idealismus. Ein Familienzug, der sie von weitem kenntlich macht, ist ihre trotzige Gebärde; sie wollen stets mit dem Kopf durch die Wand. Sie sind eben keine Olympier, sie sind Titanenkinder. Eine Ausnahme bildet Mörike, der die umgebende Welt sich anpaßt, indem er sie mit seiner spielenden Phantasie, fast ohne es zu bemerken, vollkommen umgestaltet. Dieser lebte denn auch unangefochten dahin, die Philister taten ihm nichts zuleide, er verkehrte mit ihnen auf du und du, und sie bemerkten gar nicht, daß er ein Genie war, sondern hielten ihn für ihresgleichen.

Allein nicht nur der Philister war in Württemberg dem aufstrebenden Genius hinderlich, auch seine Geistesverwandten verlegten ihm den Weg. Das kleine Land war ja viel zu reich an Talenten, um ihnen allen Raum zur Entfaltung zu geben; an den Grenzen aber war die Welt mit Brettern vernagelt. Wer darüber hinausstürmte, der konnte im Elend zugrunde gehen wie Waiblinger, oder wie Hölderlin als ein Schiffbrüchiger zurückkehren. Darum ging es, wie es oft in begabten, aber armen Familien zu gehen pflegt, wo ein jeder sein Talent und seine Individualität zur Geltung zu bringen sucht und keiner den anderen recht aufkommen läßt. Anderwärts ereignet sich gerade das Umgekehrte: man bildet Klüngel zur gegenseitigen Anpreisung und Förderung, daß der Fremde glauben könnte, in eine ganze Pflanzschule von Genies geraten zu sein. In Württemberg aber fehlte es dem Genius von vornherein an Verkündigern. Sollte ein einheimisches Erzeugnis dort Anerkennung finden, so mußte es zuvor ausgeführt und mit einer auswärtigen Marke wieder eingeführt werden. Ein preußischer Hauptmann war es, der die erste Ausgabe von Hölderlins Gedichten veranlaßt hat. In unseren Tagen hat der Norden begonnen, den Ruhm des halbverschollenen Mörike zu machen, wie er zuvor den Uhlands gemacht hatte.

Von Schiller ganz zu schweigen. Nicht umsonst singt Mörike von diesem:

— der an Herz und Sitte
Ein Sohn der Heimat war,
Stellt sich in unsrer Mitte
Ein hoher Fremdling dar.

Das war es, was ihm schließlich seine Geltung gab, daß er als Fremdling wiederkam. In echt schwäbischem Sinn hat einmal Theobald Ziegler den Ursprung der Redensart „er ist nicht weit her" untersucht. Daß er nicht weit her war, ließ auch Hermann Kurz nicht in seiner vollen Bedeutung erscheinen; gerade sein starkes Heimatgefühl, das ihn hinderte, den Boden Württembergs zu verlassen, ist ihm in der Heimat schädlich geworden. Nicht als ob es den Schwaben an Sinn für ihre heimischen Erzeugnisse gebräche, sie tun sich vielmehr auf die große Menge ihrer schöpferischen Geister recht viel zugute; aber sie haben nun einmal die Neigung, diesen bei Lebzeiten den Brotkorb so hoch wie möglich zu hängen. Das wunderliche Stammesselbstbewußtsein, das sie so oft getrieben hat, ihre Großen als quantité négligeable zu behandeln, findet seinen klassischen Ausdruck in dem köstlichen Vers von Eduard Paulus:

Der Schelling und der Hegel,
Der Schiller und der Hauff,
Das ist bei uns die Regel,
Das fällt uns gar nicht auf.

Auf einem so sonderbaren Boden war die berühmte alte „Schwabenkultur" aufgebaut. Freilich, es war ihr auch anzusehen. Sie umfaßte die ganze Welt des Gedankens und besaß doch nicht das kleinste Fleckchen, auf dem sie sich sichtbar niederlassen konnte. Das macht: sie war ausschließlich Männersache; die Schwäbinnen, wenigstens die des Mittelstandes, taten nicht mit, sie beharrten mit Überzeugung in der Unkultur. Es gab keine gesellschaftliche und ästhetische

Erziehung durch die Frau; bei der Heirat brach entweder die Entwicklung des Mannes ab oder es trat bei ihm eine völlige Teilung des inneren und des äußeren Menschen ein. Daher blieb diese Kultur eine rein literarische, die aus dem Studierzimmer der Poeten und Gelehrten nicht einmal bis in die nächste Umgebung den Weg fand, so daß, während das Familienhaupt zu den Sternen am geistigen Himmel zählte, häufig die nächsten Angehörigen in einer fast bäurischen Unwissenheit und Formlosigkeit dahinlebten. Es hat etwas Schauerliches, sich die Weltweite dieser Geister und dazu die erdrückende Enge ihres leiblichen Daseins vorzustellen. Dazu kommt, daß fast alle talentvollen jungen Leute durch die Armut zum unentgeltlichen Studium der Theologie getrieben wurden und daß eine Landpfarrei das gewöhnliche irdische Ziel der Titanensöhne war. Der Weg dahin führte durch die Pforte des „Landexamens" in die klösterliche Zucht der niederen Seminarien und von da in das bekannte „Tübinger Stift". In diesem Stift, der wahren Stiefmutter unserer großen Geister, wurden sie in den Entwicklungsjahren von allem äußeren Leben ferngehalten und systematisch zu jener vielberufenen stiftlerischen Unweltläufigkeit erzogen, die ihnen später das Weiterkommen auf jedem anderen als dem von der Anstalt vorgeschriebenen Wege so sehr erschweren mußte.

Wenn es ohnehin die Art der schöpferischen Naturen ist, sich unter dem Eindruck ihrer inneren Gesichte schwerer in der Welt zurechtzufinden als der gewöhnliche Menschenschlag, so hat Alt-Württemberg seinen genialen Männern noch geflissentlich Ketten um Ketten an die Füße gelegt.

Des Dichters Jugendjahre

Hermann Kurz ist am 30. November 1813 zu Reutlingen geboren, der ehemaligen freien Reichsstadt, die ein Dezennium zuvor württembergisch geworden war. Die Eindrücke, die er dort empfing, haben all seinem späteren Dichten und Schaffen die Grundfarbe gegeben. Ich selber kenne die altertümliche, von den Geistern der Reutlinger Schlacht umschwebte Jugendstadt meines Vaters nur aus seinen Dichtungen; das Reutlingen, das ich später mit Augen sah, ist davon so verschieden, daß es mir niemals möglich war, beide in ein Bild zusammenzufassen. Seine Eltern waren, als ich zur Welt kam, lange tot. Überhaupt kannte ich keinen von seinen früheren Angehörigen, als seinen einzigen Bruder, der ihn um wenige Jahre überlebte. In meiner Kinderphantasie spielte die mütterliche Familie, das alte Freiherrngeschlecht von Brunnow, unter dessen Reliquien wir heranwuchsen, eine große Rolle, während der väterlichen Vorfahren nie von uns gedacht wurde. Das war sehr begreiflich: mein Vater sprach uns nicht von ihnen, und meine Mutter hatte sie nicht gekannt. Sein Schweigen rührte jedenfalls zum Teil davon her, daß er diese Gestalten schon in Poesie verwandelt hatte und daß es ihm gegen die Natur ging, das dichterische Gewebe in seinem Geiste wieder aufzulösen und den nackten historischen Inhalt herauszuholen. Für ihn waren sie nunmehr völlig das, was seine Phantasie aus ihnen gemacht hatte. Ich hielt also, bevor ich seine „Familiengeschichten" kannte, nicht viel auf diese ehrsamen Reutlinger Glockengießer und Spritzenmeister, und mit der Offenherzigkeit, die Kindern eigen ist, sagte ich eines Tages zu meinem Vater: „Es ist eigentlich doch recht schade, daß unsere Mama

nicht lieber einen Standesgenossen geheiratet hat, dann wäre ich jetzt auch eine Geborene." Er antwortete lächelnd, aber doch mit einem gewissen Nachdruck: „Du bist schief gewickelt, liebes Kind, wenn du dir viel auf deine mütterlichen Ahnen einbildest, die als Raubritter auf ihren festen Burgen saßen und harmlose Wanderer plünderten. Da waren deine Ahnen väterlicherseits ganz andere Leute: regierende Bürgermeister und Senatoren einer kleinen Republik, die über Leben und Tod, über Krieg und Frieden zu entscheiden hatten." Diese Worte machten mir großen Eindruck, und von da an betrachtete ich die Reutlinger Vorfahren mit ganz anderen Augen, obgleich ich mich in ihre rauhe und enge Welt doch nicht hineinzudenken vermochte.

Sie reichen urkundlich bis ins fünfzehnte Jahrhundert zurück, wo sie als freie Bauern auf ihrem eigenen Erb und Lehen saßen. Um 1483 war ein Hanns Kurtz von Österreich mit einem Grundstück bei Kirchentellinsfurt belehnt worden. Von da an verschwindet der Name Kurtz nicht mehr aus den Annalen der freien Reichsstadt. Es wird seinen Trägern nachgerühmt, sie hätten frühe das Streben gezeigt, zur geistigen Aristokratie des Landes aufzurücken. Jedenfalls erscheinen sie schon in den ältesten Urkunden als ein freimütiges, unternehmendes, wohl auch etwas hochfahrendes, dabei aber kernhaftes und tüchtiges Geschlecht, das alsbald mit persönlichen Zügen hervortritt. Auch die Wander- und Abenteuerlust, die viele Glieder späterhin weit über die Erde verstreut hat, zeigt sich zeitig: im sechzehnten Jahrhundert begleitet ein Sebastian Kurtz Kaiser Karl V. als Fuggerscher Agent nach Italien und wird durch seine Aufzeichnungen zur wichtigen Geschichtsquelle für den Schmalkaldischen Krieg. Die Familie schrieb sich abwechselnd Kurtz, Kurz und Curtius; unser Zweig hielt an dem älteren „tz" fest, bis im Jahre Achtundvierzig mein Vater, seinem sonst so ausgeprägten historischen Sinn entgegen, das „t" aus dem Namen strich,

weil jetzt jeder Zopf fallen müsse. Die Nachkommen haben aus Ehrerbietung die von ihm bestimmte Schreibart beibehalten, obwohl sie stets das Aufgeben der älteren Form bedauerten. Unser Familienwappen, ein goldener Löwe, der, auf grünem Dreiberg stehend, eine schwarze Hausmarke in den Pranken hält, wurde im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts verliehen. Ein anderer Zweig, der bald ausstarb, erhielt für die in Kriegszeiten dem Kaiser geleisteten Dienste ein Wappen, worauf der römische Ritter Curtius dargestellt ist, wie er auf weißem Roß in goldener Rüstung in den von Flammen umzüngelten Abgrund sprengt. Unseren Ast begründete ein Michael Kurtz, der zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts an der Spitze einer großen Werkstatt für Glocken und Feuerspritzen stand und seine Erzeugnisse durch die Schweiz und einen großen Teil Deutschlands versandte. Von ihm wird berichtet, er sei einmal auf vierzehn Tage in den Turm gesetzt worden, weil er sich gegen die vielen Steuern auflehnte, und bei seiner Freilassung habe er einen Schein ausstellen müssen, daß er nicht, wie er gedroht, den einen oder anderen Ratsherrn, wenn sie bei seinem Haus vorüber in die Kirche gingen, niederschießen würde. Man traute ihm zu, daß er der Mann wäre, seine Drohung wahr zu machen, denn man hatte ein mit zwei Kugeln geladenes Feuerrohr bei ihm gefunden. Auf diesen Feuerkopf folgte sein ebenso energischer Sohn Johannes, jener vielgewanderte Ururahn mit dem spanischen Leibfluch und dem „bordierten Hütlein", bei dem meines Vaters Familiengeschichten beginnen. Das „bordierte Hütlein", das der wackere Zunftmeister und Ratsherr als Zeichen seiner Würde trug, wurde in der Verwandtschaft sprichwörtlich bis auf unsere Geschlechtsreihe; denn so oft einer aus der Familie den Kopf etwas hoch trug, hieß es von ihm: „Er hat das bordierte Hütlein auf." Dieser Johannes, der sich im Ausland in seiner Kunst sehr vervollkommnet hatte, brachte das väterliche Gewerbe

erst recht in Flor. Nach seiner Rückkehr heiratete der stattliche junge Meister jene liebliche, durch einen Vormund um ihr Vermögen geprellte Schafhirtin, deren Geschichte in der „Reutlinger Glockengießerfamilie“ erzählt ist.

In Wirklichkeit hieß sie Margarete; der Dichter hat ihr diesen Namen genommen, schwerlich aus Irrtum, sondern weil er ihn für die im „Witwenstüblein“ erzählte Geschichte seiner eigenen Vatersschwester, der bekannten „Frau Dote“, brauchte, und hat ihn durch den gleichfalls poetischen Namen einer anderen Vatersschwester Dorothea ersetzt. Herr Johannes war ein heftiger und ehrsüchtiger Mann, der nicht die geringste ihm zugefügte Unbill ertragen konnte; aber als bei dem großen Brande seiner Vaterstadt, dem er als Spritzenmeister zu wehren hatte, ein langjähriger Freund sein ganzes ihm anvertrautes Hab und Gut veruntreute, nahm er diesen Schlag geduldig als göttliche Schickung hin und begann getrosten Mutes sein Handwerk von neuem. Was von ihm in der „Reichsstädtischen Glockengießerfamilie“ erzählt wird, scheint durchweg auf Tatsachen zu beruhen, wogegen bei der romantischen Liebesgeschichte seines Sohnes Franz ebenso wie in der seines Enkels „Wie der Großvater die Großmutter nahm“ der historische Zettel stark mit dichterischem Einschlag verwebt ist. Dagegen sind die Persönlichkeiten hier wie in den nachfolgenden Geschichten getreu nach den Überlieferungen und zum Teil nach der Erinnerung gezeichnet, besonders jener letztgenannte Großvater, der alte patriarchalische Senator Johannes, der „Herr Ehni“ des Dichters, der als Siebenundachtzigjähriger wenige Tage vor seinem Tode in Gegenwart seines Enkels Hermann beim Scheibenschießen den Meisterschuß tat. Diesem liebenswürdigen Greis wird eine an den Jünger Johannes erinnernde Sanftmut nachgerühmt, welche Eigenschaft bis dahin nicht zu den vorwiegenden Stammesmerkmalen gehörte. Züge von ihm finden wir später in der heimeligen Gestalt des alten glockengießenden

„Amtsbürgermeisters“ der „Heimatjahre“ wieder, dem sogar ein verstecktes Kennzeichen beigegeben ist: die Zinnbecher, aus denen der Wackere seine Gäste labt, tragen das Kurtzsche Familienwappen, den Löwen, der auf dem Dreiberg steht. Es liegt ein unwiderstehlicher, aus dem Gemüte fließender Zauber über der Schilderung seines Heimwesens — „eine Heimstätte, wo wir ewig verweilen möchten,“ nennt es der geistvolle Kürnberger in seinen „Literarischen Herzenssachen“.

Vom Urgroßvater bis zur unvergeßlichen „Frau Dote“ hat der Dichter vier Geschlechterreihen seiner Familie in ihren Eigenheiten und ihrer Umgebung geschildert; ihnen schließt sich noch das Bild vom alten Vaterhause seiner Mutter in Tübingen an, das im ersten Buch der „Denk- und Glaubwürdigkeiten“ so lebendig gezeichnet ist. Über die eigenen, früh verlorenen Eltern aber geht der Dichter mit wenigen eingestreuten Worten rasch hinweg; wohl nicht, weil ihn sein Gedächtnis auf diesem Punkt im Stiche ließ, sondern aus einer Scheu des Gefühlslebens, die ihm gerade über die Nächsten und Teuersten den Mund verschloß. Es waren auch keine Erinnerungen so heller und freudiger Art, die ihn mit dem eigenen Vaterhaus verknüpften.

Sein Vater Gottlieb David Kurtz, der schon im dreiundvierzigsten Jahre an der Schwindsucht starb, war ein Mann von vorwiegend geistigen Neigungen und freiheitlicher Richtung, ein heller Kopf, dabei glühender Verehrer Schillers, der glücklich war, wenn sein begabter Ältester schon als kleiner Junge Schillersche Balladen und andere Gedichte rezitierte. Aber er hatte den kaufmännischen Beruf ohne innere Neigung erwählt, und dieser brachte ihm kein Glück; da er nun obendrein selbst eine Fortschritts- und Dissidentennatur war, sich auch durch einen Aufenthalt in der Schweiz größere Gesichtspunkte angeeignet hatte, konnte es ihm in der stockenden Enge seiner heimischen Verhältnisse nicht allzuwohl sein. Er wurde ein Parteigänger seines unglücklichen

Landsmanns, des „Weltverbesserers“ List, und spann dabei nach dem Zeugnis seiner Gattin „keine Seide“. Wie der große Nationalökonom um jene Zeit in seiner Heimatstadt angeschrieben war, beweist des Dichters Bericht, daß, wenn er in der Knabenzeit sich irgendwie nicht in den hergebrachten Schlendrian fügen wollte, erschreckte Basen ihm zu drohen pflegten: „Wart, dir wird es gehen wie dem List!“ — Durch unglückliche Unternehmungen kam mein Großvater um den größten Teil seines Vermögens. Der Kummer über dieses Mißgeschick, zu dem sich das körperliche Leiden gesellte, verdüsterte seinen frühen Lebensabend und trübte den Humor, der als Familienzug auch ihm nachgerühmt wird. Darunter hatte die Jugend des Sohnes zu leiden. Die beiden waren ganz geschaffen, sich zu verstehen, aber wie es häufig zwischen einem reizbaren Vater und einem lebhaften Sohne zu gehen pflegt, sie fanden den Weg nicht zueinander. Zwischen dem kränklichen, verstimmten Mann und dem begabten, temperamentvollen Knaben kam es häufig zu Mißverständnissen, die noch in der Seele des Sohnes schmerzlich nachzitterten, als er selber ein gereifter Mann war. Als düsterster Schatten aus seiner Jugendzeit begleitete ihn die Erinnerung an des Vaters Sterbestunde. Es war am 13. April 1826, daß den Leidenden in Gegenwart der Seinen der Tod ereilte. Man glaubte ihn schon verschieden, und der zwölfjährige Sohn Hermann hielt ihm ein Licht an den Mund, um zu sehen, ob er noch atme. Da öffnete der Sterbende noch einmal die Augen und ließ einen großen Blick über ihn hinrollen, in dem das erschrockene Kind einen Vorwurf über diese letzte Störung zu lesen glaubte. — Des Vaters unbefriedigendes Schicksal muß dem jungen Hermann Kurz vor allem vorgeschwebt haben, als er im Jahre 1841 einem neugeborenen Neffen die Verse schrieb:[1])

[1]) Ungedruckt.

— — Du bist, o Kind, von einem Stamme,
Dem es noch selten hier gelang,
Ein schöner Stern war seine Amme,
Doch leider stets im Untergang.

Die einen sind im Sand versunken,
Von dumpfem Mißgeschick bedrängt,
Die andern sind im Schlund ertrunken,
Vom jähen Mut dahingesprengt.

Stets unvollendete Geschicke,
Der Anfang groß, das Ende klein!
Wird das so bleiben mit dem Glücke?
Das Halbe nie ein Ganzes sein? — —

Sei du es denn, in dessen Leben
Vollendet ist der Väter Haus,
Dein, dein sei unser ernstes Streben,
Und führ' es du ans Ziel hinaus.

Dir sei's, mein Liebling, zum Gewinne,
Was edel war an uns und echt,
Du unser Erbe und beginne
Ein neues glückliches Geschlecht.

Dieselben Gedanken und Empfindungen hatte er schon drei Jahre früher in einem Brief an Eduard Mörike ausgesprochen:

„Dieses Mißlingen nämlich, von dem ich sagte, scheint den Meinigen — von der gegenwärtigen Generation läßt sich noch nichts sagen — angeboren: mein Vater hatte die größten Ansprüche auf ein gelungenes Leben und ist bitter getäuscht worden; und ebenso ist es mit Onkeln und Vettern gegangen: die einen taugten gar nicht in die Welt, die anderen haben mit dem besten Willen und Verstand nichts Gescheites herausgebracht (ich kann sagen just die, die den Familiencharakter entschieden an sich trugen; an Indifferenten hat's nicht gefehlt, die vorwärts gekommen sind), so daß sich einer, der das in seinem Blute fühlt, oft fragen mag: wird dieser



Des Dichters Geburtshaus in Reutlingen

Typus so fortdauern oder kommt zuletzt einer, dem Fortuna das gibt, was sie seinen Vorfahren so oft hinhielt und wieder zurückzog?" — Jener Neffe, dem er die im selben Brief erwähnte, sauer zu verdienende „Vollendung" zugedacht hatte, sollte ihrer freilich nicht teilhaft werden, denn er starb im frühen Kindesalter.

Ich gestehe, daß ich den auch sonst in der Familie verbreiteten Aberglauben, als ob ihre Glieder zum Unheil vorbestimmt seien, meinerseits nie begriffen habe. Ich weiß freilich nicht, wer die „im Schlund Versunkenen" sind. Die von dem Dichter geschilderte Ahnengalerie zeigt lauter Charakterköpfe, die sich mit ihren Eigenheiten und ihrem Willen durchzusetzen wußten. Um Hermann Kurz' dornenvolles Dichterlos zu erklären, bedarf es keines besonderen Familienunsterns, die politischen und sozialen Konstellationen seiner Zeit und seines kleinen Vaterlandes genügen dazu vollauf. Und wenn Goethe recht hat, daß das höchste Glück der Erdenkinder die Persönlichkeit ist, so darf sich dieses Geschlecht sogar ein begünstigtes nennen, denn es hat zu allen Zeiten starke Persönlichkeiten hervorgebracht. Ich will von der späteren Geschlechtsreihe, neben dem Dichter selbst, nur seinen Lieblingsvetter, den eidgenössischen Obersten und Präsidenten des Berner Großrats, Albert Kurtz, nennen, von dem er uns Kindern gern das kühne Stück erzählte, daß dieser, als einst in Bern ein Engländer sich in angetrunkenem Zustand in den städtischen Bärenzwinger hinabgelassen hatte, den Unseligen mit eigener höchster Lebensgefahr der fürchterlichen Gesellschaft entriß, freilich schon zerfleischt und als Leiche.

War die Stellung zum Vater eine schwierige, so stand der Knabe seiner Mutter um so inniger nahe. Sie war eine Tochter des aus westfälischer Familie stammenden akademischen Buchdruckerherrn Schramm aus Tübingen, eine zarte, stille, sinnige Natur, von der nach den Aufzeichnungen des jüngeren Sohnes der Dichter die feine Auffassung menschlichen Wesens

und Treibens und die Milde des Charakters geerbt hat, während der poetische Sinn vom Vater stammen soll. Ob sich das letztere so ohne weiteres behaupten läßt, möchte ich jedoch bezweifeln. Daß mein Großvater dem phantasievollen Knaben die Romane, die dieser wirr durcheinander las, aus den Händen nahm oder vielmehr riß und ihm dafür Reisebeschreibungen und dergleichen unterschob, zeugt zwar von pädagogischer Weisheit und von gutem Geschmack, und daß er den Aberglauben in jeder Gestalt verfolgte, macht seinem Verstand Ehre; daß er aber den Rationalismus so weit trieb, auch mit den alten „Volksbüchern“ in Fehde zu liegen, spricht gerade nicht für poetischen Sinn. Daß das eigentlich Poetische dennoch von seiten der Schwertmagen stammt, glaube ich aber gerne, denn die Pfarrerin Kenngott, bekannt unter dem Namen der „Frau Dote“, des Kaufmanns David Kurtz älteste Schwester, die die zweite Erzieherin des Dichters wurde, war selbst ein lebendiges Historienbuch und besaß daneben eine so große Phantasie, daß dieser ihr im „Witwenstübchen“ sagen konnte: „Ich weiß, wie schnell du ein Märchen zusammenbringst, wenn man eins von dir haben will.“ Von dieser köstlich frischen, temperamentvollen Frau mit der unversiegbaren Laune und dem drastischen Mutterwitz, deren Wesen, freilich in viel engerem Rahmen und unter viel bescheideneren Formen, mannigfach an die berühmte „Frau Rat“ erinnert, ist augenscheinlich die Lust am Fabulieren in die Familie gekommen und der Humor, der die Welt überwindet. Dagegen ist das sichere psychologische Feingefühl, das sich oft in den Briefen der Mutter Kurtz ausspricht, dem Romandichter als schätzbares Kunkellehen zugefallen. Hinter der kraftvollen Silhouette der Frau Dote tritt freilich die Mutter des Dichters mit ihren zarten, fast hingehauchten Linien etwas zurück, aber eine unbedeutende Frau ist sie darum keineswegs gewesen. Bei aller Zartheit zeigen ihre Briefe eine große Selbständigkeit des Denkens, so besonders,

wenn sie ihren Hermann wiederholt ermahnt, sich auch der neueren Sprachen zu befleißigen, da er sie einmal nötig haben könne, und vor allem den Widerwillen gegen das Französische zu überwinden, das nun einmal Weltsprache sei. So weit dachte niemand in ihrer Umgebung. Auch ein empfindliches ästhetisches Gefühl ist ihr eigen: einmal prasselt sie in helle Entrüstung auf, als der ebenso fein geartete Sohn sich vorübergehend in einer roheren Ausdrucksweise gefällt, womit die Kameraden ihn angesteckt haben, und vom Klarinettblasen rät sie ihm ab aus demselben Grunde, weshalb einst Alkibiades die Flöte verwarf.

Beide Söhne haben die Frühverstorbene als ein stilles, rührendes Heiligenbild verehrt; von ihr wurde in der Familie auch der aristokratische Zug in der Natur des Dichters abgeleitet. Sie hatte eine für ihre Zeit und ihren Stand durchaus nicht gewöhnliche Bildung und schrieb mit fließender, gleichmäßiger Hand — im Gegensatz zu den seltsamen Kratzfüßen und dem fossilen „Gotisch" der Frau Dote — ein modernes, fast reines Deutsch. Auch ihre jüngere Schwester, die im Jahre 1863 verstorbene Pfarrerin Mohr, von der noch eine Erinnerung wie ein blasser Schein in meine eigenen Kinderjahre fällt, hob sich durch ein feineres und vornehmeres Wesen von ihrer Umgebung ab, soll jedoch der Schwester nicht gleichgekommen sein. Von diesen Jugendeindrücken schreibt sich jedenfalls des Dichters Vorliebe für zarte weibliche Naturen her, die in gedrückten Verhältnissen ihren angeborenen Adel bewahren. Solche spürte er im Leben gerne auf und hat ihren Typus auch im „Weihnachtsfund" in der sanften und fast seherisch tief blickenden Gestalt der Schusterin gezeichnet, die zwischen den derben Figuren der Umgebung hervorschimmert wie eine in grobes Gestein eingesprengte Goldader. Trotz der geringen Sorgfalt, die damals auf die Mädchenerziehung verwendet wurde, hatte der civis academicus Schramm erklärt, daß jede seiner sechs Töchter etwas

lernen dürfe, entweder Malen oder Musik; meine Großmutter mit zwei anderen Schwestern hatte das Malen gewählt, was ihr denn als Witwe, freilich in bescheidenster Form, zugute kommen sollte, da sie durch Anmalen von Bilderbogen (zu zwei Kreuzern das Stück!) einen kleinen Zuschuß erwarb, wobei ihr der jüngere Sohn Ernst, wenn er die Schulaufgaben fertig hatte, des Abends noch ein paar Stunden behilflich war. Es gibt ein rührendes, altväterisches Familienbild, sich die beiden, Mutter und Sohn, bei der Öllampe oder dem Talglicht über ihren Bilderbogen zu denken, wie sie mühsam ein paar Kreuzer zusammen verdienen, das Taschengeld für den begabten Ältesten, der damals schon als Zögling in der Maulbronner Klosterschule sich auf das theologische Studium vorbereitete.

Ein Brief, den der Sechzehnjährige am 24. November 1829 von dort an seine Mutter schrieb, zeigt die ganze Tiefe und Zartheit des wechselseitigen Verhältnisses: — — „Ich ahne es manchmal in Augenblicken, wo der Geist des Körpers los zu sein scheint, wie ihr Euch mit mir beschäftigt, wie ihr mich Euch vorstellt, wie ich unter Euch bin." — — „Gerade da denke ich das nämliche, ihr fragt, ich antworte." — —

„Nächsten Montag ist mein Geburtstag, den Tag vorher gehen wir zum Abendmahl, da kann ich also um so besser einen neuen Adam anziehen. Aber wenn ich auch gleich bey jedem wichtigen Lebensabschnitt, die kleineren Flickerchen abgerechnet, mich in einen neuen kleide, so ist er doch (mirabile dictu!) allemal am Ende der neuen Periode wieder der alte." Im gleichen Brief berichtet er, daß er seine Abneigung gegen das Französische allmählich überwinde, aber das Englische ziehe er vor, obgleich es eigentlich nur das Kräftige des Deutschen, nicht seine Schönheit besitze. „Ich muß überhaupt je länger je mehr erfahren, daß keine Sprache meine vaterländische und die griechische erreicht."

Der Dichter bezeichnet das Wesen seiner Mutter in wenig Worten, indem er sagt, daß sie alle Eigenschaften zur Führerin des heranwachsenden Jünglings gehabt hätte, daß es ihr aber bei ihrer Milde und Sanftmut gänzlich an der Schneide gebrach, die einem Knaben gegenüber erforderlich ist. Deshalb rief die Witwe in schwierigen Fällen, wo das mütterliche Ansehen nicht ausreichte, die im Nachbarhause wohnende Schwägerin Kenngott zu Hilfe, die das Regieren von Grund aus verstand. Mit welch anmutiger Überlegenheit die alte Frau dabei zuwegeging, ist im „Witwenstüblein" zierlich dargestellt. Des Dichters ausführliche Schilderung seiner Schulnöte und wie schalkhaft klug die Frau Dote als strickende Muse seinen lateinischen Pegasus zum Wettlauf anfeuerte, hatte Heyse in seiner Ausgabe der Gesammelten Werke aus künstlerischen Gründen geopfert, und es hätte vielleicht dabei sein Bewenden haben dürfen, weil die Hauptgeschichte, von diesem Gestrüppe befreit, sich wirksamer abhebt. Fischer hat die gestrichenen Stellen und damit die etwas beschnittene Gestalt der Frau Dote wieder ergänzt; was die Kunst dabei verliert, hat die Autobiographie gewonnen. Vielleicht ist dieses Kapitel auch kulturgeschichtlich nicht ganz unwichtig; es zeigt, wie sauer unseren Vätern der Weg zur Schule gemacht wurde und was die gute alte Zeit, aus der Nähe gesehen, für ein knochenhartes Gesicht hat. Mit Grausen erinnere ich mich gewisser Massenexekutionen in der Schule, von denen mein Vater in der Erinnerung selbst noch grausend erzählte.

In dem halb klösterlich, halb militärisch eingerichteten Seminar dauerte die strenge Zucht, wenn auch natürlich ohne körperliche Strafen, fort; wie ihr der Jugendübermut an allen Ecken und Enden Schnippchen schlug, ist in den „Jugenderinnerungen" ergötzlich zu lesen. Noch ausführlicher hat der Dichter das Maulbronner Treiben in dem früheren Schluß der „beiden Tubus" dargestellt. Manche der dort eingeflochtenen Anekdoten habe ich ihn als selbsterlebte erzählen

hören, wie überhaupt in allen seinen Schriften, den einzigen „Sonnenwirt“ vielleicht ausgenommen, ein gut Stück Autobiographie verwoben ist.

Ein frischer, geistig angeregter Zug ging durch die ganze Promotion,[1]) der Hermann Kurz angehörte, und die weltabgeschiedene Lage des alten schönen Klosters inmitten tiefdunkler Wälder, seine herrlichen, damals etwas verfallenen Bauformen regten den Hang zur Poesie und Romantik mächtig auf. Nicht nur zu solchen nächtlichen Abenteuern, wie den Kletterpartien über die Dächer und der Entdeckung des berüchtigten Blutflecks an der Mauer in Dr. Fausti Gemach (zu welchem Fund jedoch Mutter Kurz ketzerisch bemerkte: „Ich glaub's gewiß nicht, daß den Faust der Teufel geholt hat“), taten sich die Kameraden heimlich zusammen; man pflegte auch ganz in der Stille ideale Beschäftigungen, die im Seminar als Allotria verpönt waren, und mancher, der später ein zahmer Philister werden sollte, hat damals munter seinen Pegasus mitgetummelt. Da wurde ein „Maulbronner Musenalmanach“ geführt, zu dem die mehr oder minder begabten Mitarbeiter ihr Bestes an Poesie oder Witz beigesteuert haben. Von den darin verewigten Namen ist nur der des „Primus“ Eduard Zeller, des nachmaligen Berliner Philosophieprofessors, der Öffentlichkeit bekannt geworden. An denselben Zeller ist ein launiges Gedicht meines Vaters gerichtet, worin sich die Strophe findet:

„Zeller, lieber Zeller, sage,
Was ich in dem Herzen trage,
Denn die Philosophen können
Alles, was es gibt, benennen.“

Beweis, daß jeder von den beiden Siebzehnjährigen seinen künftigen Beruf vorausgenommen hatte. Der Almanach

[1]) Unter Promotion versteht man die Abiturienten einer Altersklasse des niederen Seminars, die gemeinsam zur Hochschule abgehen; auch diese Altersklasse schlechtweg.

ist zwar von meines Vaters Hand geschrieben, aber die Kinder seiner eigenen Muse enthält er nicht; diese, die neben den dilettantischen Versuchen der anderen schon die Löwenkralle zeigen, stehen in einem besonderen Heft; darunter sogar einige seiner besten lyrischen Sachen neben anderem ganz Unreifem, wie es dem Alter des Verfassers entsprach. Aus seinem späteren rückblickenden Gedichte „Maulbronn" sieht man, welcher Vorfrühling diese zeitigen Blüten herausgelockt hat.

— „Aber nachts, wenn alle schliefen, wacht' ich bei der Lampe Licht,
Forschend in des Lebens Tiefen, denn die Ruhe kannt' ich nicht.
Doch es kam ein Frühgewitter über meinen Lebenstraum,
Und ein Doppelregenbogen stand an meines Himmels Saum.
Lieb' und Freundschaft, wie erhellten sie mein dunkles Herz zugleich!
Wie mit Leid und Freude machten sie mein armes Leben reich![1])
Und in manchem leisen Liede löst' ich dunklen Herzensdrang,
Das in scheuen Tönen zwischen fernem Waldgebüsch verklang. —"

Der liebebedürftige Jüngling hatte sich nach einigen vorangegangenen Enttäuschungen mit dauernder Neigung seinem gleichaltrigen Stubengenossen Edmund Bilhuber angeschlossen, mit dem er Bett an Bett schlief. Von dem Freunde, der auf seine poetischen Neigungen einging und sich auch nachmals verschiedentlich an seinen metrischen Übersetzungen beteiligte, wurde Hermann Kurz je und je zum Maienfest oder über die Weihnachtsferien in sein Elternhaus nach Vaihingen mitgenommen, wo der Vater Apotheker war. Dieser, ein literarisch angehauchter und sehr wohlgelaunter Mann, pflegte den jungen Dichter dadurch in Harnisch zu bringen, daß er die im Literaturblatt abgedruckten Angriffe Menzels auf

---

[1]) Hier fanden sich in der ersten Ausgabe der Gedichte von 1836 die Zeilen:

Wenn ich denke, wie als Gast ich weilt' in ihrem lichten Haus,
Sprech' ich beide seufzend immer noch mit Einem Namen aus.

Das „lichte Haus" der Liebe und Freundschaft war — die hellgelb angestrichene Apotheke von Vaihingen.

Goethe wiederholte und eifrigst verteidigte, was dann heftige Redekämpfe hervorrief. Dort lernte er die drei Schwestern des Freundes kennen, und der ältesten, Luise, widmete er seine ersten und vielleicht ernstesten poetischen Huldigungen. Der Schauplatz dieses ganz aus schönem Wahn gewobenen Jugendglücks hat sich dem Dichter tief ins Herz geprägt; die Enz, die jenes Tal durchzieht, rauschte noch mächtig in seiner Phantasie, als er die „Heimatjahre" schrieb; das Lottchen dürfte die idealisierten Züge der Jugendgeliebten tragen. Auch die Lieder, in denen sich der „dunkle Herzensdrang" löste, sind nicht alle verklungen; die besten davon wie „Bei dem lieblichsten Geschäfte" und „Stille, stille" finden sich noch in der neuen Ausgabe. Ebenso wie die Unruhe einer ersten Leidenschaft trieb den Jüngling das Gären und Wogen der Dichterphantasie umher und der Unmut, sich bei dem eisernen Stundenplan der schöpferischen Stimmung nicht hingeben zu dürfen. Einige ungedruckte Gedichte aus dieser Zeit lasse ich als kleine Nachlese am Schluß des Kapitels folgen, darunter der Merkwürdigkeit halber ein schwäbisches Sonett, wohl das erste, das in dieser Mundart gedichtet worden ist, wie der Verfasser selbst vermutet. Fehlt ihnen auch noch das letzte Siegel der Persönlichkeit, so haben diese Gedichte eines Siebzehnjährigen doch als Zeugnisse des Werdens ihre Bedeutung.

Der Freiheitskampf der Polen regte in der politischen Stille jener Tage das Gemüt des deutschen Volkes mächtig auf. Unsere Maulbronner Jugend spendete der unterliegenden Sache nicht nur reichlichen poetischen Zoll, sie verband sich auch zur werktätigen Unterstützung der Flüchtigen. Die Zöglinge veranstalteten Auktionen, wo dieselben Gegenstände zwei- bis dreimal verkauft wurden; auch Konzerte und Theateraufführungen zum Benefiz „der edlen Polonen" fanden statt. Hermann Kurz, damals ein schmächtiger, lang aufgeschossener junger Mensch, spielte in Körners „Banditenbraut" die Titelrolle.

Aber das junge Talent mit seinem wühlenden inneren Leben und seinem starken Unabhängigkeitstrieb konnte sich in die starre Klosterzucht nicht finden, und seine häufigen Verstöße zogen ihm das Mißwollen der Lehrer zu, obgleich gegen seinen Fleiß und seine Fortschritte nichts einzuwenden war. Insbesondere ein Professor Namens Hartmann, ein nicht unedler, aber jähzorniger und nervös aufgeregter Mann, war ihm aufsässig, und es schien eine Zeitlang, als habe es dieser „tiran" wie ihn die Frau Dote in ihren Briefen nennt, darauf abgesehen, den Ausschluß des unbotmäßigen Zöglings zu veranlassen. Es regnete auf den Übelangekommenen mit Noten und Karzerstrafen, die alsbald nach Reutlingen berichtet wurden und beide Witwenstübchen in Angst und Aufruhr versetzten.

Zu dem raschen Wesen des Jünglings stehen die angstvollen Mutterbriefe, die der Sohn pietätvoll aufbewahrt hat, in wehmütigem Gegensatz. Wie quält sich die arme Frau um die Entwicklung und Zukunft des Wildlings, wie glücklich ist sie, wenn seine Briefe ihr die Hoffnung geben, daß jetzt ein sanfterer Geist in ihn eingezogen sei! Sie sucht ihm das Wesen seiner Lehrer zurechtzulegen, die sie doch nur aus seinen Schilderungen kennt, sie rät dem Ungestümen vom übereilten Freundschaftschließen ab und warnt vor falschen Kameraden, die sie mit feiner Witterung aus der Ferne durchschaut. Gewiß ist das Gedicht:

> Monika, die bange Mutter
> Augustins des Stolzen, Hohen,

aus der Erinnerung an diese Ängste geboren. — Einmal hat er sich gar eine Pfeife angeschafft! Eine Pfeife, die unnützes Geld kostet, während er weiß, daß das Rauchen im Seminar aufs strengste verboten ist, ja mit Ausschluß aus der Anstalt bestraft werden kann. Aber die Kameraden haben ein heimliches Rauchkonventikel eingeführt, und wer sich entzieht, wird als Kopfhänger verspottet. Schwerer Zwiespalt für

ein Jünglingsherz! In einem vier Seiten langen, tränenüberströmten Brief läßt die Mutter Hölle und Himmel auf ihn einstürmen. Und damit nicht genug, auch die Dote mit ihrem Ur- und Kerndeutsch rückt diesmal zur Unterstützung der Schwägerin heran. Mit ihrer erstaunlichen Pfote und einer ganz unerhörten Orthographie schreibt sie dem jungen Sünder:

„bei deinem ab' Schied war ich so vergnüt und Sagte zu dir, ietz hab ich keine Sorgen mehr über dich aber es hat nicht lang gewehrt, so kommen sie mit Haufen. Warum bist du wieder ins Katzer[1]) gekomen, was hast du gethan um Gottes willen, wen du noch einmal darein komst, so wirst du hin aus geworfen, was wehre das for ein unglick for dich u. deine l. Mutter u. l. Ernst u. d. par Tag wo ich noch leb. es ist doch zu arg was du uns for iammer Machst. Das hat viel tränen ver urschat[2]) u. noch eine Pfeife gekauft u. keine Eigenen 1 + (Kreuzer) dar zu gehabt u. eben das Hinaus werffen dar auf gesetz ist, es Scheint mir bald voll[3]) als thaste[4]) du es dar auf[5]). kein größer un glück läß sich denken vor dich u. deine so zärtlich Mutter. die blos vor ihre Kinder lebt u. für ihr wohl. —"

Ein andermal bei ähnlichem Anlaß faßt die Dote sich kürzer und rät ihm nur aus ihrer Lebenskenntnis heraus:

„Was andere thun das du ia Selber nicht vor gut halst tu es ia nicht. Dir nimms man vor übeler auf als die Reiche Kerl."

Das A und O der mütterlichen Ermahnungen ist das Sparen. Sie empfiehlt ihm, den Wachsstock nicht unnütz zu verbrennen, denn er hat vierundzwanzig Kreuzer gekostet! und auch das Siegellack auf den Briefen besser zu sparen — die „verpetschierten Briefe" erzürnen sie ohnehin, weil sie

[1]) Karzer. [2]) verursacht. [3]) beinahe. [4]) tätest. [5]) absichtlich.

nicht schnell genug zum Inhalt kommen kann. Diese Sorge für das Allerkleinste darf man nicht mit Kleinlichkeit verwechseln; bezeugt doch auch der in viel glücklicheren Verhältnissen aufgewachsene Robert v. Mohl in seinen „Lebenserinnerungen“, daß man im alten Württemberg nicht durch Einnahmen, sondern durch Nichtausgaben wohlhabend wurde oder wenigstens die Lebensforderungen befriedigen konnte. Wenn dies von den Familien der Geheimen Räte und Präsidenten gilt, so kann man daraus den Rückschluß auf das Witwenstübchen meiner Großmutter ziehen. Sie kargt und darbt denn auch, wie es nur eine Mutter fertig bringt, sie „malt sich fast blind“, um ein paar Kreuzer für ihn zu erübrigen, der kleine Bruder steuert gelegentlich sein eigenes Erspartes bei, und dann beben beide, ob der Strudelkopf das Geld auch richtig verwende. Dieser tut sein Bestes, aber ein Spargenie wie die anderen Familienglieder ist er nicht. Immer wieder läßt er sich kleine Ausschreitungen zuschulden kommen, die er zwar reuig selbst bekennt, aber umsonst, die Versuchung zum Freigebigsein überwältigt ihn stets aufs neue. Zuweilen droht die arme Frau, ihm die kleinen Zuschüsse ganz zu entziehen, aber sie bringt es nicht übers Herz, und am Schluß des Briefes legt sie dann doch wieder ihren Taler ein. Daß der Jüngling eines Tages solch einen sauer gesparten mütterlichen Taler in einem Biergarten der aufwartenden Hebe als scheue Huldigung unbemerkt ins Schürzentäschchen gleiten ließ, das hat sie zum Glück nie erfahren! Rasch zehrte der Druck des Lebens diesen zarten Organismus auf. Zwar sobald ein Sonnenstrahl in ihr trübes Dasein fällt, so bricht auch ihr jugendliches Gemüt wieder durch, sie ist imstand, sich höchlich an einem Seiltänzer zu ergötzen und wünscht sich die Freude, bei einer Hochzeit in der Verwandtschaft noch einmal mit ihrem Hermann zu tanzen, aber mit vierzig Jahren, die ihr selbst als vorgerücktes Alter erscheinen, neigt sich schon ihr Leben zu Ende.

In ihr letztes Jahr fiel die Hinrichtung des Helfers Brehm,[1]) jene schauerliche Begebenheit, die F. Th. Vischer unterm Namen „Schartenmaier“ im Bänkelsängerton besungen hat. Ihr jüngerer Sohn wurde mit der Schuljugend nach der wilden Sitte der Zeit zum Zuschauen hinausgeführt, woran er noch als alter Mann mit Entsetzen dachte. Für die feinfühlige Frau, die viel humaner empfand als ihre Zeit, war das ein fürchterlicher Tag, wie schon der ganze Prozeß, über den sie ihren Ältesten immer auf dem laufenden hielt, ihr mit der Menschheit ganzem Jammer zugesetzt hatte. Und angstvoll war ihr vor dieser schauerlichen Mahnung der Zweifel aufgestiegen, ob ihr Sohn denn wirklich zum Geistlichen auch den inneren Beruf habe. Als wäre sie hellsehend geworden, wirft sie schon jetzt die Frage auf, die den Jüngling wenige Jahre später in so schwere innere Kämpfe stürzen sollte.

Während Mutter und Sohn die Tage bis zu den nächsten Ferien zählten, lauerte schon der Tod, das Wiedersehen zu vereiteln. Am 16. Februar 1830 wurde die Liebevolle ihren verwaisten Söhnen entrissen.

Da sie nie von ihren Leiden sprach, und der letzte Brief, der vierzehn Tage vor ihrem Tode geschrieben ist, noch mit derselben Sorgfalt auf alle kleinen Einzelheiten eingeht, muß der Schlag den abwesenden Sohn ganz unvorbereitet getroffen haben. Er überließ sich der leidenschaftlichsten Verzweiflung, so daß der jüngere Bruder ihn trösten mußte. Dieser, dem Verhältnisse und Anlagen eine viel bescheidenere Laufbahn bestimmten, sah stets mit Bewunderung zu den glänzenden Gaben des älteren auf, war aber bei seinem ge-

---

[1]) Der Prozeß des Diakonus oder „Helfers“ Brehm war zu seiner Zeit eine cause célèbre, von der heute wohl nur noch wenige wissen. Der unglückliche Helfer hatte das neugeborene Kind seiner Magd, mit der er ein Liebesverhältnis unterhielt, beiseite geschafft und wurde wegen Kindsmords zum Tode verurteilt. Als erschwerender Umstand fiel ins Gewicht, daß er Geistlicher war.

lassenen, gleichmäßigen Temperament und seinem friedlichen Lebensgang öfter in der Lage, jenem eine Stütze zu sein. Ein liebevolleres, neidloseres Bruderherz hat es nie gegeben. Der Ältere erwiderte die brüderliche Liebe mit der gleichen Anhänglichkeit und ließ den Jüngeren an seiner geistigen Fülle teilnehmen, soweit es die getrennten Lebenswege gestatteten. Die Brüder sind sich denn auch lebenslang in unwandelbarer Treue verbunden geblieben; der Jüngere, der selbst ein anmutiges poetisches Formtalent besaß und mit größter Leichtigkeit launige Gelegenheitsgedichte schrieb, hat das Schaffen des Dichters, wie er selbst sagt, „mit Andacht" verfolgt, er hat ihm vorübergehend eine Heimat in seinem Hause geboten und ist später dessen Hinterbliebenen ein treubesorgter Berater geblieben, bis den Hellen, Freundlichen selber unerwartet ein düsteres Verhängnis wegriß.

Nach dem Tode der Mutter trat die Frau Dote mit ihrer ganzen Person in die Lücke. Sie nahm den Knaben Ernst unter ihre warmen Fittiche, bis er etwa fünfzehnjährig bei seinem späteren Schwiegervater, dem Stabsamtmann Faber[1]) als Inzipient die Notariatslaufbahn betrat. Ihren Hermann, der ihr Augapfel war und blieb, bemutterte sie aus der Entfernung, sorgte für all seine kleinen Bedürfnisse und setzte ihm den Kopf zurecht, wenn er sich in die Menschen nicht schicken wollte. Es läßt sich kein liebenswürdigeres Verhältnis denken, als das zwischen der einfachen alten Frau und dem genialen hochstrebenden Jüngling, zu dessen ihr kraus dünkenden Wegen sie nie das Vertrauen verliert, daß es die rechten seien, weil es ja die seinen sind — und der seinerseits mit den gärenden Welten im Hirn doch immer die Ehrfurcht vor der schlichten, ungelehrten Menschlichkeit seiner alten Pflegerin

---

[1]) Dieser Faber tritt in den „Heimatjahren", deren Episodenreichtum ja vielfach auf Überlieferungen beruht, als der Nürtinger Lateinschüler auf, der dem vom Herzog geschossenen Hasen den kunstgerechten Genickfang gibt.

bewahrt. Übrigens kam er mit seinen Vorgesetzten besser zurecht, seit jener Hartmann, der sich nach und nach mit der ganzen Promotion verfeindet hatte, vom Schauplatz abgezogen war, und statt seiner der junge David Friedrich Strauß als Repetent Kolleg las. Dieser entzückte schon damals durch seinen geistvollen und lebendigen Unterricht die jungen Leute, die er ein Jahr später auf der Hochschule abermals als begeisterte Zuhörer seiner philosophischen Vorträge um sich versammeln sollte.

Im Herbst 1831 fand die Schlußprüfung statt, die dem Zögling die Pforten des höheren theologischen Seminars in Tübingen öffnete. Die Erinnerung an seine Nöte faßte er in einer Kreideinschrift auf der Tür des Dorments zusammen: Lasciate ogni speranza, voi ch'entrate. Als der Maulbronner Freundeskreis sich trennte, schrieb Hermann Kurz einem Kameraden, der den Cerevisnamen Scherber führte, auf das erste Blatt seines Stammbuchs:

Die wir jung und lebensfrisch
Hier in Scherbers Album hausen,
Werden einst an seinem Tisch
Als bekreuzte Blätter schmausen.
Grüß' ich denn hiermit den Trupp
Der noch kommenden Genossen,
Denn dereinst im stillen Klub
Bleibt der Mund mir fest verschlossen.
Scherbern auch, den edlen Wirt,
Grüß' ich namens aller Gäste,
Wenn er mit uns schmaust und klirrt
An dem stummen Totenfeste.

Wie bezeichnend ist dieser Stammbuchvers für die überstarke Jugendkraft, die in ihrer Lust am Gegensatze so gerne mit dem Todesgedanken spielt!

Nachlese aus den Gedichten der Maulbronner Zeit

Noch weiß ich einen schönen Augenblick,
Ob alles auch mich kränke,
Wenn ich an dich gedenke,
So fühl' ich Glück!
Gleich kurzem Strahl aus trüber Wolken Grunde
War mir's als eine flücht'ge Weile
Ein schönes liebes Haupt in Eile
Zum Gruß an meines sich gedrückt:
Warum, so hoch beglückt,
Ach, warum starb ich nicht in jener Stunde?

Nichts hab' ich heute aus dem Schacht
Zu Tag gebracht,
Doch hab' ich stets an dich gedacht.
Ich blicke aufwärts zu dem Glanz der Sterne
Und flüstre in die Ferne:
Mein süßes Leben, gute Nacht!

Poetisches Ringen

Wie braust das Herz, wie wogen die Gefühle!
Es flutet mir, ein stark bewegtes Meer,
Das innre Leben treibend hin und her,
Die Klarheit sinkt in diesem Wellenspiele!

Aus dieser Stürme ungestümem Heer,
Aus diesem heftig schwankenden Gewühle,
O lenke mich ein Gott zu einem Ziele!
In diesem Drang fühl' ich mich selbst nicht mehr.

Vergebens! Nicht in Worte kann ich's greifen,
Die Hand erfaßt ein dunkles Schattenwesen,
Wenn innen die Empfindungen sich häufen.

Nur in ein Ahnen will's zuletzt sich lösen,
Und dann umweht mich friedlich stilles Sehnen,
Und aus dem Busen quellen sanfte Tränen.

Sitz' ich so da, von Träumerei'n gebunden,
Bewußtlos irrend auf der Dichtung Saiten,
Gespinnst zusammenrollend aller Zeiten,
Das Aug' ins Blau des Weltalls hingeschwunden, —

Das Herz, getroffen und geheilt von Wunden,
Läßt Bilderreih'n zu holdem Weben gleiten,
Ahnungen, die auf künft'ge Schöpfung deuten:
Das sind des Klosterlebens schönste Stunden!

Ein Walten regt sich dunkelhell am Himmel,
Es ist, als wollte fallen eine Hülle,
Da steigt ein schönes Bild vom Meer der Klippen,

Es dringt durch das verschwindende Gewimmel,
Die Arme weit, geschwellt des Busens Fülle,
Und immer näher schwebt es zu den Lippen.

Wie schön, o süße Freundin, wenn im Schweben
Des Geistes wir auf einem Weg uns finden,
Wie in des edlen Schachtes tiefen Gründen
Sich grüßen zwei in Einer Ader Streben.

Schlug nicht dein Herz in einem süßen Beben,
Wenn ein verwandtes Wort uns konnt' entzünden
Zu eines Strahles seligem Verbinden,
Auf dem die Seelen sich zum Äther heben?

Da sind die Augen aus dem Buch geflogen,
Die Blicke sind in Einen Blick geflossen,
Zusammeneilend auf der Liebe Flügeln,

Zusammenschwimmend auf der Liebe Wogen,
Es ist, als wär' ein neuer Bund geschlossen,
Und diesen darf doch wohl ein Kuß besiegeln?

Einsam, verbannt in eine leere Wüste,
Nah' ich zu eurem Tempel, teure Musen,
Und werf' in eure Arme liebend mich.
Ich habe niemand, keine treue Brust,
Aus der ich Trost und Freude saugen könnte,
Mit der ich Glück und Unglück teilen dürfte;
Wohl hab' ich Freunde, aber keinen Freund!
Kein Herz ist, das mein Herz verstehen möchte,
Kein Geist, der auf den Schwingen der Gedanken
Mit meinem Geist den Flug vereinen wollte.
Ich wohne still, ein Fremder unter Fremden,
In mich gedrängt, die Pflanze, die kein Baum
In seine Arme fassend schützt und hält.
Vater und Mutter haben mich verlassen
Und ruhen tief von dieses Lebens Müh'n.
Ich habe keine Schwestern, die mein Herz
Mit treuer inniger Liebe fest umfaßten.
Seid ihr, o Musen, meine lieben Schwestern
Und helft mir tragen alles, was mich preßt;
In euren stillen Busen laßt mich's legen,
Wenn Glück den meinen schwellt, in eure Brust
Laßt mich vertrauensvoll den Kummer schütten,
Der mir ein Erbteil war seit Jahren schon.
Ich muß ja jemand haben, daß ich nicht
Vergeh', verschmacht' in dieser Einsamkeit.
Ein Wesen lebt, zu dem mein Herz mich zieht,
Nah ist's und doch so fern, denn ich bin Sklave,
Galeerensklave, der die Ketten sprengt.
Und dieses Wesen, euch o teure Schwestern,
Euch weih' ich diese liebliche Gestalt.
In eurem Tempel stell' ich auf ihr Bild
Und knie schweigend in dem Heiligtum,
Das Haupt gesenkt, der Priesterweihe wartend,
Die vom Gemeinen rettend mich erhebt.

Nun sind des Tages Stunden voll,
Verklungen auch ein halber Sang;
Wie mir doch heut der Busen schwoll
Im heißen Liederdrang!

Die Töne sind ins Herz gedrückt,
Erloschen ist des Liedes Licht,
Ich habe keine Blum' gepflückt,
Warum? Ich *durfte* nicht.

O Nachtigall, ich frage dich,
Wer von uns beiden edler sei?
Doch was bist du, und was bin ich?
Gefangen ich, du frei!

Schwäbisches Sonett

A's send mer oftmåls schõ Gedankẽ komme,
Ob net mẽi Språch zue fremde Måß dät passẽ:
Probierẽ kann e s jå; wills net guet lassẽ,
Ha nõ! s dent a͡u net aelle Probẽ frommẽ.

Jetz dåcht ond dõ! i han mei Feder gnommẽ,
I setz me nã ond wills jetzt zsammẽfassẽ:
Gåt s net em Ernst, so kann i ja mit spassẽ;
Wort findt mẽ gnuẽg, nå braucht mẽ net zverstomme.

Ond wie-n-e guck, so han e schõ was gschriebẽ,
Ond wie-n-es les, s duẽt net so übel klengẽ,
So ben e denn a͡u net beim A'fang bliebẽ.

D Vers fließet fort: des Deng wär fast zom Senge,
Ond ẽ Sonett ists nåch seim ganze Wesẽ,
I stand derfir, s ist s erst en Schwåbe gwese.

Das blaue Genie

Aus dem Umstand, daß ihr dreijähriger Hermann, wenn die Mutter ihn Sonntags mit sich zur Kirche nahm, nachher zu Hause auf einen Schemel stieg und im Predigerton Verslein und Gebètlein herunterschnurrte, hatte die Familie auf seine innere Berufung zum geistlichen Amt geschlossen und danach über sein Los bestimmt. Doch wäre vielleicht auch ohne diese Äußerung des kindlichen Nachahmungstriebs und ohne den glühenden Wunsch der weiblichen Familienangehörigen, ihren Liebling dermaleinst als wohlbestallten Pfarrherrn auf der Kanzel zu sehen, der Würfel nicht anders gefallen. Denn die Ausbildung an den theologischen Seminarien war unentgeltlich, ein Vorteil, den zu verschmähen bei der bedrängten Vermögenslage der Familie als ein Frevel gegolten hätte. So wurde der Jüngling unausweichlich diesen Weg gezogen, und er betrieb im Tübinger Stift seine theologischen Studien und was damit zusammenhing, pflichtgetreu, wie alles, was er tat, aber ohne innere Befriedigung.

Doch neben der dürren, unfruchtbaren Heide seines Brotstudiums tat sich ihm auf der Universität das grüne Wunderland der Poesie weit auf. Durch Uhlands Vorlesungen wurde er in den Urwald der deutschen Mythen eingeführt, und er hatte das Glück, an den poetischen Stilübungen teilzunehmen, die der Meister mit den begabtesten seiner Schüler abhielt. Die jungen Leute reichten Gedichte ein, die Uhland anonym vorlas und kritisierte; so machte er sie nicht durch öde Theorie, sondern durch die Analyse ihrer eigenen poetischen Versuche mit den Gesetzen des Schönen vertraut und wirkte aufs lebendigste für die Bildung der Jugend. Wie manche Poetasterei, die das Schöne im Schwulste suchte, wurde durch dieses

einschneidende und doch persönlich schonende Verfahren zum Heil für die Literatur im Keime erstickt. — Hermann Kurz legte seine Maulbronner Erstlinge und einige spätere Erzeugnisse vor; die Uhlandsche Kritik hat er treulich unter die Manuskripte eingetragen und aufbewahrt. Bei einem Liedchen im Volkston warnt der Meister vor Nachahmungen des Volkslieds, „weil sie leicht in einen tändelnden Ton verfallen", welche Klippe er übrigens selbst in seinen Balladen nicht durchweg vermeiden konnte. An der Pilgerfahrt[1]) rühmt er „die erfreuliche Ausführung gemütlicher, mit lyrischer Sicherheit ausgesprochener Gefühle und Ahnungen". Die anderen von Uhland rezensierten Gedichte, darunter zwei mit besonderem Lob bedachte, das Sonett „An die flüchtigen Polen" und „Die Uhr", wurden in die erste bei Hallberger erschienene Gedichtsammlung aufgenommen, sind aber aus den späteren Gesamtausgaben weggeblieben.

Von Uhland wurde der junge, aber damals schon gefeierte Anfänger auch außerhalb des Hörsaales herangezogen und ausgezeichnet; im Uhlandschen Hause knüpfte er vielfache literarische Beziehungen an, unter anderen mit Lenau, der auf kurzen Besuch nach Tübingen gekommen war. Als dieser beglückende Verkehr schon im Jahre 1833 durch Uhlands Vertreibung von seinem Lehrstuhl unterbrochen wurde, rief der Schüler dem verehrten Meister ein schmerzbewegtes Sonett nach.[2])

Auch zur dramatischen Muse trat die studentische Jugend in Beziehung, denn einer der geistig bedeutendsten unter den Professoren, der eigenartige Moritz Rapp, hatte in seinem Haus an der Neckarhalde eine Liebhaberbühne eingerichtet, wo klassische Stücke nebst seinen eigenen aufgeführt wurden. Hermann Kurz war unter den Mitspielern; er erinnerte sich

---

[1]) S. Hermann Kurz' sämtliche Werke in zwölf Bänden. Herausgegeben und mit Einleitungen versehen von Hermann Fischer. Band I, Seite 7.

[2]) Seite 39.

noch in späteren Jahren mit Belustigung, wie er einst als Montgomery in der Hitze des Kampfes sich nicht entschließen konnte, von den Händen der Jungfrau zu fallen, sondern den schwächeren Kommilitonen, der diese Rolle spielte, grimmig fechtend zur Bühne hinausdrängte.

Zu jener Zeit ging in Tübingen noch die Poesie lebendig in der rührenden Gestalt des irrsinnigen Hölderlin um, den eine Studentengeneration der anderen pietätvoll ans Herz legte. Auch Hermann Kurz besuchte ihn zuweilen in seinem Erkertürmchen am Neckar, das noch in meinen Tagen als ein Wahrzeichen der Stadt mit Stolz und Liebe betrachtet wurde, bis es 1875 in einer kalten Winternacht, die ich nie vergesse, durch Brandstiftung in Rauch und Asche sank. — Hölderlin soll bei solchen Besuchen still und freundlich gewesen sein wie ein Kind; doch konnte er auch unangenehm werden, wenn einer nicht das Glück hatte, den rechten Ton zu treffen. Er war die Höflichkeit selbst und überschüttete seine Besucher mit den erstaunlichsten Titulaturen; er selber wollte mit „Majestät" angeredet sein, doch gab er sich auch mit dem Titel „Herr Bibliothekar" zufrieden, denn die Hoffnung auf einen Bibliothekarsposten war noch, kurz bevor sein Leiden unheilbar wurde, als letzter Lichtblick in sein zerrüttetes Dasein gefallen, und dieser Lichtblick folgte ihm in die geistige Nacht hinüber. Die kleinen Züge, die mein Vater von jenen Besuchen erzählte, hab' ich leider vergessen. Daß der Unglückliche seinen Namen nicht mehr kennen wollte und sich auf den Blättchen, die er seinen Besuchern auf ihre Bitten vollschrieb, Sgartanelli unterzeichnete, ist bekannt. Durch die innere Verfinsterung warf der Genius jene überirdischen Strahlen, die weite, geheimnisvolle Gebiete so wundersam erleuchten; Gedichte voll stammelnden Tiefsinns, oft noch ergreifender als was er in gesunden Tagen gedichtet hat, flossen aus seiner Feder. Mein Vater besaß verschiedene dieser Blättchen, hat sie aber im Lauf der Jahre alle an Freunde verteilt. — Als

er im Juni 1843 die Nachricht vom Tode Hölderlins erhielt, schrieb er einem jüngeren Kunstgenossen: „Es ist mir nicht, als ob einer gestorben wäre, sondern als ob ein Geist aufgehört hätte, zu wandeln.“

Abgesehen von seinem literarischen Umgang, fand der junge Mann in Tübingen keine Geselligkeit außerhalb der studentischen Kreise. Das alte Städtchen mit seinem seltenen landschaftlichen und baulichen Reiz lag abseits vom Verkehr und befand sich in sehr zurückgebliebenem Zustand. War doch noch zu meiner Zeit, mehr als ein Menschenalter später, die Pflasterung so ungenügend, daß bei Regenwetter sich breite gelbe Schlammströme die steilen Gassen herabwälzten. Von den Säulen des Museumssaals pflegte ein witziger Spötter zu sagen, daß sie „auf Stiftlershöhe“ geschwärzt seien. Alle Lebensverhältnisse waren kleinlich und bäurisch, der Ton plump, selbst in vielen Professorenfamilien hielt man nichts auf gesellschaftlichen Schliff; die Frauen als gesellige Macht fehlten ganz. Der Student war die Hauptperson, er herrschte fast schrankenlos, sah weltentief auf den „Philister“ herab und genoß auf seine Weise das Leben. Aber Weltkenntnis konnte er keine gewinnen, er konnte keine weitreichenden Verbindungen anknüpfen, sich von dort keinen Weg in ein größeres Leben hinaus bahnen. Deshalb fiel nach durchschwärmten Universitätsjahren das Tor des Paradieses hinter ihm zu, und er wurde selber „Philister“. Doch auch an dieser kurzen Burschenherrlichkeit hatte der „Stiftler“ nur einen sehr beschränkten Anteil, weil er durch die Regeln des Stifts an einen bestimmten Tagesplan gebunden war.

In den Anfang der Universitätsjahre fällt der erste, aber noch anonyme Schritt, den Hermann Kurz in die Öffentlichkeit tat. Er hatte als ein begeisterter Verehrer der englischen Poesie schon in der Maulbronner Zeit, als er eben erst mit einigen Kameraden durch Nebenstudium des Englischen etwas mächtig geworden war, unter Mitwirkung seines Stuben-

genossen Eduard Zeller und des schon genannten Edmund Bilhuber eine Anzahl Gedichte von Byron, Moore und anderen übersetzt und die Auswahl in Tübingen noch ergänzt; ein gutmütiger Reutlinger Vetter, der Druckereibesitzer war, fand sich willig, das Bändchen unter dem Titel: „Ausgewählte englische Poesien in teutschen Übertragungen" in Verlag zu nehmen. Den Mißerfolg des ganz unreifen Werkchens, das in seinem löschpapierenen Gewand auch nicht einmal die Augen bestechen konnte, hat der Dichter in seinen „Jugenderinnerungen" humoristisch dargestellt; aus der ersten Abrechnung des Verlegers stammt das geflügelte Wort: „So stehet es mit den Poesien." Die launige „Epistel eines Autors an den anderen"[1]) bezieht sich auf dasselbe Mißgeschick. Aber das Pech, das diesem Bändchen anhaftete, ging noch weiter als der Dichter erzählt hat. Als er nämlich mit seinem Freund Bilhuber nach Reutlingen ritt, um die Freiexemplare persönlich in Empfang zu nehmen, hatten sie dort so lange zu warten, daß sie auf dem Heimweg die „Philistersgäule" fast immer galoppieren lassen mußten, um die Stunde des Nachtessens im Stift nicht zu versäumen. Da stürzte im „Burgholz", einer Waldstrecke, durch die damals die Straße führte, in der Dämmerung des Dichters Pferd; er konnte zwar wieder aufsteigen, und auch das Stift wurde rechtzeitig erreicht, aber, o Schmerz, nun zeigte sich's, daß ihm beim Sturz die Druckstücke unbemerkt entfallen waren, und als nach dem Essen die Unglücksstelle abgesucht wurde, waren sie nicht mehr zu finden. Wohlmeinende Basen suchten den Unfall des Reiters durch die Vermutung zu erklären, daß das Pferd wohl an jener Stelle den gespenstischen Schimmelreiter gewittert habe, der damals noch in dortiger Gegend die Wanderer mit dem Kopf in der Hand zu bekomplimentieren liebte. Wie der Dichter bald danach den Verleger für den schlechten Absatz

---

[1]) S. Band I, S. 51.

der „Poesien“ durch ein neues Volksbuch entschädigte, zu dem er die Vorrede dem Setzer aus dem Stegreif in die Lettern diktierte, ist gleichfalls in den Jugenderinnerungen zu lesen.

Auf diesen Sturz bezieht sich eine Stelle in dem Danksonett, das Hermann Kurz am Schlusse seiner Übersetzung des Rasenden Roland seinen Vor- und Mitarbeitern gewidmet hat, zu welch letzteren in bescheidenem Grad auch jener Bilhuber gehört:

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Und dir, mein Haimonsbruder, Kampfgenosse,
Der sich mit mir zu den drei letzten Ritten
Auf den geflügelten Bayard geschwungen,

Mit dem ich einst als Milchbart schon zu Rosse
Gesessen und manch lustigen Sturz erlitten —
Euch sei mein Danklied hier am Ziel gesungen.

Unter den Lehrern am Stift glänzte vor allen David Friedrich Strauß, dessen „Leben Jesu“ noch während Hermann Kurz' Studienjahren erschien. Durch seinen Umgang war der Jüngling vorübergehend in die Philosophie hineingezogen worden, der er sich eine Zeitlang mit größtem Eifer hingab, um doch in Bälde zu empfinden, daß dies nicht sein eigentliches Lebenselement sei. Der junge Lehrer selbst, der bald zu dem Schüler in freundschaftliche Berührung trat, war unter den ersten, die seinen wahren Beruf erkannten, und Strauß wurde auch späterhin nicht müde, dem Poeten zuzurufen: „Dichten müssen Sie, beileibe nicht spekulieren.“[1]) — Zu

[1]) Freilich könnte es nach dem einzigen, der Öffentlichkeit bekannt gewordenen Zeugnis, das Strauß über meinen Vater ablegte, einem Brief an seinen Freund Rapp (herausgegeben von Zeller) scheinen, als ob er aus einer kühlen überlegenen Höhe auf den Dichter herabgeblickt hätte. Allein dieser ziemlich abfällig gehaltene Brief stammt aus Strauß' letzten verbitterten Jahren, wo er die Welt durch einen Schwarzspiegel ansah und die Erinnerung ihm die Dinge verzeichnete. Sonst hätte er nicht klagen können, die politischen Tendenzen hätten

einem anderen jugendlichen Gestirn unter seinen Lehrern, dem damaligen Repetenten Friedrich Theodor Vischer, konnte der junge Student keine Stellung gewinnen: Zwei Menschen von großen Anlagen, aber grundverschieden in den Instinkten und beide jugendlich unduldsam, mußten der herben Schwabennatur den Zoll zahlen, sich bei nächster Nähe immer fremd zu bleiben. Vischer verkannte, wie er mir selbst einmal gestand, in dem jungen Romantiker, der auch im Stift sein sondergängerisches Wesen fortsetzte, den mannhaften, pflichtbewußten Kern; der äußerst feinnervige Hermann Kurz dagegen fühlte sich durch manche Äußerung des damaligen Vischerschen Wesens befremdet, besonders durch die Brehmiade, deren trauriger und schauriger Gegenstand ihm in den Briefen seiner Mutter menschlich nahegerückt worden war. Erst als reife Männer lernten sie sich gegenseitig hochschätzen, doch ohne die frühen Mißverständnisse völlig verwischen zu können. Vischer selbst, dessen große Natur sich bei zunehmendem Alter

---

den „Sonnenwirt" verpfuscht, da es doch gerade die Tendenzlosigkeit seiner Kunst war, die den Erfolg des Dichters bei den Massen hinderte. Dagegen fanden sich in meines Vaters Nachlaß einige Briefe von Strauß aus seiner besten Zeit, worin er den Leistungen des Dichters die freudigste, unbedingteste Anerkennung entgegenbringt. „Vor Ihren philosophischen und mythologischen Studien," schreibt er das eine Mal, „habe ich alle Achtung, auch Ihre Über- und Fortsetzung von Tristan und Isolde mit Vergnügen gelesen; Ihr eigentlicher Beruf aber ist, uns zu erzählen, wobei ich Ihnen immer zuhören möchte." — Und an einer anderen Stelle heißt es: „Wie Sie sich durch mythologische Studien angezogen fühlen, ist mir sehr begreiflich, und ich kann mir auch denken, daß dergleichen Zwischenbeschäftigungen auch wieder der Poesie zugute kommen werden. Denn wäre das nicht, wäre vielleicht zu fürchten, daß Sie durch gelehrte Arbeiten von den poetischen abgezogen würden —: dann müßte ich Ihnen unerbittlich das Merckische zurufen: ..., das können die anderen auch! — Das wenigstens kann ich Ihnen sagen, wenn ich imstande wäre, wie Sie Lebendiges zu schaffen, so ließe ich die Toten ihre Toten begraben." Auch die im Text zitierte Stelle ist einem dieser Briefe entnommen.

immer ins Edlere und Schönere entfaltete, hat mir einmal viele Jahre nach meines Vaters Tode in der würdigsten Weise das Herz darüber ausgeschüttet, und er suchte das Versäumnis, dessen Schuld er vielleicht mit Unrecht sich allein beimaß, durch die herzlichste Güte und Teilnahme an der Tochter gutzumachen.

Im Stift nannten sie Hermann Kurz „das blaue Genie" oder kurzweg „den Blauen", welcher Spitzname bis in seine Mannesjahre an ihm hängen blieb. Er selber erklärt ihn im „Wirtshaus gegenüber" scherzhaft durch eine von blauen Schnupftüchern stets gefärbte Nase, womit er nicht nur sich selbst zu nahe tritt, sondern auch der guten Tante Kenngott, die ihm damals noch die Wäsche besorgte und die in der klassischen Stadt der Färber sich besser auf waschechtes Zeug verstanden haben muß. Der wahre Grund soll des Dichters Vorliebe für bläuliche Röcke gewesen sein, mit denen er gegen das strenge Schwarz der Stiftstracht verstieß.

Im Tübinger Stift, dem ehemaligen Augustinerkloster, das hoch von der „Neckarhalde" aufs Tal herniederschaut und schon durch sein Äußeres den Zwang seiner mittelalterlichen Einrichtung ausdrückt, hat von je ein besonderer und ein sonderbarer Ton geherrscht. Die äußere Einschränkung und Absperrung von allem Weltwesen bei einem mächtig vollen Schulsack gaben dem schüchternen Mittelschlag der Zöglinge einen Stempel fürs ganze Leben mit, ein unbeholfenes und zugleich selbstgenügsames Wesen, das man eben nur mit dem Worte „stiftlerisch" bezeichnen kann; bei den stark angelegten führten sie zur Überspannung und inneren Empörung. Je größer der Zwang, desto schrankenloser der Freiheitstrieb, je reizloser die äußere Welt, desto höher der Flug der Phantasie. Auch war ja fast aller geistige Adel des Landes aus dem Stift hervorgegangen, es gab also eine Genietradition, und die Nachstrebenden verehrten die großen Namen der früheren Promotionen wie die Griechen ihre Heroen. Was nun aber

den Ruhm der Anstalt ausmachte, das war zugleich ihr Vorwurf; denn eben jene Genies waren ja zumeist entlaufene oder „hinausgeworfene“ Stiftler, und der Kultus, den die Nachfolger mit ihnen trieben, verschärfte noch den Widerspruch gegen das Stift und seine engherzige Regel. Man erbaute sich an ihren Taten, ahmte sie nach, besang und dramatisierte sie und sah diese Studentenstreiche gewissermaßen symbolisch an als den Kampf des Lichts gegen die Finsternis. Das gab natürlich ein hochgespanntes Gefühl der eigenen Persönlichkeit, eine jauchzende Simsonsstimmung, die das Tor der Philisterstadt aus den Angeln heben oder sie und sich unter ihren Trümmern begraben möchte. Hermann Kurz, der feurigste von allen, hat dieses überreizte Geniewesen im „Wirtshaus gegenüber“ mit blendenden Farben dargestellt: eine kleine Studentengenossenschaft, die sich im Gefühl ihrer höheren Kultur und ihrer Fähigkeit zum künstlerischen Lebensgenuß vom eigentlichen Studentenleben fernhält, um in geistigen Symposien zu schwelgen. In dieser Novelle hat er seine Person in zwei Hälften gespalten: die eine noch jugendlich gärende, unreife, stellt seinen damaligen Menschen unter dem Zerevisnamen Caeruleus dar, die andere geläuterte und menschlich gereifte einer etwas späteren Zeit hat er in die Hülle seines Freundes und Kommilitonen Rudolf Kausler gekleidet und zur Hauptperson der Erzählung gemacht. Denn der wirkliche Rudolf Kausler war nach allem, was ich von ihm weiß, eine viel stillere und scheuere Natur als dieser gebietende Ruwald, in dem der Verfasser sich selbst so völlig mit dem Freunde verschmolzen hat, daß er ihm nicht nur seine eigenen Gesinnungen und die Art seines Auftretens, sondern auch seine frühen Herzenserfahrungen und sein erstes Liebesgedicht unterschiebt. Doch zeigt die überlegene Rolle, die er ihn hier spielen läßt, wie hoch er den Freund schätzte und welche inneren Kräfte er ihm beimaß. — Auch Rudolf Kausler, der Mann mit dem feinen leidenden Schillerkopf,

war ein geborener Poet, aber eine jener Naturen, die so tief ins poetische Element versinken, daß sie fast unfähig werden, es zu formen. Er hat später als Nachzügler der Romantiker in einer von der Romantik abgekehrten Zeit ein paar feine stille Novellen geschrieben, die im Lärm des Jungen Deutschlands verhallt sind. Eine edle, ebenso zarte wie feste ureigene Persönlichkeit, die verdient hätte, als Vorbild weithin sichtbar dazustehen und die nichts erreicht hat, als was sie in sich selbst besaß. Ihm ist das Lebenslos noch viel karger gefallen als seinem Freunde Hermann Kurz, denn ihm gelang es nicht, sein Wesen in dauernder Gestalt vor die Nachwelt zu bringen, und für seine hohe Kultur hatte das arme Land keine bessere Verwendung als eine Dorfpfarrei, wo er ein einsames, fast schattenhaftes Dasein führte.

Es ist ein Mangel dieser Blätter, daß ich dem Freunde seiner Jugend, der meines Vaters zweites Ich gewesen, nicht durch persönliche Erinnerung besser gerecht werden kann. Ich habe Rudolf Kausler nie mit Augen gesehen, obgleich er meinen Vater um ein Jahr überlebte. So weltflüchtig war der stille Weise geworden, daß er sein Stötten oder Klein-Eislingen nicht mehr verließ, uns zu besuchen. Die vielen Enttäuschungen seines Lebens hatten ihn zum Einsiedler gemacht; besonders gegen Tübingen, wo wir in den letzten zehn Lebensjahren meines Vaters wohnten, hegte er einen unüberwindlichen Groll. Seine Briefe sind aus dem Nachlaß meines Vaters verschwunden, so kenne ich ihn eigentlich nur aus denen, die mein Vater an ihn gerichtet hat. Ich weiß, daß Hermann Kurz als Jüngling bei Kauslers Mutter und Schwester einen Ersatz für die eigene frühe verlorene Heimstätte fand; den Tod der ersteren hat er in einem warmen Gedichte besungen, das, so viel ich weiß, nirgends gedruckt ist. An Kauslers Nichte, Marie Caspart, ist das sinnige Märchen vom „Wald- und Gassenfegerlein" gerichtet. Kausler starb als pensionierter Pfarrer im November 1874 zu Stuttgart;

meine Mutter war bei seinem Ende zugegen. Sie erzählte von seiner Sterbenacht, wie, als man nach schwerem Kampfe schon den Frieden des Todes gekommen glaubte und alles sich zurückzog, plötzlich zum Schrecken der Anwesenden aus dem Sterbezimmer noch ein langer letzter Seufzer ertönte — es war der Epilog eines großangelegten, in der Enge erdrückten Lebens.

Jetzt aber segelten die Freunde noch mit tausend Masten, und der stürmenden jungen Schar schien die Zukunft zu gehören. Erstaunliche Frühreife, Weite des Horizonts, Fertigkeit und Sicherheit des Geschmacks und Urteils und eine umfassende literarische Bildung war das Kennzeichen des ganzen Kreises um Hermann Kurz. Dazu gehörten neben Adalbert Keller, dem gelehrten Germanisten, der Zeitlebens einer von des Dichters Getreuesten blieb, noch der reichbegabte Ludwig Seeger und der behäbige Sindelfinger Gottlob Finck, wegen seines grotesken Äußern der „Ostjäck" genannt; ferner der geistvolle und tiefangelegte Hermann Mögling, Kauslers Intimus, der sich später der Religion in die Arme warf und als Missionar nach Indien ging, wohin ihm der Benjamin des Kreises, der liebenswürdige und allgeliebte Gottfried Weigle, nachfolgte, um dort den Tod zu finden.

Zu diesen tritt noch eine verhüllte Gestalt, vielleicht die anziehendste von allen, der „Gerettete" aus den schönen Gedichten, die diesen Titel führen.[1]) Das Wesen dieses Jünglings mußte den Dichter tief berührt haben als ein Stück lebendiger Poesie, und sein Tod griff ihm nahe ans Herz. Ich konnte nichts über seine Persönlichkeit ermitteln, als daß er Hermann Günzler hieß und daß er am 30. November 1835 starb; in einem Briefe äußert der Dichter über ihn, daß er am Übergang vom Märchen ins Leben zugrunde gegangen sei. Eine kurze handschriftliche Aufzeichnung in alemannischer

---

[1]) S. Band I, S. 35 ff.

Mundart unter meines Vaters Papieren, die den Initialen nach von diesem Unbekannten herrühren dürfte, läßt auf eine originelle und reizvolle Persönlichkeit schließen. Ich habe immer bedauert, daß das Gedicht „Der Bedrängte“ aus dem Zyklus des „Geretteten“, das diese Gestalt so schön in wenigen unvergeßlichen Strichen festhält, aus beiden Gesamtauflagen weggeblieben ist. Es möge deshalb hier stehen an Stelle der nicht mehr aufzufindenden Personalien.

Der Bedrängte

Die Götter haben
Dem Freunde verlieh'n
Des Gefühles tiefe Gewalt
Und uns zu laben
Und an sich zu zieh'n
Die reizende Gestalt. —
Und seine Gesellen,
Die scharfen und hellen,
Die Seelenrichter,
Haben ihm erregt mit kluger Rede
Des Zwiespalts Wellen
Und innere Fehde
Und getrübt die braunen Augenlichter.
Aber die Wangen steh'n in Jugendblüte,
Und ins Reich des Klanges,
Wo sie verrauschen,
Die Mächte des feindlichen Dranges,
Ist er geflüchtet mit stillem Gemüte
Selig zu lauschen.
So ist ihm der Kampf gelind,
Und er ist für die Feinde blind:
Er mag nicht kriegen,
Er mag nicht siegen,
Er mag nicht herrschen, er mag nicht dienen,
So steht er mitten unter ihnen,
Ein sinnendes, schmerzlich lächelndes Kind.

Dies war der kleine Menschenbund, mit dem der Dichter damals nach seinen eigenen Worten „ein ganzes volles Leben

durchgelebt“ hat. Rechnet man nun auch noch den Verkehr mit Silcher hinzu, für dessen schöne Volksweisen Hermann Kurz um jene Zeit die Lieder dichtete, die gleich an allen Enden widerhallten, so muß man bekennen, daß die Jugend des Dichters trotz aller Kämpfe und Entbehrungen doch eine unendlich reiche und glückverheißende gewesen ist.

Das Bild der Universitätszeit wird noch vervollkommnet durch das der Vakanzen, die nach gastlich altschwäbischer Sitte meist auf dem Land in verwandten und befreundeten Pfarrhäusern verbracht wurden. Dort verkehrte männliche und weibliche Jugend auf unschuldig vertrautem Fuße, man las und musizierte zusammen und machte gemeinsame Ausflüge, und da die Verwandtschaften sich durchs ganze Land verzweigten, war es nicht schwer, in jedem der hübschen Kinder eine nähere oder fernere Cousine zu entdecken; dem Vetter aber, zudem wenn er hübsch und unterhaltend ist, kann das „Bäschen“ ein Küßlein in Ehren nicht abschlagen. So spinnen sich leicht fast gleichzeitig eine Reihe kleiner Verhältnisse an, die halb geschwisterlicher Natur und halb mehr sind und neuen Reiz ins Leben bringen. Zwar in den ersten Universitätsjahren war das Herz des Dichters noch in festen Händen. In der Familie Bilhuber wurde lange und wird vielleicht noch eine zierliche Abschrift der Fritjofsage in der Helvigschen Übersetzung aufbewahrt, die der junge Hermann Kurz für die Schwestern Luise und Pauline anfertigte, „eine Handarbeit so mühsam wie die kunstreichste Stickerei“. Wie ernsthaft der Neunzehnjährige diese Jugendliebe nahm, zeigen zwei Verse, die er in den Osterfeiertagen 1832 in sein Taschenbuch eintrug:

1.

Verhalten sei des Herzens Klage,
Ich wandre ruhig still von hier.
Wir scheiden freundlich und ich sage
Der Hoffnung Lebewohl und dir.

(20. April Nachts.)

2.

Süß im Arm der Liebe ruht sich's
Wie an Mutterbrust das Kind.
Noch in einem andern Arme
Läßt sich's schlummern sanft und lind.
O wer solches Glück gekostet,
Kehre nicht dem Leben zu,
Sinke mit gelöschter Fackel
In den Arm der ew'gen Ruh.

(22. April, Morgens.)

Was ihm das um mehrere Jahre ältere Mädchen so teuer machte, war, daß er in ihr Zug für Zug das Wesen seiner Mutter wiederzufinden glaubte. Als die Freundin nach einigen Jahren gemeinsamen poetischen Schwärmens eine prosaische Verlobung einging, gab ihm diese Erfahrung schwer zu schaffen, obwohl er es ja nicht anders hatte erwarten können, und als sie schon 1836 nach kurzer Ehe starb, traf ihn der Verlust zum zweiten Male tief ins Herz. Nur seinem Rudolf Kausler hat er sich darüber ausgesprochen; später nannte er den Namen des Mädchens niemals wieder. In jenen Tagen aber schloß er ein Sonett über die Rose und die Nachtigall mit den Strophen:

Der Sänger weint: Ob sie mir längst verloren,
So muß ich doch zum zweitenmal ertragen
Den Schmerz, der immer wieder wird geboren.

Denn immer werden süße Rosen sterben,
Und ewig werden Nachtigallen klagen,
Daß Schönheit, Huld und Liebe muß verderben.

Unterdessen hielt in der alten Vaterstadt die Dote noch immer das Nest für den Ausgeflogenen warm. Die bei aller Einfachheit grundgescheite Frau war jetzt aus ihrer vormundschaftlichen Rolle in die einer Freundin und Vertrauten übergegangen und fuhr fort, in mütterlicher Weise für seine



Der Buchdruckerherr Schramm mit Frau und Kindern, worunter als Jüngstes die Mutter des Dichters

leiblichen Bedürfnisse zu sorgen. Zwar fiel es ihr schwer, sich zu überzeugen, daß der süße Mandelbrei, einst die Leibspeise des Knaben, die sie jetzt auch dem Jüngling nach heißem Ritte als Leckerbissen vorzusetzen pflegte, nicht mehr denselben Beifall fand; aber im übrigen war sie elastisch genug, den Sprung in die neue Zeit entschlossen mitzumachen und sich aus der altväterischen Frau Dote in die moderne Tante zu verwandeln. Von ihren Briefen, die der Neffe an jedem Botentag empfing und wie Liebesbriefe hütete, hat er jeden Zettel aufbewahrt. Diese kleinen pergamentartigen Papierwische bleiben jedem, der sie einmal in der Hand gehalten hat, unvergeßlich. Sie sehen aus wie Keilschrift und haben in ihrer lapidaren Kürze, in der Unmittelbarkeit des Ausdrucks, die vor nichts zurückschreckt, und in ihrer ganzen erhabenen Einfalt etwas geradezu Monumentales. Da ihr unzerreißliches Papier sie vor dem Untergang schützt, werden sie vielleicht einmal einem künftigen Sprachforscher als Fundgrube für jenes „Alt- und Urdeutsch einer altschwäbischen noch halb gotisch redenden Stadt"[1]) dienen, wenn er nämlich diese Gehörshieroglyphen, wie der Dichter sie nennt, weil die alte Frau nur dem Laute nach schrieb, entziffern kann. Unterdessen werden sie als kostbare Familienreliquie gehütet. Meist handeln sie zwar von den einfachsten alltäglichsten Dingen, aber die tiefe Liebesmacht, die darin waltet, gibt ihnen einen unvergänglichen Zauber. Die alte Frau berichtet vom ausstehenden Gelde, das sie für den Neffen zusammentreibt: „Das Geld ist von 3 Personen bis wir es zu Samen gebracht haben" — von seiner Wäsche, die sie ihm besorgt und flickt: „Sick die schwarze Henter."[2]) Dazwischen gibt sie Familiennachrichten, etwa wie folgt: „Leider ist der Gotthold wieder gestorben, die Eltern tauern mich sehr, es ist arg alle jahr eim

---

[1]) S. das Witwenstüblein.

[2]) Schick die schmutzigen Hemden.

Kind die Augen zu trücken, der liebe Gott wolle sie stärken, sie tauren mich Sehr." Oder: „Demmlers Kinder sind in einer Stund gestorben, er thut[1]) ärger als sie. Jakobs Frau hab ich glaubt, die Sterb an Halsweh, die ist recht übel dran gewesen." — Sie ängstet sich für ihres Lieblings Leben, wenn er ausreitet, und wenn er des Nachts durch einen finsteren Wald muß, so fühlt sie es aus der Ferne. „Die Waldangst," schreibt sie einmal, „habe ich gehabt wen ich es gleich nicht gewußt hab." Ein andermal: „Gottlob das du so glücklich durch den Wald gekommen bist, wissen hate ich es nicht dörfen, ich währe vergannen vor Elind. Der Johannes[2]) ist sehr vergnüt kommen wie es so gut gegannen sey aber es ist keine halbe Stund an gestanden ist ein Stunten[3]) zu der Anamrei[4]) unter das Haus gekommen hat nach dir gefragt, du seyst wider zurück gekonnen der Neckar sey aus geloffen da gein[5]) das Kreutz an. ach das vor meine Ohren keine traurige Botschaft kommen."

Und wieder in wachsender Angst um den geliebten Wildfang:

„lieber Hermann H. Veter[6]) hat mir 2 Gedicht geben ich soll es dir Sicken u. gesagt du werstet wie rum[7]) Von Pferd gestürt Sey. ich soll dir doch es Schreiben das du dein edles Leben nicht auf einer so elend mer[8]) einbüsest, von den hast du mir nichts gesagt, u doch hab ich so eine Angst gehabt bis ich einen Brief bekommen hab das du noch lebest. ich bite dich Reit nicht nach Ehingen, was thust du so ein par Stund bey

---

[1]) jammert mehr.

[2]) Johannes Kurtz, ein Bruderssohn seines Vaters, späterer Erzieher von Schillers Enkeln.

[3]) Student.

[4]) Annamarei, die alte Magd. S. Jugenderinnerungen S. 97.

[5]) ging.

[6]) Offenbar der Verleger der „Poesien".

[7]) werdest wiederum.

[8]) Mähre.

in[1]) kom lieber Freitag Morgen zu mir da kan man auch ein Wort miteinander reden wen man allein ist, deine wasch u. alles was du wilst will ich an Freitag Sicken, wen du gleich hier bist. Du kast sie helfen packen — — — ich bite dich um alles willen, Mach mir doch keine angst mehr wegen Reiten, lauf, lauf[2]) aber aber kom nicht so Spat, Sonst muß ich vor Angst Sterben, wirklich[3]) bin ich Gottlob recht gesund u. mag brot essen, kom ummer[4]) da wirst du es Sehen. Deine Dich liebete tante Pfar. Renngott."

Das letztere ist ihr gewöhnlicher Schluß, manchmal unterschreibt sie sich auch schlechtweg „Deine tante bis in tod".

Doch nicht allein des Neffen leibliches Wohl ist ihre Sorge, sie ahnt und fühlt auch seine Seelenkämpfe mit, als er mehr und mehr mit dem theologischen Studium in Zwiespalt gerät. Und gerade ihre tiefe echte Frömmigkeit macht sie gegen den Zweifelnden nachsichtig, da sie die Redlichkeit seines Herzens kennt und ja in allem, was geschieht, Gottes Finger sieht. „Was du nicht fasen kanst," schreibt sie einmal, „das denke Gott wolle dirs for jetz nicht auferlegen." Seine innere Unruhe macht auch ihr schlaflose Nächte; als er in einer Saulsstimmung dem jüngeren Bruder, der ihn darum angeht, seine geliebte Flöte weggibt, die schon in den Wäldern Maulbronns seine treue Begleiterin war, damit nun auch kein Wohlklang den verstörten Sinn mehr beschwichtige, da fühlt sie den Riß in seinem Wesen schmerzlich mit.

Wenn aber die Nachricht kommt, daß er sich befriedigter fühlt, jubiliert sie: — — „Das du auch grose Männer lieb bist weil du mir so lieb bist, so was macht mich so Reich, u so ein inner Fried, u so ein heißer Dank gegen Gott in mir."

---

[1]) ihnen.
[2]) Schwäbisch für „Geh zu Fuße".
[3]) Schw. für gegenwärtig.
[4]) herüber.

Ich kann es mir nicht versagen, noch eines dieser Blättchen, der kritzligen Handschrift nach eines der letzten, in seinem Wortlaut wiederzugeben. Der Empfänger, der damals auf eigene Hand das Englische trieb, hat auf die Rückseite geschrieben: „Behold what a true and lovely letter!" Die arme Frau schreibt in ihrer unzusammenhängenden Satzbildung: „lieber Hermann. ich danke dir auch Vor das Buch, wo du den l. Ernst gesick hast, es hat rechte gute Gedanken die uns zur Wirklichen Zeit wo nichts als Pest u. Kriegsgeschrey ist, derfen wir unsere Herzen von der Welt los reisen u zum Himmel erheben, er[1]) ist wol noch weit fon uns entfernt, aber wir Sind auch nicht besser als andere, in Gottes nahmen der Herr thue was ihn wol gefalt, ich freu mich das du bald zu uns komst, es gibt bald gute trauben, der liebe Gott erhalte dich gesund. lebwohl Deine tante Pfar. Renngott."

In ihren letzten Tagen, da der Husten, „der bös Kerl", über den sie oft in den Briefen klagte, immer mehr überhand nahm, ritt der Neffe beinahe täglich nach dem nahen Reutlingen zu ihr hinüber und „sah mit verzweifelnder Gewißheit, wie das teure Leben nach und nach erlosch". „Sie aber war heiter," erzählt er im „Witwenstübchen", „das Meer des Irdischen rauschte tief und unvernehmlich unter ihr, alle Sorgen um ihr Schmerzenskind hatte sie dem niederen Dunstkreis, dem sie sich schon zu entheben begann, zurückgelassen. Nur wenn sie mich ungebärdig sah, versprach sie mir, wieder gesund zu werden. So schieden wir an einem Augustabend unter tröstlichen Gesprächen, und noch einmal saß die Hoffnung mit mir zu Pferde, aber am anderen Morgen hinkte mir die Todesbotschaft nach." [2])

Ihr letztes Brieflein, offenbar am Vorabend des Todes hingekritzelt, ist nur noch ein wirres Stammeln über Dinge,

---

[1]) Der Krieg nämlich.

[2]) Sie starb am 9. August 1834.

die ihren Liebling betreffen, und schließt: „ietz will ich meine Hoffnung auf Gott Setzen, u der wird mich nicht verlassen." Darunter steht von der Hand des jüngeren Neffen: „O Gott! hab Mitleid!"

Das Gedicht an ihren Tod, von Heyse in der späteren, gereifteren Form in die Vorrede versetzt, ist von dem neuen Herausgeber wieder in die Sammlung der Gedichte, und zwar in seiner ursprünglichen, noch unvollkommeneren Gestalt aufgenommen worden.

Mit dem Hingang dieser prächtigen Frau riß das stärkste Band, das den Eigenwilligen mit dem ordnungsmäßigen Lebensgang, den die Seinigen ihm zugedacht hatten, verknüpfte. Seit er niemand mehr hatte, der ihn vor dem „bordierten Hütlein" warnte, und nicht mehr fürchten mußte, ein liebendes Herz zu betrüben, verfeindete er sich immer mehr mit der Anstalt, der er angehörte und die auch ihre Ehre wollte. Ein Bändchen satirischer Epigramme, das er unter dem Titel „Fausts Mantelfahrt" drucken ließ, soll im Stift sehr böses Blut gemacht haben; eine mehrtägige Reise, die er ohne Urlaub in Angelegenheiten eines anderen unternahm, und deren Anlaß er aus Ritterlichkeit nicht bekennen wollte, wurde endlich der äußere Grund seiner Entlassung.[1])

Jetzt war er frei, aber die Freiheit kostete ihn den Rest seines kleinen väterlichen Erbteils. Denn da er nicht in den Verdacht kommen wollte, als habe er vor dem „lumpigen Examen" Reißaus genommen, mußte er die Vollendung seiner Studien aus eigener Tasche bestreiten. Im Herbst 1835 bestand er die Prüfung mit Ehren und trat ein paar Wochen später bei seinem Onkel Mohr, einem philosophisch gebildeten und feinsinnigen Manne, in Ehningen bei Böblingen als

---

[1]) So erzählte mir Prof. H. Fischer auf Grund genauer Nachforschungen; in der Familie war nichts davon bekannt.

Vikar ein. Aber der Widerspruch zwischen seinem Amt und seiner Überzeugung, der Zwang, dasjenige als Dogma zu predigen, was er nur als symbolische Wahrheit anerkennen konnte, machte ihn tief unglücklich. Nicht als ob damals ein besonders starrer dogmatischer Geist geherrscht hätte. Schon der Umstand, daß so viele der Höchstbegabten die theologische Laufbahn wählten, mußte einen freieren Zug in die württembergische Geistlichkeit bringen. Konnte es doch vorkommen, daß der protestantische und der katholische Seelsorger ein und desselben Ortes auf kollegialem Fuße verkehrten, daß sogar gelegentlich einer das Amt des anderen versah; ja in einem Fall, den ich kenne, ging die Duldung so weit, daß ein gebildeter Rabbiner der dritte im Bunde war. Hermann Kurz hätte also ebensogut wie manche seiner Kollegen, die in der gleichen Lage waren, sich mit seinem Gewissen durch die Erwägung abfinden können, daß jedes Bild des Unendlichen nur ein Gleichnis ist, während doch die Menge eine feste Form für ihre religiösen Bedürfnisse braucht. Aber in der Seele des Dichters liegt ein unwiderstehlicher, rücksichtsloser Wahrheitsdrang, und eine schöpferische Natur muß ihren eigenen Gesetzen gehorchen. Er fühlte sich ja nicht einmal äußerlich am rechten Platze, denn der Landaufenthalt, in dem ein Eduard Mörike, der nur auf die inneren Stimmen lauschen wollte, oder auch der zartgestimmte Rudolf Kausler sich wohl fühlen konnte, wurde ihm auf die Länge zur Qual. Seine feurige epische Muse wäre in der Einöde verkommen, sie verlangte ihre Nahrung aus dem Leben zu saugen, der Dichter selber brauchte die Berührung mit der Welt, wenn er sich nicht selbst verzehren sollte.

Seine innere Stellung zur Religion hat er, bald nach seinem Bruch mit der Theologie, in einem Brief an Rudolf Kausler ausgesprochen. In diesem Schreiben aus dem Jahr 1836 heißt es: — — — „Ich glaube eine Vorsehung, und zwar eine individuelle: lieber Gott, wer sorgte denn sonst für

uns Genies, blaue und graue (aus dem Lied: meine Mutter hat Gänse). Aber es ist ein Instinkt, denn eine Intelligenz wäre erbärmlich, es ist ein Instinkt, der einen gewissen Knaben vor großem Unglück bewahrte, der bei hohen Fällen oder Stürzen ‚seinen Engel gesandt hat, auf daß sein Fuß an keinen Stein stieße', der ihn einmal vor wilden Pferden durch die Hand eines furchtsamen und wahrhaft feigen Mädchens gerettet hat.[1]) Ich glaube, es ist keiner was, der nicht diesen Glauben hat, und dieser Glaube hat mir oft geholfen. So auch jetzt und ich bin's zufrieden, daß ich meinem Gesicht gegenüber eine Wand und keine Gemeinde habe."

Kürzere Predigten sind wohl selten gehalten worden als die des Vikars Hermann Kurz. Eines Morgens ging er von Hause weg, während der alte Pfarrer sich noch ankleidete, und als dieser fertig war und ihm folgen wollte, fand er den Neffen auf dem Rückweg aus der Kirche. — „Hast du deine Aufzeichnungen vergessen?" fragt er bestürzt, „bleib, bleib, ich bringe sie dir gleich." — „Nein, Onkel," ist die Antwort, „ich bin schon fertig."

Vorzugsweise predigte er über die Liebe; wie die Gemeinde erbaut war, weiß ich nicht. Der freundliche alte Vorstand des Predigerinstituts sagte ihm als Kritik über eine seiner sonntäglichen Leistungen: „Recht hübsch — blühend — man könnte sagen edel — fehlt leider nur das spezifische Christentum."

Als heitere Erinnerung an seine Vikariatszeit pflegte er die Anekdote zu erzählen, wie er einst mit einem anderen Vikar eine ausgelassene Wette einging. Jener sollte seine Braut Sophie (schwäbisch im Diminutiv „Sophiele") von der Kanzel rufen und begann die Predigt mit den Worten:

[1]) Der Vorfall, auf den hier angespielt wird, ereignete sich in Reutlingen während der frühesten Kinderjahre meines Vaters, als er einmal mit anderen Knaben auf der Straße spielte und durch wild daherrasende Pferde in äußerste Lebensgefahr gebracht wurde.

„So viele, ach, so viele sind es, welche" — wogegen Hermann Kurz übernommen hatte, die seinige mit „sondern" zu beginnen, und demgemäß auf der Kanzel anhob: „Sondern wir, meine geliebten Zuhörer, die christliche Religion von allen anderen Religionen ab."

Doch der Galgenhumor half ihm so wenig wie die Sophistik weltklügerer Kollegen über den Zwiespalt hinweg. Mehr als einmal trat die Versuchung, seinem Leben ein Ende zu machen, die ihn schon im Stift in leidenschaftlichen Momenten befallen hatte, an ihn heran. Als er diese Pein einige Wochen mit sich herumgeschleppt hatte, erklärte er eines Tages dem Onkel entschlossen: „Lieber tot sein, als Vikar!" und der Theologie auf immer Valet sagend, wagte er den Sprung ins Unbekannte, indem er zu Anfang des Jahres 1836 nach Stuttgart übersiedelte, um dort als freier Schriftsteller zu leben.

Erste Schaffensperiode

Nackt und bloß wie ein aus dem Neste gefallener junger Vogel war Hermann Kurz aus dem Ehninger Vikariat in die Welt hinausgetreten, und nun galt es, aus Nichts sich einen Unterhalt zu schaffen. Welch ein Glück, hätten seine härter gearteten Vorfahren das für ihn besorgt. Der seelisch verfeinerte Sprößling eines alten Geschlechts besaß dafür nicht mehr die nötige Unempfindlichkeit und die harten Ellbogen, noch weniger hatte er gelernt, sich zu ducken und zu schmiegen. Von ritterlichem Naturell, höchst impulsiv, aber ebenso leicht zurückgestoßen, innerlich weich und äußerlich spröde, ohne alle Weltklugheit und ohne Gönner stand der schutzlose Jüngling der Welt gegenüber, mit keinem anderen Rückhalt als einem Häuflein guter junger Gesellen, zwar bereit, einer für den anderen durchs Feuer zu gehen, aber alle gleich mittellos und unerfahren.

Zwar zuerst sah ihn dieses neue Leben sehr verheißungsvoll an. Noch in Ehningen, wo er die geheizte Stube mit dem alten Onkel teilen mußte, und in der ersten Zeit seines Stuttgarter Aufenthalts war in rascher Folge eine Reihe jener frischen, klassisch abgerundeten Novellen erschienen, die von je die Bewunderung der Kenner gewesen sind. Der Dichter, der sie mit fliegender Feder nur so hingeworfen hatte, las sie jetzt Tag für Tag im „Morgenblatt“ und staunte selbst über ihre Kunstreife. Nirgends ist hier eine Unsicherheit, ein Tasten oder Straucheln zu bemerken. Der Anfänger trat als geborener Erzähler auf den Plan. Sie wurden noch im selben Jahr in Buchform gedruckt, leider in einem kleinen Stuttgarter Verlag und unter dem nicht gut gewählten Titel

„Genzianen",[1]) was ihren Erfolg beeinträchtigte. Nicht lang zuvor war bei Hallberger ein kleines Bändchen Gedichte erschienen, zwar als Sammlung etwas verfrüht, weil es die lyrischen Züge des Verfassers noch nicht klar genug ausprägte, aber schon einige seiner schönsten Stücke enthaltend. Indessen hatte der ungestüm Vorwärtsdrängende bereits nach breiteren Aufgaben gegriffen. Der Plan zu dem ersten großen Roman „Heinrich Roller" war gefaßt und die Studien dazu schon begonnen. Der Dichter arbeitete in jenen heiteren Tagen so leicht, daß er im Vollgefühl seiner Schaffenskraft dieses Werk nur als Vorstufe ansah, bei der er sich nicht lange aufzuhalten gedachte, denn heimlich stand sein Sinn nach den dramatischen Lorbeern; ein „Konradin", für den er seine beste Kraft einsetzen wollte, schwebte ihm damals vor der Seele. Ob er sich hierüber täuschte, wer darf das zu entscheiden wagen? Jedenfalls wird niemand, der sich gewisser Szenen der „Heimatjahre" oder des „Sonnenwirts" erinnert, dem Verfasser die tragische Gewalt absprechen, wenn auch diese Romane gerade den geborenen Epiker kennzeichnen. Unterdessen aber wollte er mit seinem ersten Roman nur rasch der engeren Heimat einen Tribut im Geiste des von ihm hochverehrten Walter Scott darbringen, bevor er weiterginge. Er ahnte damals noch nicht die innere Tragweite der Aufgabe, die er sich gestellt hatte; noch weniger ahnte er,

---

[1]) Schon damals begann die blöde Verkennung. Ein Dr. G. Bacher ließ sich in der Abendzeitung folgendermaßen vernehmen:

„Genzianen von Kurz, Federprobe einer langweiligen Phantasie, die sich zum Pietismus (!) hinneigt. Diese Erzählungen rangieren wie billig unter die zweite Rubrik der Küchenliteratur; dort werden sie ihre Mission erfüllen; das Buch ist gleichzeitig dick und schmal wie die Schwäbische Alb, der es seinen Ursprung wohl großenteils verdankt" usw.

Eine ähnlich feinsinnige Kritik erinnere ich mich einmal unter Zeitungsblättern, die mein Vater wundershalber aufhob, über Mörikes Gedichte gelesen zu haben.

was dieser Tribut ihn kosten, wie lang diese Stufe ihn durch elende, rein äußere, aber schicksalsvolle Hemmungen festhalten sollte. Mit dem „Heinrich Roller“, der unter seinem späteren Titel „Schillers Heimatjahre“ bekannt ist, begann des Dichters Passionsweg. Hätte er voraussehen können, daß ihm das Manuskript des ersten Bandes im Schreibtisch vergilben sollte, bevor das Buch nach sechs vollen Jahren die Presse sah, er hätte nie die Feder dafür eingetaucht, und freilich wäre dann der Genius des Schwabenlandes um sein schönstes, sonnigstes Stück Heimatpoesie ärmer. Die Schmerzensgeschichte dieses Romans ist oft genug erzählt worden, denn sie ist zugleich selber ein Stück schwäbischer Kulturgeschichte, freilich ein trauriges, und ich ließe am liebsten den Schleier darüber fallen, läge nicht gerade hier der Schlüssel zum ganzen späteren Leben meines Vaters. Denn was sich nachmals von Mißlingen und äußerem Unheil an seine Fersen heftete, hat hier seinen Anfang und Ursprung.

Herr von Cotta, der damalige Monarch des Buchhandels, hatte sich durch Gustav Schwab um das fesselnde Manuskript selber beworben; er billigte den ihm vorgelegten Plan des Ganzen und gewährte dem jungen Verfasser eine halbjährige Pension als Vorschuß. In dem hochgelegenen reizenden Buoch, angesichts der geliebten Albkette, wo Rudolf Kausler bei seinem Onkel, dem Pfarrer Reinfelder, das Vikariat versah, ließ Hermann Kurz sich mit seiner Arbeit nieder. Abwechselnd dort und in Stuttgart oder auch in dem nahe von Buoch gelegenen Winnenden bei Kauslers Angehörigen schrieb er mit Feuer die ersten Kapitel seines Romans, die gleich probeweise im „Morgenblatt“ gedruckt wurden und lebhafte Erwartungen erregten. Der Roman brauchte nur fertig zu erscheinen, und die Tafel des Lebens war für den jungen Dichter aufs glänzendste gedeckt. Allein sein böser Genius hatte es anders beschlossen.

Als das erste Buch des „Heinrich Roller“ vollendet war, geschah das Unglaubliche, daß Cotta den Verlag nachträglich ablehnte; einen schriftlichen Vertrag besaß der weltunerfahrene Dichter nicht. Der Grund der Weigerung lag in einem Höflingsbedenken: der freiherrliche Verleger, der noch mehr Hofmann als Buchhändler war, fürchtete, daß das Buch allerhöchsten Orts Anstoß erregen könnte, weil König Wilhelm I. seine Vorfahren nur in panegyrischem Ton besprochen hören wollte. Eine Kommission von Hofherren sollte über das Schicksal des Werkes entscheiden, und ihr Urteil fiel zuungunsten des Dichters aus. Und doch konnte die Gestalt des geistreichen „Karl Herzogs“, die die Widersprüche einer werdenden Zeit in sich vereinigt, mit ihrem Licht und ihren Schatten nicht liebevoller gezeichnet werden, als es hier geschehen war. Dies erkannte später König Karl ausdrücklich an, der mit diesem Vorgänger einen besonderen Kultus trieb und dem die „Heimatjahre“ darum nachmals geradezu ein Lieblingsbuch wurden; zu späte Sühne für den toten Dichter, den byzantinischer Übereifer zur Unzeit aus seiner raschen Ruhmesbahn gestoßen hatte.

Was nun beginnen? Über ein Jahr hatte die Arbeit schon gedauert, und was mit leichtem Mut begonnen war, das hatte unter des Dichters Händen immer wachsende Bedeutung angenommen. Immer tiefer hatten die Studien ihn hineingezogen, ein höchst umfangreicher, damals noch völlig neuer Quellenstoff, großenteils aus mündlichen Überlieferungen, war bewältigt, und eine ganze versunkene Welt, die Welt, in die Schillers Jugendentwicklung fällt, war aus dem Grabe beschworen; sollte sie nicht ins Dunkel zurücksinken, so mußte das Werk auf gut Glück, auch ohne Verleger, fortgesetzt werden. So wurde der Roman, der nur die Lebensgrundlage für das weitere Schaffen herstellen sollte, zum Selbstzweck, der die schmerzlichsten Opfer forderte. Hätte der Verfasser zu leben gehabt, so wäre der Sieg schnell entschieden gewesen.

Aber er war mittellos, und noch schlimmer als das, er mußte jetzt auch noch Cottas Vorschüsse, die ihn bisher über Wasser gehalten hatten, durch nachträgliche Arbeit abverdienen. Natürlich rückte dabei der Roman nur langsam mit unendlichen Unterbrechungen vorwärts, während der fertige erste Teil um einen Verleger hausieren ging. Aber Cottas Weigerung war ruchbar geworden und hatte den ganzen württembergischen Buchhandel kopfscheu gemacht; die auswärtigen Firmen aber wie Brockhaus in Leipzig und Sauerländer in Frankfurt wollten sich auf das unvollendete Werk eines noch namenlosen schwäbischen Dichters nicht einlassen. Und nun begann der Kampf mit der eisernen Not.

Sein geliebtes Buoch, wo er mit dem Förster[1]) und dessen schöner Tochter halbe Tage lang jagend im Walde umherstreifen und den Kopf erfrischen konnte, hatte er gleich nach Cottas Rücktritt verlassen müssen, weil er die ausstehende Miete und andere Rechnungen nicht mehr zu bezahlen vermochte. Er hielt sich in den verborgensten Winkeln der Hauptstadt auf, um vor den Gläubigern sicher zu sein, und fristete durch mühselige und zeitraubende Brotarbeit sein Leben, wobei ihm nun die früh erworbene Kenntnis fremder Sprachen zustatten kam. Eine lange Reihe metrischer Übersetzungen aus dem Englischen, Italienischen, Portugiesischen, Spanischen und dem Mittelhochdeutschen, ich nenne davon nur die drei Bände des „Rasenden Roland" und Gottfrieds „Tristan", sind das Ergebnis jener ersten Stuttgarter Jahre, die die frucht-

[1]) Da in Buoch darüber gestritten wird, welches jenes Försterhaus gewesen, will ich, gestützt auf die Mitteilung der einzigen überlebenden Zeugin, Marie Caspart, Rudolf Kauslers Nichte, die als Kind dort aus- und einging, hier feststellen, daß das Haus, in dem mein Vater wohnte und das später abgetragen wurde, an der Stelle des heutigen Luginsland stand. Sein Besitzer war der jüngere Förster — oder Forstwart — Hodum, während der heutige „Hirsch", das eigentliche Försterhaus, dem alten Förster Mäule gehörte.

barsten für seine eigene Muse hätten sein sollen. So meisterlich diese Übersetzungen geraten sind, sie waren doch eine Vergeudung der edelsten, eben reif gewordenen Kräfte, denn auch andere konnten diesen Aufgaben gerecht werden — Deutschland hat ja Übersetzergenies hervorgebracht, die ohne mit Schöpferkraft begabt zu sein, in der Wiedergabe des Fremden das Wort „unmöglich" zuschanden machten —, was Hermann Kurz an Eigenem der Welt zu geben hatte, konnte kein anderer an seiner Stelle geben. Hätte wenigstens die Brotarbeit immer ihren Mann ernährt, aber auch hier wurde ihm der Ertrag streitig gemacht: der Verleger Hoffmann, für den er den „Rasenden Roland" übersetzte, stellte eines Tages plötzlich die laufenden Zahlungen ein, weil ihm über die Gangbarkeit des von ihm selbst gewählten Verlagswerks Zweifel aufstiegen, und auch hier war der Dichter genötigt, die Arbeit, die schon bis zum vierzigsten Bogen gediehen war, auf eigene Gefahr fortzuführen und sich für die beiden letzten Bände einen anderen Verleger zu suchen.

Seine Arbeitskraft war in diesen Jahren ungeheuer. Im Winter 1838 übersetzte er bis zu vierzig Oktaven Ariost im Tag. Man sieht es diesen mit kecker Grazie hingeworfenen, in leichter Reimfülle tändelnden Strophen, die mit dem Übermut des Urbilds wetteifern, wahrlich nicht an, daß der Übersetzer sie oft genug zu Bette liegend schmieden mußte, weil das Holz zum Einheizen fehlte und weil beim Liegen die Leere des Magens, die er nur mit einigen Stückchen Zucker beschwichtigen konnte, minder fühlbar war. Jene Stelle in den „Heimatjahren", wo der junge Verfasser der Räuber für die ersten Lorbeern, die ihm an einem frühen Morgen in seine dürftige Stube fallen, dem Briefträger das Porto schuldig bleiben muß, ist einem eigenen Erlebnis aus jener Zeit nacherzählt.

Dagegen ging es dann auch gelegentlich wieder hoch her, wenn von irgendeiner Seite Bezahlung eintraf; denn in

Zeiten der Fülle das Geld ängstlich zurückzulegen, war nicht des jungen Dichters Art. Er wollte wohl arbeiten, bis ihm das Blut aus den Nägeln spritzte, aber er wollte auch wieder aus dem Vollen leben, genießen, sich selber fühlen. Reiten und jagend durch die Wälder streifen war seine Leidenschaft. Er brauchte solche Erfrischung, um sich von dem inneren Druck zu erholen und wieder an seinen Stern zu glauben. So kam er eines Tages nach Buoch ins Pfarrhaus geritten und sagte triumphierend, jetzt habe er Geld genug und könne alle Rechnungen bezahlen, er stecke voll von Geld, und nun begann er, Rollen und Päckchen voll Geld aus der Tasche zu ziehen.

„Nach einer Weile," so erzählt ein jüngeres Familienmitglied, das als Kind zugegen war, „ging er zu Freund Rudolf in der Großmutter hintere Stube, weil er auch in die Juchtenstiefel, die er als Reiter gerne trug, Geldrollen gesteckt hatte, die aufgegangen waren. Die Stiefel wollten aber nicht vom Fuß, weil die Guldenstücke sich festgekeilt hatten, und endlich mußte sich der Dichter auf den Rücken legen und, die Füße in die Höhe streckend, so lange schütteln, bis unter dem Gelächter des Freundes, der zum Abziehen der Stiefel gerufenen Magd und der herbeigeeilten fünf Kinder Gulden und Taler Stück für Stück aus den Stiefeln sprangen und über den Fußboden rollten, worauf am Ende die abgezogenen Stiefel auch den Rest des Geldes hergaben."

Die kleine Szene ist bezeichnend für die ganze Lebenshaltung des jungen Genies. Wenn er Geld hatte, behandelte er es von oben herab und freute sich, es so verachten zu können; trat dann wieder Ebbe ein, so biß er die Zähne zusammen, und sein Stolz, der nicht zu beugen war, wurde zur Schroffheit, an der auch die teuersten Freunde sich zuweilen schmerzhaft stießen. Denn es ist freilich wahr, daß seine eigene Natur gleichfalls zur Verwirrung seines Schicksalsfadens beitrug — in welchem Dichter steckte nicht ein Stück Tasso? —, aber die

Bitterkeit war trotz alledem nur ein vorübergehender äußerer Anflug, und ein einziger Sonnenstrahl des Glücks genügte, um alle Herbigkeit zu schmelzen.

Zu Ende der dreißiger Jahre erschien eine neue Serie jener kleinen Novellen, die der Mehrzahl nach zu den künstlerisch reinsten und vollkommensten ihrer Gattung gehören. Da aber die Not ihn drängte, das Büchlein schnell hinaus zu geben, so kam es wiederum, wie schon bei den „Genzianen", zu keiner glücklichen Zusammenstellung, ja der neue Band, der diesmal in Pforzheim erschien, wurde noch kunterbunter als der erste, denn er enthielt nicht nur Erzählungen in Versen neben den Prosageschichten, sondern noch überdies lyrische und dramatische Proben, alles in seiner Art gehaltreich und saftig, aber nicht einheitlich genug, um auf ein unvorbereitetes Publikum zu wirken. Erst Jahre später wurden die zerstreuten Edelsteine in einem richtigen Novellenband zum Geschmeide zusammengefügt.

Daß der Dichter in jenen Jahren der höchsten Leistungsfähigkeit mit seiner Arbeitskraft nicht besser haushalten konnte, hat sich später furchtbar an ihm gerächt. Schon damals spürte er über dem Ariost zuweilen eine „gelinde innere Verzehrung", doch hatte er ihrer nicht weiter acht, sie wich auch schnell, sobald eine frische Aufgabe an ihn herantrat. Aber später, in den Mannesjahren, zeigten sich die Folgen seiner zerreibenden Tätigkeit, die nicht durch geregelte Ruhepausen abgelöst, noch durch kräftige gleichmäßige Ernährung aufgewogen wurde.

Ihn seinem unsicheren Dasein zu entreißen, traten die Freunde zusammen und suchten ihn in einer Hofmeisterstelle unterzubringen. Er selbst war, von Not gedrängt, jetzt mit allem einverstanden, nur stellte er die Bedingung, daß er das Land nicht zu verlassen brauche. Aber die einheimischen Aussichten zerschlugen sich, und als die Freunde ihn nun zur Annahme eines Postens in Rußland drängen wollten, bäumte

er sich entschlossen auf; denn das empfand er als eine Verdrängung aus seinem eigensten Selbst. Er hatte kein Verlangen nach der Fremde, ihn hätte nicht einmal das Land der Schönheit gelockt; die noch ungeborenen Kinder seiner Muse bedurften zu ihrem Entstehen der Heimatluft. Das Fernweh, das sonst eine begabte Jugend so gewaltig faßt, kannte er nur in poetischer Gestalt: in der „Reise nach dem Meer" hat er es unwiderstehlich dargestellt, aber er hat es nicht als Schicksalsmacht an sich selber erfahren. Er besaß ein magisches Lämpchen, unter dessen Scheine sich jeder Winkel seiner Heimat in einen Paradiesgarten verwandelte; auf fremdem Boden war er nicht sicher, daß es seine Zauberkraft bewahrt hätte. Ähnlich erging es ja auch Mörike. Als dieser einmal den Grafen Schack in sein geliebtes Uracher Tal führte, um ihm dort „den schönsten Fleck der Erde" zu zeigen, da machte der Weltwanderer, der eben vom Goldenen Horn zurückgekehrt war, ein etwas langes Gesicht, denn er sah nichts, als einen grünbewachsenen Felsen; Mörike aber hätte den grünen Felsen gewiß nicht für die Ufer des Bosporus hingegeben, so eigens waren seine Augen auf die „urbemoosten Wasserzellen" und die „alten Wolkenstühle" seiner Jugend eingerichtet.

Um zu begreifen, warum mein Vater so hartnäckig an seiner undankbaren Heimat festhielt, muß man seine Werke mit verstehender Seele lesen. Von frühester Jugend an hatte er mit seinen hellen offenen Augen, leiblichen und geistigen, „Milieustudien" getrieben — Lokalstudien nannte man's zu jener Zeit, aber die Sache war dieselbe —; er hatte zuerst seine Vaterstadt mit ihrer Umgebung, dann, immer weiter greifend, allmählich das ganze Schwabenland sich aufs innigste zu eigen gemacht. Hier wußte er in der Schichtung des Bodens ebenso genau Bescheid wie in den Sitten und Sagen; jeder Bergrücken, jeder Wasserlauf, jedes verborgene Tälchen, jede Aussicht mit ihren wechselnden Beleuchtungen war ihm vertraut, er kannte alle die altertümlichen Städtchen, die

stillen heimeligen Pfarrdörfer, die er schon als Knabe geliebt hatte, wenn er die Vakanz bei Verwandten auf dem Lande verbrachte oder sein Freund Bilhuber ihn zum Maienfest mit nach Hause nahm. Und ebenso genau kannte er die Menschen, die dieses Land erzeugt: die „Heimatjahre" sind eine großartige Galerie schwäbischer Charakterköpfe von dem liberalen Despoten Karl und den unsterblichen Opfern seiner Erziehungswut, Schiller und Schubart, durch alle Schichten der damaligen Gesellschaft bis herab zu den rechtlosen Vaganten; sie alle sind so porträthaft gehalten, als hätte der Dichter jeden einzelnen persönlich gekannt. Wie sollte ihm das Ausland jemals diese Vorteile ersetzen? Und seine Sprache mit dem seltsamen ahnungsreichen Zauber, die, ohne in den Dialekt zu fallen, vom Kolorit der Landschaft unzertrennlich ist, aus der es wie von alten Sagen redet und raunt und die deshalb noch immer hinter den Worten selbst eine Perspektive in unergründliche Fernen eröffnet, diese Sprache war nur den heimischen Gegenständen völlig angemessen. Hermann Kurz war nicht verblendet über sein Land und seinen Stamm; er hat ihm die Meinung in seinen Werken oft deutlich genug gesagt, und die „fanatische Prosa" im Durchschnitt der Schwabengesichter konnte ihn im Leben oft genug wild machen; aber die ganze Art seiner Begabung verbot ihm, den Staub von den Füßen zu schütteln. Und so sehen wir das qualvolle Schauspiel weitergehen, daß der Dichter von der Heimat nicht lassen kann und die Heimat sich nicht um ihn bekümmert. Was lag dem Lande zu jener Zeit an einem Dichter mehr oder weniger; es hatte deren so viele gehabt und die meisten im Elend verkümmern lassen.

Unterdessen setzte der „Heinrich Roller" seinen Leidensweg fort. Zunächst übernahm im Jahre 1841 der Tübinger Buchhändler Fues den Verlag des Romans, und zwar beschloß man die vorläufige Ausgabe des ersten Bandes, während der Dichter sich verpflichtete, so schnell wie möglich

den Rest zu liefern. Aber als der Druck beginnen sollte, ließ Fues sich durch die hämische Kritik eines ganz grünen Studenten abschrecken und trat zurück. Der Dichter verklagte ihn wegen Kontraktbruch und gewann, doch wurde der Prozeß in zweiter Instanz verschleppt, und es kam zu keinem Ergebnis, so daß der Verfasser verzweifelt sein Manuskript zurückzog. Dennoch spann er den wieder aufgenommenen Faden der Erzählung unentmutigt weiter, obgleich ihm oft, wie er an einen jüngeren Freund und Kunstgenossen schrieb, dabei zumute war, als hätte er den Nachlaß eines jungen Poeten übernommen, den er nur widerwillig zu Ende führte.

Inzwischen war ihm noch einmal ein trügerischer Hoffnungsstrahl aufgegangen, denn Herr v. Cotta erwärmte sich jetzt plötzlich aufs neue für das Werk, das er sich abermals vorlegen ließ, und es hatte den Anschein, als sollte der Roman nun doch unter der Cottaschen Flagge in die Welt gehen. Weshalb es nicht geschah, weshalb Cotta nach einigem Schwanken aufs neue ablehnte, darüber sind alle, die sich mit den seltsamen Geschicken dieses Buches befaßten, im Zweifel geblieben. Man glaubte schließlich zum Teil, den Grund in einem buchhändlerischen Bedenken über die Zugkraft des Werkes finden zu müssen. Dem war ganz und gar nicht so. Ich bin imstande, diese Zweifel vollkommen aufzuklären, und zwar mit des freiherrlichen Verlegers eigenen Worten, denn der Brief, der die Rücksendung des Manuskripts begleitete, befindet sich in meinen Händen. Dieser Brief, der in nichts an die konventionellen Ablehnungsphrasen der Verleger erinnert, verdient es seiner Merkwürdigkeit halber, im Wortlaut wiedergegeben zu werden.[1]) Er beweist, wie hoch Herr

---

[1]) Der Brief lautet:

„Eurer Wohlgeboren

beehre ich mich anliegend das mir gütigst übersandte Manuskript wieder zurückgehen zu lassen, aber nicht ohne das Gefühl wahren Bedauerns, denn das Ganze Ihres Romanes, den ich bis jetzt nur

v. Cotta und seine Umgebung den Wert des Buches einschätzten und welche Wirkung sie ihm auch auf die Massen zutrauten; dabei stellt er dem literarischen Verständnis des Briefschreibers ein glänzendes Zeugnis aus. Freilich klingt die Vorhersage, die Verleger würden sich um diesen Artikel schlagen, wie bitterer Hohn angesichts der trostlosen Schicksale, die das Buch gehabt hat, sie war aber ohne Frage aufrichtig gemeint, und aufrichtig ist auch die Versicherung, daß das Nein nur aus persönlichen Gründen erfolge. Kein Zweifel,

---

aus kleineren Bruchstücken kannte, hat meine Erwartungen weit übertroffen.

Man sieht daraus, welche Masse von Studien Sie zu diesem Zweck gemacht, und mit welchem Talent Sie Jahre lang daran gearbeitet haben müssen.

Die glückliche und sinnreiche Verwebung der merkwürdigsten Ereignisse und Personen der siebenziger und achtziger Jahre in Ihre Geschichte hat mich überrascht, ebenso wie die wahre Schilderung der Geister der vorrevolutionären deutschen Zustände, die Sie am Beispiele der schwäbischen meisterhaft darstellen. Kein Faden ist müßig angesponnen und die Geschichte sehr spannend: sie muß Beyfall finden.

Der philosophische und politische Standpunct auf den Sie sich stellen erlaubt Ihnen die Vorzüge und Gebrechen jener Zeiten und Menschen in gerechter Wage zu wägen, und Sie thun dies so geschickt, indem Sie fast nie ein Resultat aussprechen, sondern die Urtheile aus den Charakteren der handelnden Personen selbst entwickeln.

Darf ein Buchhändler es wagen zu sagen, daß sein Auge auch Schwächen entdeckt hat, so fordert die Gewissenhaftigkeit doch zu bemerken, daß die Vorzüge und schönen Stellen dieselben weit und glänzend überwiegen. Wie großartig ist Schubarts Fluch!

Daß die JG. Cottasche Buchhandlung diesen vortrefflichen Artikel (denn das ist er und Ihr Buch wird großes Glück machen, reißend gelesen werden) gleichwohl nicht annimmt, liegt einzig in der persönlichen Stellung ihres Eigentümers.

Die Verleger werden sich um denselben schlagen. Ich hoffe, sie werden Ihnen auch das Honorar zahlen, das Ihr Werk verdient, das mit f 50 pro Bogen nicht zu teuer erkauft ist.

Ist es Ihnen möglich den Vorschuß früherer Jahre bey dieser Gelegenheit ganz oder theilweise zu tilgen, so soll es mich freuen.

es waren auch jetzt nur die alten Loyalitätsbedenken,[1]) die den Alleinherrscher des württembergischen Buchhandels bewogen, dieses Prachtstück endgültig fallen zu lassen und dadurch — unabsichtlich — dem Buch und seinem Verfasser den Weg des Erfolges zu verschließen. Denn durch den Umstand, daß der „Heinrich Roller“ nicht in die richtigen Hände kam, ist das Lebensschiff meines Vaters, das so stolz vom Stapel gegangen war, zuerst auf die Sandbank getrieben worden.

Als nach sechs langen Jahren des Suchens und Harrens das Werk endlich unter dem vom Verleger gewünschten Titel „Schillers Heimatjahre“ im Franckhschen Verlag zu Stuttgart erschien und in drei Bänden vor ihm lag, da war es dem Verfasser wie ein Traum, denn er hatte nicht mehr gehofft, die Herausgabe zu erleben.

Aber die Freude war von kurzer Dauer, denn als es ans Bezahlen ging, fehlten die Gelder, es kam abermals zu einem nutzlosen Prozeß, neben dem mein Vater noch eine Beleidigungsklage führen mußte, so eigentümlich war die ge-

---

Am leichtesten geschieht es, wenigstens zum Theil, wenn der Verleger, zu dessen Vortheil es auch dienen mag, Ihnen vor dem Druck noch gestattet eine Reihe von Abschnitten im Morgenblatt geben, und damit auf das Werk aufmerksam machen zu dürfen.

Wo Sie sich auch hinwenden, so wünsche ich, daß Sie mich und die Journale der J. G. Cottaschen Buchhandlung nicht vergessen und mir die Geneigtheit erhalten möchten auf welche ich so viel größeren Werth lege, als meine Hochachtung für Sie durch Ihr Werk gestiegen ist.

In ausgezeichnetster Hochachtung

Stgdt 9/XII 42 Georg v. Cotta.“

Zur Steuer der Wahrheit soll nicht unerwähnt bleiben, daß der letzte Rest des in dem Briefe beregten Vorschusses, dessen Tilgung dem jungen mittellosen Dichter sehr schwer fiel, am Ende von Cotta gelöscht worden ist.

[1]) Die Lauraepisode, die unliebsam an ein wirklich stattgefundenes höfisches Ärgernis aus neuerer Zeit erinnerte, sollte der Hauptgrund der Ablehnung gewesen sein. Mehr darüber im Kapitel „Obereßlingen“.

schäftliche Verkehrsform des damaligen Inhabers der Firma. Wäre ja sogar unser sanftmütiger Onkel Ernst, der sich bei diesem Herrn zu mündlicher Verständigung einfand, beinahe in Tätlichkeiten verwickelt worden. Ob eine Einigung erzielt wurde, weiß ich nicht, ich weiß nur, daß noch durch Jahre in meines Vaters Briefen an Kausler von dem ausgebliebenen Honorar für die „Heimatjahre" die Rede ist. Nichts hatte dieses hoffnungsreiche Werk ihm eingetragen als endlose Kümmernisse und die Aufregungen dreier Prozesse. Und von nun an waltete durch alle Zeit der Unstern über den „Heimatjahren" weiter. Unter den Werken meines Vaters trug gerade dieses, das so außergewöhnlich unterhaltend ist, alle Bürgschaften eines glänzenden Erfolges in sich; hätten ja sogar seine kleinen Schwächen, die der Zeit angehörten, ihm die Gunst der Zeit sichern müssen. Aber der kleine Stuttgarter Verlag besaß gar nicht die Mittel, es über die Landesgrenze hinaus zu verbreiten. In Württemberg wurde es bewundert, gelesen — aber nicht gekauft; dreizehn Jahre sollten vergehen, bevor die erste Auflage erschöpft war. Hauffs Lichtenstein, der mit seiner kindlichen Romantik heute nur noch als Jugendschrift im ganzen genießbar ist, sättigte damals auch den reiferen Leser und deckte die Bedürfnisse des bücherkaufenden Publikums vollauf. Es war ein Fall, wo das bekannte Sprichwort sich umkehrte: hier wurde das Gute des Besseren Feind, denn der Schwabe ist von Natur langsam und ausschließlich, hat er einmal einen Dichter in sein Herz geschlossen, so besinnt er sich lange, ehe er einem anderen dieselbe Gunst erweist. Zudem, was den Hauffschen Roman so volkstümlich machte, waren nicht allein seine Vorzüge, die prächtigen Figuren der Ulmer Ratsherren und das lebendige Landschaftskolorit, sondern in noch höherem Grad die rührselige Liebesgeschichte; denn wo das Starke sich mit dem Süßlichen paart, da gibt es eine Mischung, die jedesmal ihre Zeit erobert.

Beziehungen zu Mörike

Was verstehende und anerkennende Freundschaft von den Unbilden des Schicksals vergüten kann, das ist Hermann Kurz zu jener Zeit in reicher Fülle vergütet worden. Allen voran war ihm schon das Herz des Größten zugeflogen: seit dem ersten schönen Buocher Sommer verband ihn innige Freundschaft mit Eduard Mörike, den der jüngere Dichter bereits im „Wirtshaus gegenüber" als den neuen Heros der Poesie gefeiert hatte, darin der ganzen Kritik weit vorangehend; Mörikes Operntext „Die Regenbrüder" wurde der Grund zur persönlichen Annäherung. Krankheit hatte den Verfasser gehindert, die liebliche Dichtung zu vollenden, da ergänzte Hermann Kurz auf die Bitte des Komponisten Hermann Lachner die fehlenden letzten Szenen mit so geschickter Hand, daß niemand die Bruchstellen erkennen wird. So leicht und elastisch war damals seine Muse, daß er das fremde Werk, an das der Verfasser auch in der Genesung sich nicht zu rühren getraute, in vier Stunden zu Ende brachte. Mörike war hocherfreut, und es begann der beglückendste briefliche Austausch zwischen beiden. Der dreiundzwanzigjährige Hermann Kurz erhielt den Vertrauensauftrag, des älteren Freundes Gedichte für die erste Buchausgabe zu ordnen, unterbreitete dagegen jenem sein eigenes Bändchen zur Zensur und nahm jeden Wink des Gereifteren mit Freuden an. Denn auf diesem Boden herrschte Mörike mit seinem rein lyrischen Instinkte unumschränkt. Hermann Kurz, dem schon damals reizende Lieder gelungen waren und der später in seinem freien Schluß des „Tristan" eine starke lyrische Kraft ausströmte, sollte doch seine vollsten Lorbeern auf

einem anderen Gebiete pflücken, wo er in der deutschen Literatur keinen Meister über sich hatte.

Abgesehen von dieser unmittelbaren Zensur, vermag ich übrigens keinen Einfluß Mörikes auf die Lyrik meines Vaters wahrzunehmen, dafür war schon ihr Naturell zu verschieden. Auch wäre ein solcher chronologisch schwer zu erklären, da meines Vaters erstes und einziges Bändchen Gedichte früher erschien als die Gedichtsammlung Mörikes. Dagegen höre ich in Hermann Kurz' Jugendliedern zuweilen Töne heraus, die mich an Thomas Moore erinnern, mit dem er frühe vertraut war, wie denn auch von den englischen Dichtern, die er übersetzte, keiner so völlig restlos in seinen Versen aufgegangen ist wie dieser. Ich vermisse schmerzlich in der neuen Sammlung „Das Paradies und die Peri", denn auf dieser Übersetzung liegt ein Glänzen und Flimmern der Sprache, das sie zu einer völlig eigenen Schöpfung macht.

Mit Mörikes Freundschaft war dem Dichter eine neue Welt aufgegangen. So nah die Jugendgenossen seinem Herzen standen, er hatte doch Saiten, auf denen sie nicht spielen konnten, deren Töne erst gegen Mörike laut wurden. Wer sehen will, was die zwei an Humor und Phantasie ebenbürtigen Freunde einander mit vollen Händen gaben, der lese den von J. Bächtold herausgegebenen Kurz-Mörike-Briefwechsel.[1]) Ich habe zu diesen köstlichen, von Geistes- und Lebensfülle sprudelnden Briefen noch einen kleinen Nachtrag zu liefern, der eine Lücke zwischen Nr. 18 und 19 ausfüllen und verschiedene unverständliche Stellen, besonders das auf ein Petschaft meines Vaters bezügliche Wortspiel en vain und en vin erklären soll. Zum Verständnis der Sachlage ist es nötig zu wissen, daß Mörike und Hermann Kurz sich persönlich noch nicht kannten, als schon der wärmste Austausch zwischen ihnen im Gange war. Man nahm damals selbst eine

---

[1]) Stuttgart, Kröner 1885.

so kleine Reise wie zwischen Cleversulzbach und Stuttgart umständlich; besonders der empfindsame Mörike scheute nicht nur einen geistigen Luftwechsel, sondern auch jeden fremden schärferen Luftzug, der ihm in sein stilles Haus wehen konnte. Deshalb war die von beiden Teilen ersehnte Zusammenkunft wieder und wieder verschoben worden. Unterdessen hatte Hermann Kurz' jüngerer Bruder Ernst, der die Begeisterung für den Dichter des „Maler Nolten" teilte, ihn auf einer Reise in seinem Pfarrhaus aufgesucht und war gleichfalls mit ihm in Zusammenhang geblieben. Mörike schrieb dem jungen Mann einen Brief nach Heilbronn, wo dieser am Oberamtsgericht (Polizeihaus) als Revisionsassistent angestellt war, um ihm zu erzählen, wie ein Traum ihn kürzlich auf scherzhafte Weise durch Vermittlung des Briefempfängers mit seinem Bruder Hermann persönlich bekannt gemacht habe. Dieser Traum hat so ganz das schnurrig-märchenhafte, das Mörikes Phantasie eigen war, und ist dabei so folgerichtig durchgeführt, daß er, wie dieser selbst bemerkt, ebensogut seine wache Erfindung sein könnte. Ich glaube daher, allen Verehrern Mörikes eine Freude zu machen, indem ich den Brief mit Auslassung einiger unwichtiger Vermerke am Schluß wortgetreu hersetze. Er lautet:

Mein Lieber!

Ich war die ganze Zeit teils unpäßlich, teils mit so mancherlei Halbgeschäften behängt, daß ich nun freilich etwas spät, doch nichts desto weniger herzlich Ihnen mein Vergnügen darüber ausspreche, daß Sie in hiesiger Nachbarschaft bleiben. Es läßt sich in Heilbronn gewiß behaglich leben, und wenn die Leute auch sehr irdisch daselbst denken, man kann doch bleiben, was man ist.

Ich habe Ihnen vor einiger Zeit einen Besuch abgestattet, wiewohl nur im Traum. Weil er zu den lustigen und sinnreichen gehört, kann ich nicht umhin ihn zu erzählen. Ich kam mit meinem Bruder Louis in Ihr Zimmer,

statt Ihrer war aber Ihr Herr Bruder Hermann im Zimmer. Er kannte mich nicht und ich ihn ebenso wenig. Er sagte endlich: Ich weiß nicht, wen ich die Ehre habe usw. worauf ich halb im Scherz antwortete, wir seien zwar hier auf dem Polizeihause, allein ich könnte ihn versichern, wir seien ganz unverdächtige Personen. Sofort sprach man gleichgültige Dinge, vom Heilbronner Theater u. dgl. und saß einander ziemlich steif gegenüber. Ein Hausknecht kam herein und sagte: es ist jetzt angespannt, meine Herren! Da fiel mir ein, wir waren nicht sowohl auf der Polizei als vielmehr auf der Post; wir gingen alle drei hinaus und stiegen in die Diligence. Es saß bereits ein Herr darin, der eine Kappe mit sehr breitem Stulp und einen abgetragenen grauen Mantel trug. Die Unterhaltung war gering. Er drehte den Kopf hin und her, ganz leise schnüffelnd, als wäre was Unheimliches im Wagen, welches wohl gar von einem oder dem anderen der Passagiere ausgehen könnte. Man lächelte und hätte sich beinahe beleidigt fühlen können. Ich überzeugte mich jedoch, daß dieser Ängstlichkeit etwas Krankhaftes und Idiosynkratisches zugrunde liegen müsse, und fing an, im stillen ihn aufrichtig zu bedauern. Auf einmal nahm er einen herzhaften Anlauf und sagte: Verzeihen Sie, meine Herren, ich bin Korrektor und Faktor in der J. G. Cottaschen Offizin und habe diese einträgliche Stellung einer sonderbaren Eigenschaft zu danken, die mir zuweilen sehr beschwerlich fällt. Sobald sich irgendwo ein Druckfehler oder dergleichen in meiner Nähe befindet, so fühle ich es und bin dadurch aufs unangenehmste affiziert, bis ich ihn aufgedeckt und allenfalls beseitigt habe. Haben Sie daher doch die Güte, ein wenig bei sich nachzusehen, ob Sie nicht irgendein Erratum bei sich tragen. Sie werden mich dadurch äußerst erleichtern. Auf dieses zog jeder von uns aus der Tasche, was er etwa Gedrucktes haben mochte; er nahm die Papiere in die Hand,

gab sie jedoch nach einem oberflächlichen Befühlen mit dem Bedauern zurück, daß hierin der Fehler nicht enthalten sei. Nun hatte ich zufällig ein Briefkouvert Ihres Herrn Bruders mit hervorgezogen. Sogleich gerieten die Finger des Herrn Korrektors in eine zitternde Bewegung, und ich gab ihm das Papier. Er drehte es um, besah das Siegel, und seine Gesichtszüge erheiterten sich plötzlich. Nun sehen Sie, meine Herren, da stehen über dem Amor, der einen Vogel lockt, die Worte: C'est résister in vain;[1]) es wird jedoch wohl en vin heißen müssen. Wir wunderten uns alle sehr, am meisten aber schien Ihr Herr Bruder erstaunt, nicht sowohl über die Entdeckung als vielmehr wie ich zu diesem Briefe gekommen. Er faßte sich jedoch sehr schnell und fragte lächelnd den Korrektor, ob er nun ganz befriedigt sei? Ich könnte es nicht sagen, versetzte jener, es ist noch was zurück. — Womit ich Ihnen vielleicht dienen kann, erwiderte Ihr Herr Bruder und reichte seinen Siegelring hin, dessen graviertes Stahlplättchen vollkommen jenem Briefpetschaft entsprach. Ich sah ihn an, er lachte, rief meinen Namen aus und wir umarmten uns aufs fröhlichste. Zugleich warf der Korrektor seinen Mantel zurück, und als ich ihm recht ins Gesicht sah, waren Sie's, der diese Komödie spielte, um mich und Ihren Hermann auf diese lustige Art einander zu entdecken.

Ist das nicht ein musterhafter Traum? Man sollte meinen, er wäre wachend gemacht. Schicken Sie ihn ge-

---

[1]) Auf einem Briefumschlag von Hermann Kurz an Mörike findet sich neben einem anderen Siegel folgende Aufzeichnung:

Ich habe einmal den Mutwillen begangen, einem Bekannten, der an ein Frauenzimmer zu schreiben hatte, mein C'est résister auf-zuschwatzen. Er bekam keine christliche Antwort, aber das nächste Mal, daß sie sich sahen, sagte sie mit höhnischer Stimme zu ihm: „Ich verstehe kein Französisch." „Ich auch nicht," erwiderte er ganz un-schuldig, und so kam der Streich an den Tag.

legentlich Ihrem Herrn Bruder. Ich habe ihm vor ein paar Tagen auch eine Siegelringsgeschichte aufgetischt, und er wird denken, ich gehe recht drauf aus, die Leute zu petschieren.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wir sind durch den Schnee neuerdings wieder so tief in den Januar zurückversetzt, daß es immer noch nicht überzeitig scheint, wenn ich Ihnen den Glückwunsch zum Neujahr jetzt noch heimgebe. Bleiben Sie nur gesund. Das übrige kann man für lauter Segen nehmen. Viel Grüße.

Der Ihrige

M.

Cleversf. d. 18. Feb. 1838.

Man hat oft von einer Ähnlichkeit der beiden Dichterphysiognomien gesprochen; ich muß gestehen, daß ich nicht recht weiß, worin ich sie suchen soll, wenn es nicht in der bloßen Stammesgenossenschaft ist. Mörikes Dichtung entspringt dem Traumleben, nur daß seine Gesichte so deutlich sind wie Bilder der Wirklichkeit. Hermann Kurz dagegen wurzelt im Leben, das ihm seine ewig typischen Wahrheiten zukehrt. Darum sucht er auch, wie er einmal Mörike bekannte, „aus dem Wald des Märchens immer gleich wieder eine Straße ins Leben hinauszubrechen“. Denn dort lag seine wahre Kraft, wogegen bei Mörike der Schritt aus der Märchenwelt ins Leben fast immer einen Schritt vom Wege bedeutete. In Mörike herrscht das musikalische Element vor, in meinem Vater das plastische. Auch an Temperament sind sie so verschieden wie möglich. Mörike lebte ausschließlich mit den Instinkten; alles Untersuchen, Erörtern geht ihm gegen die Natur, kaum, daß er es über sich gewinnen kann, ein bestimmtes Urteil auszusprechen, das dann freilich, weil rein aus dem Instinkte geflossen, unwiderstehlich ist. Auch den „engen Rosenbanden der Dichtung“ entfliegt er, wie er selbst einmal gesteht, nur allzu gern, um nur noch in ihrem reinen

Dufte „als im Elemente“ zu leben — seine Faulheit nannte sein Freund und Altersgenosse Friedrich Vischer diesen Zug unumwunden, aber er gehörte zu ihm, man möchte den Dichter beileibe nicht anders haben. Diese naive Freude am Dasein und So-sein, das Hinspinnen der Tage in Traum und Märchen war von Hause aus nicht des feurigen Hermann Kurz Sache, den die Sicherheit und Gegenwärtigkeit des Urteils und die Kampfbereitschaft kennzeichnen. Freilich wurde er so gut wie jeder andere, der in Mörikes Bannkreis trat, von der Zaubersphäre magisch festgehalten, daß auch er sich als Bewohner von Orplid fühlte oder in den Wäldern Buochs mit dem Sichern Mann und dem närrischen Wispel Versteckens spielte. Ein betriebsamer Schriftsteller von heute, der gewohnt ist, jedes Goldkörnchen für die Öffentlichkeit auszumünzen, müßte schaudern, wenn er sähe, wieviel Zeit und Laune die beiden Dichter an ein nur dem Eingeweihten verständliches Spiel und anderes poetisches Privatgaudium rückten. Die Mitteilung, daß Mörike auf das Grab von Schillers Mutter in Cleversulzbach ein Steinkreuz mit eigenhändig gemeißelter Inschrift gesetzt hatte, beantwortete Hermann Kurz durch einen Schwank in „barfüßigen“ Hexametern (diese Versart, die sich in der dramatischen Form sehr überraschend ausnimmt, war ihm durch Mörike neuerdings wieder besonders lieb geworden). Darin wird die Wiederauffindung dieses Kreuzes nach dreihundert Jahren in einem Deutschen Reich unter hohenstaufischer Kaiserkrone und Mörikes künftige Herrlichkeit als des anerkannten rechtmäßigen Erben Goethes dargestellt.[1]) Mörike diente dem Freunde dagegen in müßigen Stunden mit scherzhaft-phantastischen Zeichnungen und mit drastischen, stark gepfefferten Gedichten, die ihres

[1]) Jakob Bächtold scheint diesen Schwank, dessen Kenntnis ich der Güte Professor H. Fischers verdanke, nicht gekannt zu haben, sonst hätte er ihn gewiß dem von ihm herausgegebenen Kurz-Mörike-Briefwechsel als ergänzenden Bestandteil einverleibt.

Inhalts wegen nicht mitteilbar sind — er liebte nämlich unter Freunden das Derb-Natürliche, das ihm ein notwendiges Gegengewicht gegen die traumhafte Zartheit seiner Poesie war. Im Gegensatz zu den leichten graziösen Bewegungen seiner ernsten Muse kleidete er diese possenhaften Urwüchsigkeiten gern in ein streng klassisches Gewand, so daß sie durch den Gegensatz doppelt komisch wirken. Sie gehören, so wenig sie für die Öffentlichkeit taugen, zur vertrauten Physiognomie des Dichters mit.

Zweimal kam ein Riß in diese schöne Freundschaft: der erste, wobei man sich vorübergehend das „Du" aufkündigte, war schnell geheilt, wie der Streit zweier Liebenden, und machte den Bund nur fester. Der zweite, der in die Mannesjahre fiel, entsprang aus dem Unterschied der Naturen und wurde zu einer Kluft, die sich erst kurz vor dem Tode der beiden Dichter wieder schließen sollte. In beiden Fällen war es der Jüngere, Aufbrausendere, der das Trennungswort sprach, aber beide Male hat Mörike sich brüderlich zum gleichen Teil der Schuld bekannt. Wohl nicht mit Unrecht; vielleicht war im Freundschaftsverkehr der milde Mörike sogar der Schwierigere von beiden. Ließ er doch nach der schriftlichen Annäherung genau ein Jahr verstreichen, bevor er den mit so warmer Liebe umfaßten Freund von Angesicht zu sehen sich getraute. Seine Reizbarkeit war so groß, daß er oft die Stimme seiner liebsten Freunde nicht ertragen konnte, und an solchen Tagen tat man gut, ihm aus dem Wege zu bleiben. Auch konnte er sich plötzlich in unberechenbare Launen versteifen. Als der allgefeierte Ludwig Tieck im Anfang der vierziger Jahre zu Justinus Kerner nach Weinsberg kam, hatte er sich eine Zusammenkunft mit Mörike, den er sehr hochstellte, in dem gastlichen Hause ausgebeten; an diese sollte sich auch eine Begegnung des berühmten Gastes mit den jüngeren Dichtern Hermann Kurz und Rudolf Kausler (dem großen Tieck-Verehrer!) knüpfen, die für die weltfremden

schwäbischen Poeten von den wichtigsten Folgen sein konnte. In letzter Stunde weigerte sich Mörike zu kommen, „weil ja Tieck auch zu ihm kommen könnte", und alles fiel ins Wasser. Der gute Kerner war so verzweifelt über den Querstrich, den ihm der Freund machte, daß er in einem Briefe viermal schrieb: „Es ist entsetzlich!" Ganz unrecht hatte er nicht, wenn auch die Freunde über sein Pathos lachten.

Der entscheidende Bruch fand bei einer politischen Auseinandersetzung in dem stürmevollen Jahr Achtundvierzig statt und verkürzte beide für den Rest ihres Lebens um den schönsten Verkehr. Darum hat Mörikes Sonne nicht über meiner Kindheit geschienen; kaum daß mein Vater, der in späteren Jahren so schweigsam geworden war, seinen Namen nannte. Aber im Herzen dauerte die alte Liebe fort, und endlich, zwei Jahre vor seinem Tode, brach Hermann Kurz den Bann, indem er bei der Veröffentlichung von Mörikes „Mozart auf der Reise nach Prag" im „Deutschen Novellenschatz" dem Freund und Dichter seine unveränderte Gesinnung öffentlich aussprach. Mörike kam ihm mit gleicher Herzlichkeit entgegen, aber ein Wiedersehen war ihnen nicht mehr vergönnt.

Im Winter nach meines Vaters Tod — ich trat eben ins zwanzigste Jahr — führte mich bei einem Besuch in Stuttgart der gute Onkel Ernst zu Mörike. Die Persönlichkeit des Dichters, der sich den Siebzigen näherte, hatte etwas unendlich Harmonisches, Zartes und zugleich Weltfremdes; man sah ihm an, daß er nur in der ländlichen Idylle, nicht in der modernen Welt des Dampfes heimisch war. Dabei hatte er, ohne Weltformen zu besitzen, jenen unbeschreiblichen, rein natürlichen Anstand ganz großer, ihrer selbst in Unschuld bewußter Menschen. Mich empfing er, als ob ich aus einer anderen Welt käme, und kleidete seine Überraschung in die auffallenden Worte, daß er zum erstenmal eine Amerikanerin vor sich sehe, was mich um so eigentümlicher berührte, als ich mich gerade mit überseeischen Absichten trug. Als Onkel

Ernst ihm erklärte, wer ich sei, unterdrückte er eine tiefe Bewegung. Beim Abschied zog Mörike mich zur Seite und trug mir mit tiefem Ernst seine Grüße „Dorthin" auf. Ich konnte sehen, wie die alte Zeit mächtig in ihm emporgequollen war.

Nur einmal sollte ich noch das Glück haben, Mörike wiederzusehen, als er sich im Sommer 1874 mit seiner Schwester Klärchen zum letzten Male in seinem frühgeliebten Bebenhausen aufhielt, dessen romantische Lage und edler Klosterbau es ihm angetan hatten. Ich besuchte ihn mit meiner Mutter von dem nahen Tübingen aus. Er war jenes Tages in der besten Laune, mitteilsam und voll schalkhaften Humors, der in vielfarbigen Lichtern spielte. Von den drolligen Geschichten' die er über sich selbst zum besten gab, ist mir die Anekdote unvergeßlich, wie er einstmals als Lehrer am Katharinenstift in Stuttgart seinen jugendlichen Zuhörerinnen über Goethes Iphigenie sprach und gerade beim Vortrag des Monologs „Heraus in eure Schatten", vom Bedürfnis nach seinem Schnupftuch getrieben, rückwärts nach der Tasche griff, etwas Weißes, Langes herauszog und zur Nase führte, wobei ihm die ungewohnte Rauheit und Härte des Stoffes auffiel. Aber unbeirrt im Sprechen fortfahrend, wollte er das Tuch wieder in die Tasche stecken, doch nun schien es ihm wie verhext; er stopfte und stopfte und konnte nicht damit zu Ende kommen, je mehr er hineinschob, desto länger wurde es, bis er zuletzt den Kampf aufgab und das Tuch hängen ließ. Als er es nach einiger Zeit von neuem langte, kam es ebenso lang aus der Tasche wieder heraus und nun sah er — o Schrecken! —, daß es eine Fenstergardine war, was er bearbeitet hatte. „Aber denken Sie sich," setzte er am Schluß der Geschichte mit Befriedigung hinzu, „ein ganzer Saal voll mutwilliger junger Mädchen und auch nicht eine, die zu ihres Lehrers Nöten den Mund verzog! Sie saßen sämtlich in heroischer Fassung da, als ob sie nichts gesehen hätten." In der Tat war die Verehrung der weiblichen Jugend für den einzigen Mann

Die Glocken der Vaterstadt.[1]

Dort ruht im Abendstrahle
Die Stadt, die mich gebar:
Es klingen aus dem Thale
Die Glocken rein und klar.
O meiner Jugend Töne,
Ihr werdet wieder wach!
Heiß bebt im Aug die Thräne,
In meinem Herzen bebt auch jede Saite nach!

Es sind die alten Glocken
Die ich als Kind vernahm,
Und, treu den frommen Locken,
Zu heil'gen Stätten kam.
O meiner Jugend Töne u.

Und als die meinen schwinden,
That dieser Glocken Mund
Zur Ruh, zum ew'gen Frieden
Den ernsten Segen kund.
O meiner Jugend Töne u.

Doch sprach zu einem andern
Mein Lieb das treue Wort,
Da riefen mich zu wandern
Die Hochzeitglocken fort.
O meiner Jugend Töne u.

[1] Anfängliche, später abgeänderte Fassung.

Zuweilen, wie heute,
Von See und wüstem Sturm,
Erklang mir das Geläute
Von meinem heim'schen Thurm,
O meine Jugend Wiege.

Und nun, zurückgekommen,
Wie ist das Herz mir bang!
Niemand heißt mich willkommen
Als jener milde Klang.
O meine Jugend Zeit!
Ich werde wieder weich!
Auch bebt im Aug die Thräne,
In meinem Herzen bebt auch jede Saite nach!

---

9 August 1835
Herm. Kurtz

eine außerordentliche. — Während wir so im Grünen auf Bänken und Stühlen um einen verwitterten Holztisch saßen, und ich mir die Physiognomie des Dichters beim Sprechen betrachtete, kam über mich die wunderliche, aber unabweisliche Vorstellung, daß dieser große Kopf eines schwäbischen Landpfarrers mit den etwas schlaffen Zügen und den stehenden grämlichen Falten nur eine scherzhafte oder schützende Maske sei, unter der jeden Augenblick ein feiner jugendlicher Griechenkopf oder ein lächelnder Ariel zum Vorschein kommen könnte. Die beiden alten Geschwister begleiteten uns auf dem Rückweg ein Stück weit durch Wiesen und Wald. Schwester Klärchen, die auf dem schmalen Fußweg mit meiner Mutter voranging, erzählte ihr, während Mörike und ich unter anderen Gesprächen folgten, von geheimnisvollen jenseitigen Manifestationen, woran beide Geschwister glaubten; soll ja sogar bei Mörikes Brautwahl die Mystik eine Rolle gespielt haben. Indes mochte doch die Schwester diese Dinge buchstäblicher nehmen als der Dichter selbst, denn wenn Mörike geheimnisvolle Töne anschlug, so gingen sie aus dem feierlichen leicht ins spielende über, und man fühlte, daß er selbst die Grenze nicht festhielt.

Beim Abschied wurde mit den Geschwistern ein Wiedersehen verabredet, aber übers Jahr um die gleiche Zeit, als ich mit meiner Mutter und einer Freundin von einer mehrtägigen Schwarzwaldwanderung zurückkam, empfing uns auf der Schwelle des Hauses die Nachricht vom Tode Mörikes.

Es war mir, als sei mit diesem Liebling seiner Jugend die Zeit meines Vaters nun erst ganz zu Grabe gegangen.

Der Dichterkreis um Alexander von Württemberg

Ich erinnere mich, einmal einen aus den vierziger Jahren stammenden Stich gesehen zu haben, der den Dichterkreis des Grafen Alexander von Württemberg darstellt. Diese Gesellschaft, die sich in des Grafen reizendem Schlößchen Serach bei Eßlingen zu versammeln pflegte, darunter Uhland, Schwab, Lenau, Justinus Kerner und viele andere, ist sitzend und stehend um den fürstlichen Freund gruppiert, der in seiner ritterlichen Schönheit den Mittelpunkt einnimmt. In der rechten Ecke des Bildes, nur mit halbem Leibe sichtbar, steht Hermann Kurz, eine gebietende männliche Erscheinung mit klaren regelmäßigen Zügen und dichtem Haar und Bart. Das Bildnis entspricht, obwohl es ihn bedeutend jünger darstellt, ziemlich genau meinen eigenen frühesten Erinnerungen an meinen Vater. Nur daß in jenen späteren Jahren die Züge und die ganze Erscheinung noch bestimmter und mächtiger geworden waren. Ich glaube, daß er zu jenen Gestalten gehörte, die sich erst bei völlig erlangter geistiger Reife zu harmonischer körperlicher Schönheit entwickeln. Aus seinem dritten Lebensjahre stammt ein in der Familie bewahrtes Bild, das sehr ähnlich gewesen sein muß, weil mehrere Familienglieder aus den jüngeren Geschlechtsreihen eine Zeitlang auffallend diesem Bilde glichen: ein rundes trotziges Kindergesicht mit großen blauen Augen, das bräunliche Haar in die Stirn gekämmt. Eine Zeichnung aus den Jünglingsjahren entspricht den von ihm selbst und anderen entworfenen Schilderungen seines noch unreifen Äußern aus jener Zeit. Erst in den Mannesjahren wurde er ganz er selbst, wozu der späte, aber alsdann reiche und regelmäßige Bart-

wuchs viel beitrug. Die Gestalt war hoch, die Brust breit und mächtig, der etwas kurze Hals gedrungen. Die frühere Schwächlichkeit hatten die Jahre und körperliche Übungen überwunden. Bekannt von je waren die ungewöhnlich glänzenden Augen; Mörike hatte sie besungen, noch ehe der mündliche Austausch der beiden Dichter begann; sie behielten ihren Glanz und ihr tiefes Blau auch im nahenden Alter.

Jener literarische Stuttgarter Kreis stand mit den gebildetsten Elementen der aristokratischen Gesellschaft in nahem Zusammenhang, wodurch die in Württemberg so weit verbreitete Stickluft des Kleinbürgertums hinausgetrieben wurde und größeren, freieren Lebensauffassungen Platz machte. In solcher Atmosphäre, wo auch die aristokratische Weiblichkeit eine Rolle spielte, konnte sich der Dichter behagen, der mit dem gewinnenden Äußern und seinem jungen Ruhm damals eine von den Damen sehr bevorzugte Erscheinung war. Er ging in Hinsicht auf die Frauen seiner Zeit weit voran, indem er die Gleichberechtigung der Geschlechter vertrat. Er freute sich immer, wenn er Frauen mit geistigem Streben traf, statt wie es damals noch üblich war, hochmütig auf sie herabzusehen; seine ritterliche Zuneigung für das ganze Geschlecht ließ ihn sogar leicht einzelne Individuen desselben überschätzen. Eine am weiblichen Geschlecht begangene Roheit war ihm etwas unfaßbar Abscheuliches; er ging in seiner Höflichkeit und Rücksicht so weit, daß er sich nicht einmal von einem weiblichen Dienstboten bedienen lassen wollte. Später als Ehemann konnte er sich nicht entschließen, von der Gattin die kleinste Dienstleistung zu fordern. Er pflegte zu sagen: „Bitte, gib mir eine Nadel, denn ich habe einen Knopf anzunähen," und zur Dienerin: „Haben Sie die Güte, mir Holz zu bringen, damit ich einheizen kann." — Die Frauen aller Stände haben das auch stets mit feiner Witterung erkannt, denn sie pflegten seine zarte Aufmerksamkeit mit schwärmerischer Verehrung

zu erwidern. — Wenn er im Hause des Grafen Alexander mit seinen Eroberungen unter der adligen Damenwelt geneckt wurde, so wies er es immer weit von sich; dann sagte die schöne Gräfin lächelnd: „Wo Sie sich am meisten wehren, darf man sicher sein, daß etwas dahinter steckt." Nie ließ er merken, daß er gefiel, und das Prahlen anderer mit Liebeserfolgen setzte ihn in solche Empörung, daß er, wo es auch vorfiel, augenblicklich dagegen einschritt. Eitelkeit war ihm überhaupt in jeder Hinsicht fremd; das Gefühl seines Wertes gab ihm in guten wie in widrigen Umständen jene feinfühlige und stolze Zurückhaltung, die unter dem falschen Prädikat „Bescheidenheit" ihm nachgerühmt zu werden pflegte. Nur banausischem Geschäftsgeist gegenüber, der künstlerische Erzeugnisse nach ihrem Erfolg bei der Masse bewertet, fiel er gelegentlich in einen hohen und gereizten Ton. Rasch und freudig in der Anerkennung der anderen, hilfreich und wohlwollend, ganz besonders gegen jüngere Talente, hatte er vor allem gar nichts von der so verbreiteten Eigenheit des Nörgelns an sich; wo er nicht unbedingt loben konnte, da schwieg er lieber.

Für einen genauen Kenner der Zeit müßte es eine lockende und lohnende Aufgabe sein, die Mitglieder jener schwäbischen Tafelrunde in ihrem gegenseitigen Verkehr zu zeichnen; meine Mittel reichen hiefür nicht aus. Auch die Beziehungen zwischen Hermann Kurz und den übrigen kenne ich nur bruchstückweise. Des Verhältnisses zu Uhland und Schwab ist schon gedacht worden; den Briefwechsel mit letzterem hat Hermann Fischer im „Staatsanzeiger für Württemberg" veröffentlicht. Mit Lenau scheint die Berührung eine oberflächliche geblieben zu sein, dagegen stand mein Vater eine Zeitlang zu Justinus Kerner auf sehr freundschaftlichem Fuße. Das gastliche Kernerhaus in Weinsberg beherbergte ihn des öfteren. Aber trotz einem geheimen mystischen Zuge, der wohl allen Poeten gemeinsam ist, waren es weder die Poltergeister von Weins-

berg noch die Seherin von Prevorst, vielleicht war es nicht einmal der joviale Kerner selbst, was den jungen Dichter so mächtig nach dem Fuß der Weibertreu zog, sondern Kerners jüngere Tochter Emma, der die in den „Heimatjahren“ stehenden Strophen: „Der Mond ist hell und kalt die Nacht“ gewidmet sein sollen. Dagegen ist das in die neue Sammlung aufgenommene Gedicht: „Ich habe dich im Traum gesehen“ für deren ältere Schwester Marie gedichtet, der er gleichfalls huldigte.

Die Gewohnheit, spät aufzustehen, die der bei Nacht arbeitende Dichter sein Leben lang beibehielt, veranlaßte Kerner, in meines Vaters Gedichtsammlung von 1836 unter das tief elegische Gedicht „Mein Bette“ im selben Versmaß die neckische Strophe zu schreiben:

Weil du der erste Dichter, der gesungen
Dem Bette hat ein warmes Liebeslied,
So hält zum Dank, wenn längst der Mittag glüht,
Das Bett dich oft noch warm und lieb umschlungen.

Das Exemplar, worin dieser Zusatz steht, erhielt mein Bruder Erwin im Herbste 1874 von Mörike zum Geschenk.

An das Kernerhaus und das gastliche Turmzimmer zu Weinsberg, wo er schlief, samt dem dort spukenden mönchischen Poltergeist, der sich ihm als eine große Eule entlarvte — was freilich Justinus nicht gelten ließ —, pflegte mein Vater, der sonst selten von seiner Jugend sprach, sich immer gern zu erinnern. In einem seiner Taschenbücher steht ein noch ungedrucktes Sonett an Justinus Kerner zu seinem Geburtstag, durch dessen scherzhaften Ton die gleiche verhaltene Wehmut zittert wie durch das den „Heimatjahren“ eingefügte Gedicht an die Tochter:

Ein Geist, nicht eben gut, doch auch nicht böse,
Schwebt nachts wohl an den hellen Fenstern hin,
Wo wohnt die Milde, wo ein frommer Sinn?
Er seufzt und harrt, ob niemand ihn erlöse.

So saß ich jüngst, und machte kein Getöse,
Auf deiner Galerie — wie traulich drin
Beim Kerzenschein! Da fühlt' ich, was ich bin:
Ein armer Geist in seiner ganzen Blöße.

Was darf ein solcher dir zu geben glauben?
Du bist gesegnet, bist unnahbar reich.
Sieh nur nicht scheel, als wollt' ich dir was rauben.

Kann mein Gebet den hohen Himmel meistern?
Ich weiß es nicht. Sein Friede sei mit euch!
Und ich? Gott helfe allen armen Geistern.

Die treuherzig schlaue, wohlwollende Art des alten Justinus hatte einen mildernden Einfluß auf meines Vaters brausende Jugendkraft, bis später die politischen Strömungen und Gegenströmungen, in denen Justinus eine schwankende Haltung zeigte, auch in dieses Freundschaftsverhältnis zerreißend eingriffen.

Den liebenswürdigen fürstlichen Dichter, der zwar nicht der poetische, aber der gesellschaftliche Mittelpunkt des Kreises war, kenne ich mehr aus den Schilderungen meiner Mutter, mit deren Familie er gleichfalls verkehrte. Er gehörte zu jenen Dichtern, bei welchen der persönliche Zauber für die Zeitgenossen eine mangelhafte Kunst ergänzt. Seine „Lieder des Sturms", einst hoch gefeiert, sind heute fast verschollen, während das Andenken an die Schönheit und gewinnende Persönlichkeit des Verfassers noch in der Überlieferung fortlebt. Vor langen Jahren wurde mir einmal auf dem Schlößchen Lichtenstein sein Bild gezeigt, dessen dunkelfarbige, melancholische Schönheit mir in der Erinnerung haftet. Graf Alexander kam häufig von seinem Serach in das nahe Obereßlingen zu meinem Großvater, dem alten Freiherrn v. Brunnow, geritten, mit dem ihn eine gemeinsame Liebhaberei eigentümlicher Art verband. Sie waren beide geschickte Drechsler und pflegten sich mit Stolz gegenseitig ihre Arbeiten vorzuweisen. Der Graf brachte wohl auch die seinigen mit und schenkte sie meiner Mutter, die damals

im Backfischalter stand und den schönen fürstlichen Dichter schwärmerisch verehrte. Sie war selig, wenn sie ihren Vater nach Serach begleiten durfte und dort von dem Grafen, dem die Bewunderung der Fünfzehnjährigen schmeichelte, in Haus und Garten herumgeführt wurde. Seine an die Lenausche Muse sich anlehnenden Dichtungen, die damals vielfach mit dem Vorbild für ebenbürtig gehalten wurden, trug sie immer mit sich. Um jene Zeit ahnte sie noch nicht, daß in demselben Serach derjenige aus- und einging, dem später ihr ganzes Leben gehören sollte.

In einem von meines Vaters Heftchen finde ich noch ein ungedrucktes Gedicht: „Gebet bei einer Flasche Wein", das dem Dichter der Sturmlieder gewidmet ist und als Zeuge einer heiteren Geselligkeit hier stehen mag:

Von meiner Grotte traulich still umgeben,
Hell angefacht von deines Trankes Gluten,
Ruf ich zu dir — und schäme mich des Guten —
Der du die Seelen schufest und die Reben.

Für die Verstürmten mögen andre beben,
Mir muß das Herz um jene Schiffe bluten,
Die draußen auf den grenzenlosen Fluten
Windstill, vermodernd, Plank' um Planke schweben.

Vor allem bet' ich für den Alexander,
Er ist ein edles Schiff mit starken Masten,
Zwar von dem Sturm in etwas angegriffen.[1])

Ja, geht's nicht anders, schick ihm einen Brander,[2])
Der ihn heraussprengt aus dem Wasserkasten.[3])
Barmherz'ger Gott, sei mit den armen Schiffen.

---

[1]) „mitgenommen" steht in der Handschrift, was des Reimes wegen nur ein Lapsus calami sein kann.

[2]) Brander zuweilen von meinem Vater auch für Rausch (Brand) gebraucht, also hier ein scherzhaftes Wortspiel.

[3]) Die Wasserheilanstalt zu Kennenburg, wo der Graf sich damals zur Kur aufhielt.

Das Sonett trägt keine Jahreszahl, es dürfte aber, nach den Daten der daneben stehenden Gedichte zu schließen, aus dem Ende des Jahres 1841 stammen. Im Juli 1844 starb der edle Fürst, der schon längere Zeit gekränkelt hatte, noch keine vollen dreiundvierzig Jahre alt. Am 12. September schrieb eine dem Verstorbenen befreundete Dame an Hermann Kurz, der sich eben zur Übersiedlung nach Karlsruhe rüstete: — — — „Sie haben wie ich einen Freund verloren an dem Grafen Alexander. Kurze Zeit vor seinem Tode war ich einen ganzen Tag bei ihm in Serach, und wir waren in der Erinnerung unserer frohen Jugendtage vergnügt. Da kamen wir auch auf Sie zu sprechen, ich sagte: der Hermann Kurz ist mir lieber als alle die anderen, die so viel und so schön sprechen. — Sie haben auch ganz recht, liebe Ida, antwortete der Graf, er ist auch mehr wert als die alle miteinander; er ist ein ganzer Kerl, ein Mann, an dem etwas ist — es tut mir leid, daß er mich nicht besucht. — Welch schönes Dasein wurde in dem Geschiedenen zerstört! Und während wir seinen Tod beklagen, können wir kaum sein Leben wünschen.

„Alles Gute begleite Sie nach Karlsruhe! Ich hoffe, Sie sind dem Vaterlande nicht verloren. Ida."

In einer Nachschrift heißt es: „Sie wissen vielleicht gar nicht, wer die Ida ist, das ist auch nicht einmal nötig. Ein Roman von d'Arlincourt endet mit den Worten qu'il y a des Ida partout."[1])

So lebte sich's unter der schwäbischen Dichtergilde in der geruhsamen vormärzlichen Zeit. Bei dem Mangel eines großen allgemeinen Hintergrundes nahmen, wie wir gesehen haben, persönliche Scherze, Schnurren, kleine Anzüglichkeiten einen ungebührlichen Raum ein, wie denn das schwäbische Leben von dazumal überhaupt nur ein erweitertes Familienleben war. Das sollte in den nächsten Jahren alles anders werden.

---

[1]) Die Persönlichkeit der liebenswürdigen Schreiberin ist nicht vergessen; es war Frau Ida v. Mittnacht, die Mutter des nachmaligen württembergischen Staatsministers, die nebst den Damen Pappenheim und Sukkow zu dem nahen Freundeskreis des Fürsten gehörte.

Schwarzrotgold

Alle Aussichten des Dichters auf ein gesichertes Fortkommen innerhalb der schwarzroten Grenzpfähle hatten sich nunmehr zerschlagen. Da ward er endlich des Darbens und Harrens satt, und im Herbst 1844 sagte der treueste Sohn des Schwabenlandes seiner stiefmütterlichen Heimat Valet, einem Ruf nach Karlsruhe folgend. Obgleich mit der Redaktion eines tendenzlosen Familienblattes beschäftigt, geriet er dort in die schon hochgehenden Wellen des badischen Liberalismus, dessen Führer Hecker, Mathy, Bassermann ihm persönlich nahetraten. Sein demokratischer Landsmann Ludwig Pfau arbeitete Pult an Pult mit ihm im gleichen Redaktionsraum. Der politisch bewegte, schon mit allen Keimen der Revolution geschwängerte Luftkreis war der poetischen Stimmung dort nicht günstig. Im gleichen Jahre 1844 erschien noch seine Tristan-Übersetzung mit der gewaltigen Lyrik des frei hinzugedichteten Schlusses, dann sahen ihn für lange die Musen nur in seltenen Pausen wieder. Ohnehin ließen ihm die Redaktionsgeschäfte fast nur für kürzere feuilletonistische Arbeiten Zeit. Eine derselben galt Hebels Vreneli, mit der ihn ein Zufall zusammengeführt hatte, und er war so glücklich, die hochbetagte Frau, die in tiefster Armut lebte, durch seine Feder aus dem Dunkel zu ziehen und in eine bessere Lage zu bringen. In die Karlsruher Zeit fällt auch eine Wallfahrt nach Sesenheim, wo noch ein alter blinder Mann am Leben war, der als Knabe dem jungen Goethe und seiner Geliebten das Frühstück nach Friederikensruh trug. Das Plätzchen selbst war in einen Kartoffelacker verwandelt. Der Führer erinnerte sich deutlich des jungen Goethe, wie er auf Anrufen mit seinem schnellen: „Was is?" herumgefahren sei;

die Mädchen dagegen hätten elsässisch gesprochen. Das alte Pfarrhaus war damals schon umgebaut, der Garten aber im ganzen noch derselbe, die Laube noch am alten Orte. Auch der echte alte Jasmin, unter dem Goethe sein Märchen erzählte, blühte noch, von der Laube an die Gartenmauer verpflanzt.

Drei Jahre brachte Hermann Kurz in der badischen Hauptstadt zu. Durch zufällige Abwesenheit entging er dort einem großen Theaterbrand, der viele Opfer forderte. — Persönlich mochte es ihm in den größeren, freieren Verhältnissen wohl behagen, allein auf die Länge konnte er sich doch die poetische Ader nicht unterbinden lassen. Und wenn er es eine Zeitlang für unmöglich hielt, aus diesem Luftkreis jemals wieder, wie er sich ausdrückte, in das „Drucksen und Mucksen, das Ächzen und Krächzen und die fuchsfalsche Gemütlichkeit" seiner engeren Heimat zurückzukehren, so täuschte er sich gründlich, denn seine poetische Sendung war an den Heimatboden geknüpft und mußte ihn unausweichlich dahin zurückführen. Noch war er ja der Welt sein größtes Werk schuldig, den „Sonnenwirt", zu dem ihm schon, während er die „Heimatjahre" schrieb, der Plan aufgestiegen war. Einige Kapitel waren auch schon fertig und sogar gedruckt, und die Vollendung brannte ihm in der Seele. So gab er 1847 den sicheren Boden in Karlsruhe wieder auf und kam nach der Heimat, um die Fäden des „Sonnenwirts" weiterzuspinnen.

Aber als die Welle der Februarrevolution auch in Württemberg anrauschte, da geschah etwas Seltsames, aus der Zeitenferne schwer Verständliches: der Dichter überließ seinen tragischen Lieblingssohn bis auf weiteres abermals dem Limbus der Ungeborenen und sprang kopfüber in die Wogen der Politik. Die völlige Umgestaltung einer Welt, in der den Besten kaum die Luft zum Atmen gegönnt war, schien ihm jetzt eine noch nähere und dringendere Aufgabe, als poetische Gebilde ins Leben zu rufen.

* * *

Schwarzrotgoldne Banner wallen
Nach der alten Stadt am Main.
Wo das Reich in Staub zerfallen,
Soll es neu geboren sein.

Hermann Kurz

Der Lebensabschnitt, über den ich dieses Motto zu setzen habe, würde eine andere Feder zu seiner Darstellung fordern. Die Schreiberin dieses, für die in ihrer Jugend die 48er Erinnerungen immer einen etwas grotesken Beigeschmack hatten, kann die Stimmung jener Tage zwar begreifen, aber nicht nachfühlend wieder hervorbringen; auf ihrer Palette sind nicht die richtigen Farben für dieses Bild. Um den Idealen von Achtundvierzig gerecht zu werden, darf man sie jedenfalls nicht nach den Versteinerungen bewerten, in denen ich sie kennen lernte. Ich glaube es den Überlebenden gern, wenn sie sagen, wer jene Zeit nicht erlebt habe, könne sie nicht verstehen. Es schien damals, als ob ein neuer Weltenmorgen angebrochen sei, etwas Festlich-Frühlingshaftes ging durch die Lüfte, alle Zöpfe fielen mit einem Schlag,[1]) es gab auf einmal keine Bureaukratie und keine gesellschaftlichen Vorurteile, keine Schranken des geselligen Verkehrs zwischen den Geschlechtern mehr. Als die Grundrechte verkündigt wurden, da umarmten sich die Menschen auf den Straßen, und auch die korrektesten Staatsbürger hielten eine Rückkehr zum Alten für unmöglich. Daß die bedeutendsten Männer, die edelsten Talente sich alle zumal in den Sturm der Zeit stürzten, das gab der Bewegung erst ihre Weihe. Kein Wunder, daß dieser neue Geist, von dem auch die zahmsten Gemüter erfaßt waren, den Dichter wie mit Naturgewalt hinriß, der von dem großen weltgeschichtlichen Hauche die Kulissen des schwäbischen Klein-

[1]) Dem großen Rasiermesser fiel auch ein unschuldiges Opfer, das historische t in unserem Namen, das Hermann Kurz, der sonst so pietätvolle Hüter der Familienüberlieferungen, jetzt als veralteten Schnörkel ausmerzte.

wesens, das ihn erstickt hatte, einfallen und im Hintergrund ein mächtiges, brüderlich geeintes Alldeutschland aufsteigen sah:

„Wo sich Brüder feindlich grollen,
Gilt dein Wort im Friedenssaal,
Wo die Würfel blutig rollen,
Führt Entscheidung deinen Stahl,
Wo die keckſten Kiele schwanken
In dem fernsten Wogenbraus,
Halten deine Eichenplanken,
Deine Eichenherzen aus."

Es war im März 1848, daß er diese prophetischen Strophen an das Vaterland sang, ganz als ob er das Deutsche Reich in seinem Siegesglanze und seiner Friedensmacht, die deutsche Flotte mit Welthandel und Kolonialbesitz schon mit Augen geschaut hätte. Wäre es doch bei solcher Dichter- und Prophetenpolitik geblieben! Nun aber wollte es der Dämon seines Lebens, daß er sich von seinem eigenen ritterlichen Gemüt und von drängenden Freunden im Augenblick der Gefahr zur Teilnahme an der praktischen politischen Arbeit treiben ließ. Im April 1848 trat er in die Redaktion des oppositionellen Volksblattes „Der Beobachter" ein.

So sehr dieser Entschluß ihm zum Unheil gereichte und auch noch auf das Leben seiner erst später geborenen Kinder verhängnisvoll nachwirkte, muß ich doch den oft erhobenen Vorwurf zurückweisen, als ob der Dichter damit seiner innersten Poetennatur untreu geworden wäre. Mein Vater war kein weltfremdes, rein lyrisches vas dei wie sein Freund Mörike, ich habe es schon an anderer Stelle gesagt; er war mit allen seinen Organen dem Leben zugewendet; wie Schiller lagen ihm die sozialen, die politischen, die philosophischen Tendenzen seiner Zeit, unbeschadet der Poesie, im Blute. Wie sollte er der stärksten Lebensbetätigung seines Volkes, jener mächtigen revolutionären Strömung, die allem Zwang, unter dem er mitgeschmachtet hatte, ein Ende zu machen verhieß, gleich-

gültig gegenüberstehen? Dem Zwiespalt zwischen den Rechten seiner reinen, hohen Kunst und dem, was er als Mann seiner Überzeugung schuldig zu sein glaubte, hat er in seiner klangvollen Übersetzung des Victor Hugoschen Gedichtes „Der Dichter im Sturm der Zeit“[1]) Worte gegeben. Man hört es diesen mit so unmittelbarem Pathos hervorbrechenden Strophen wohl an, daß dieselben Stimmen, denen er die volltönendsten Laute seiner Muttersprache lieh, auch in seiner eigenen Brust geklungen haben müssen. Nur daß er für sich selber den Streit nicht so ganz entschied wie der französische Dichter: ihm war seine Leier doch zu heilig, um sie „als Schwert“ zu erheben, er legte sie im Heiligtum der Kunst nieder bis auf bessere Tage und ging als schlichter Kriegsmann in den Kampf der Zeit.

Es war eine gefährdete Stellung, die er übernahm; er übernahm sie nur, weil sie gefährdet war, weil sich nicht leicht ein anderer dafür fand. Als im folgenden Jahr sein Mitredakteur Adolf Weißer nach der Schweiz entfloh, harrte er allein auf dem verlorenen Posten aus mit jener hartnäckigen Großmut, die er immer übte und die ihm nie gedankt ward. Neben den politischen Leitartikeln, die ihm Verfolgung und Festungshaft zuzogen, neben den Kammerberichten, die seine edelste Zeit aufzehrten, schrieb er die schönwissenschaftlichen Feuilletons und fütterte die gefräßige Tagespresse mit Früchten edelster Kultur und höchster philosophischer Erkenntnisse, die sich gleichwohl mit glücklichem Takte dem Gesichtskreis des gemeinen Mannes anpaßten. Diese populären Aufsätze kann man noch heute mit Genuß lesen, ja sie machen jene Jahrgänge des kleinen württembergischen Tageblättchens zu einer Fundgrube gehaltvoller Gedanken und Mitteilungen. Wahrlich, zu kostbare Gaben für den beschränkten Leserkreis, der nur einen geringen Bruchteil Gebildeter zählte. Aber gerade hier war mein Vater in seinem

---

[1]) Band I, S. 48.

Elemente, der es als höchsten Dichterberuf empfand, der Erwecker und geistige Erzieher seines Volkes zu sein. Lag doch für ihn Deutschlands edelster Ruhm trotz der geahnten Weltmacht immer in seiner geistigen Größe, in den Opfern, die es — bis zu völliger materieller Entkräftung — für die Freiheit des Gedankens gebracht hatte:

„Lauschend nach des Geistes Sonnen
Sankst du hin zum Sterben wund,
Aber Flut vom Lebensbronnen
Quoll dir aus des Todes Schlund.
Keine Freiheit ohne diese,
Bleiche Weltbefreierin,
Deine kühne Wahrheit gieße
Über alle Völker hin."

In diesen Strophen aus dem mehrfach angeführten „Vaterlandslied" ist seine Überzeugung von Deutschlands größter geschichtlicher Sendung und zugleich des Dichters wahres politisches Programm enthalten.

„Ein adligerer Demokrat, ein vornehmer denkender Freund des gemeinen Mannes, ein mit stolzerer Seele sich den demütigsten Bürgerpflichten opfernder Weltbürger hat niemals an einem Redaktionstisch gesessen und für den Tagesbedarf seiner Parteigenossen sub specie aeterni Sorge getragen." In diesen Worten Paul Heyses über meinen Vater ist die ganze politische Stellung und Wirksamkeit des Dichters zuammengefaßt; es liegt darin auch die geheime Ursache angedeutet, weshalb er innerhalb seiner Partei, der er das ungeheure Opfer brachte, dennoch als Mensch und Dichter unverstanden und einsam blieb, weshalb er niemals die begeisterte Liebe fand, die z. B. seinem Kampfgenossen Ludwig Pfau in so reichem Maße zuteil ward. Ein adliger Demokrat, das war's, was ihn von der Mehrzahl der Parteimitglieder heimlich trennte: bei aller Treue und Opferwilligkeit witterte man doch in ihm den ästhetischen Aristokraten.

Ein echter Dichter, wie sehr er seiner Natur Gewalt antun möge, kann innerlich nie ein Parteimann sein. Da er gezwungen ist, eine Sache von allen Seiten zu sehen, so kann er das einseitige Parteidogma nicht annehmen und sich nicht ernstlich der Parteidisziplin unterwerfen. Das fühlen ihm die Parteimitglieder an, deshalb wird ihr Vertrauen immer nur ein halbes sein. Wenn er gar als verfeinerter Sohn einer höheren Kultur die Sache der Enterbten zu der seinigen macht, so können die schmerzhaftesten Reibungen nicht ausbleiben, denn die Kluft zwischen ihm und denen, für die er das Schwert gezogen hat, ist unausfüllbar. Zu der schwäbischen Volkspartei gehörte natürlich, wie es in revolutionären Zeiten immer der Fall ist, ein großer, ja der größte Teil vom geistigen Adel des Landes; aber die banausischen Elemente waren doch in der Mehrzahl, und mit ihnen mußte eine aktive politische Rolle den feingearteten Dichter fort und fort in Zwiespalt bringen. Und auch unter den Gebildeten waren die künstlerischen Fühlfäden nicht durchweg so stark entwickelt, um sie ganz erkennen zu lassen, wieviel der Dichter sich's kosten ließ, an ihrer Seite zu kämpfen. Nur allein Karl Mayer, selber der Sohn eines Poeten, hat es viele Jahre später, nach dem Tode meines Vaters, in einem würdigen Nachruf, der noch wirksamer gewesen wäre, wenn der gefeierte Volkstribun ihm statt der Verse seine zündende Prosa geliehen hätte, der Partei ins Ohr gerufen, was es für den Dichter heißen wollte, „Eintägiges statt Dauerndem zu schaffen" und sich mit unwürdigen Gegnern täglich neu herumzuschlagen, statt im Wettkampf mit den höchsten Geistern seiner Zeit zu ringen.

Während das Leben des Dichters diese Wendung nahm, war in demselben kleinen Lande, aber in völlig verschiedener Umgebung, ein anderes Schicksal herangereift, das sich dem seinigen aufs innigste verbinden und einen bestimmenden Einfluß auf seinen ganzen ferneren Lebensgang gewinnen sollte.

Das Brunnowsche Haus

Die Familie meines Großvaters von mütterlicher Seite, des Freiherrn Anton August v. Brunnow, stammt aus Kurland und hatte sich von da nach Rußland verbreitet. Sein Vater Siegfried jedoch wanderte nach Deutschland aus und ließ sich in Sachsen-Meiningen nieder; ein Bruder desselben ging nach Frankreich und änderte seinen Namen in de Bruneau; ein anderer lebte in Petersburg in diplomatischer Stellung. So wurde die Familie Brunnow weit auseinandergesprengt. Mein Großvater, der noch zwei Brüder besaß, wurde in der Kadettenanstalt zu Berlin erzogen und kam als junger Leutnant nach Württemberg, wo ihn König Friedrich seines alten Adels wegen in die Garde einreihte. Er war ein großer Bewunderer Napoleons und machte mit Freuden den Feldzug gegen Rußland, das er nicht liebte, mit. Lebenslang war es ihm eine heilige Erinnerung, daß er einmal Aug' in Auge vor dem großen Kaiser gestanden hatte, als dieser ihm persönlich den Befehl gab, ein russisches Dörflein zu besetzen. Nach erfolgter Einnahme trat er in das Haus des Popen und kam gerade dazu, wie seine eigenen Leute den Popen, weil er nicht mit dem verlangten Geld, das er vielleicht gar nicht besaß, herausrücken wollte, auf eine Bank gebunden hatten und Miene machten, Stroh darunter anzuzünden. Er hieb mit dem Degen auf die schnapstrunkenen Soldaten ein und befreite das Opfer ihrer Bestialität. Im Verlauf des Feldzugs geriet er in russische Gefangenschaft und wurde samt seinem Diener nach Sibirien verschleppt. Beim Auswechseln der Gefangenen wurden die beiden vergessen und hatten eine ziemliche Zeit dort zu verbringen. Da aber



Hermann Kurz um die Wende des 30. Jahres

die Gouverneurstochter an dem jungen Franzosen Gefallen fand — der Gefangene galt dort als Franzose —, fiel die Gefangenschaft nicht allzu hart aus. Er konnte frei im Hause des Gouverneurs verkehren und lernte von seiner Dame das Russische. Sie war schön, aber wenig von europäischer Kultur beleckt, und in ihrem Haar soll zuweilen auch noch anderes zum Vorschein gekommen sein als die Diamanten, mit denen sie am hellen Tag prunkte. Sie hielt ihren Gefangenen für einen großen Künstler, weil er sie mit dem Storchschnabel abkonterfeit hatte, und wollte nun auch von ihm gemalt sein. Er versprach, ihr Bild auf Goldgrund in den schönsten Farben anzufertigen, nur müsse er die Farben in der nächsten, ziemlich weit entlegenen Stadt holen. Sie verschaffte ihm zu diesem Zweck einen Paß von ihrem Vater, er reiste ab, indem er seinen Diener mitnahm, und beide kamen nicht wieder. In Bauernkleidern, die sie sich statt der Farben kauften, legten sie die ungeheure Strecke bis zur preußischen Grenze teils in irgendeiner elenden Telega, wo sie gelegentlich auffaßen, teils auf einem geliehenen Klepper, meist aber zu Fuße zurück. Auch eine Ziege führten sie mit und waren durch die Milch ihrer Begleiterin besser genährt als auf ihren kriegerischen Märschen in Rußland, wo es vorkam, daß sie sich an „Wasserriebele" aus ganz schwarzem Mehl sättigen mußten, die mit Pulver gesalzen und mit Talg „geschmälzt" waren. So kamen die beiden Wanderer nach Württemberg zurück; der junge Offizier wurde gleich befördert und erhielt Auszeichnungen aller Art, darunter einen hohen, geldtragenden Orden, später auch den Kammerherrnschlüssel. Jetzt heiratete er meine Großmutter, ein Fräulein Wilhelmine v. Oetinger, die Nichte des allmächtigen Ersten Generaladjutanten Grafen v. Dillen. Dieser Dillen hat in der Geschichte des Landes wie im Leben der Familie eine zu wichtige Rolle gespielt, um ihn hier mit Schweigen zu übergehen. Der Vielberufene, der sich ursprünglich Dillenius schrieb, studierte in Tübingen die Medizin, als

König Friedrich bei einem Besuche daselbst den bildschönen, hochgewachsenen Studenten erblickte, ihn, wie es seiner Laune gefiel, aufgreifen ließ und den Widerstrebenden mit sich nach Stuttgart nahm, wo er ihn erst in den Marstall, dann ins Militär steckte. Hier durchflog der junge Mann alle Chargen bis zum General und wurde der Mächtigste im Lande nach dem König. Er soll ein kluger und tatkräftiger Mann gewesen sein wie sein Monarch; den Dank des Landes jedoch hat sich keiner von beiden erworben. Der König erhob seinen Günstling zum Baron und gleich darauf zum Grafen von Dillen, wobei er ihm die Dörfer und Schlösser von Dätzingen und Rübgarten zum Geschenk machte. Es heißt, die Dillenius, eine aus Belgien eingewanderte Hugenottenfamilie, seien in früheren Zeiten adlig gewesen und hätten erst in Württemberg den Adel abgelegt und, da alle Mitglieder dem Gelehrten- und Theologenstand angehörten, die lateinische Namensendung angenommen; der König habe somit nur ihren alten Adel aufgefrischt. Ich weiß nicht, wie es sich damit verhält; jedenfalls erkannte das Land diese Auslegung nicht an, denn der Volkswitz sang:

Der König ist kein Freund von jus,
Er liebt nur seinen Willen,
Drum macht er aus Dillenius
Den Herrn Baron von Dillen.

Dies war der Gewaltige, den das Land nur mit unterdrückter Empörung als das Geschöpf und Werkzeug der Despotenlaune nannte, der aber den Zauber einer bezwingenden persönlichen Liebenswürdigkeit besaß, daher er in der Familie ebenso geliebt wie anderwärts gehaßt und gefürchtet war. Nicht nur meine Großmutter, die in seinen glänzenden Zirkeln aufwuchs, hing mit größter Liebe und Verehrung an ihm, sondern auch meine nachmals so radikale Mutter schwärmte in ihrer Jugend für diesen Großonkel. Später freilich, als sie im Geschichtsunterricht durch ihren Lehrer erfuhr, welch ver-

derbliche Rolle dieser Mann im Lande gespielt hatte, weinte sie bittere Tränen, und das Gefühl, daß sie etwas am Volke gutzumachen habe, wurde ein Hauptanstoß zu ihrer späteren ultrademokratischen Gesinnung.

Meine Großmutter war die einzige Tochter des Oberstleutnants v. Oetinger; ein Bruder von ihr ließ als junger Offizier auf der Beresinabrücke sein Leben. Ihr Vater hatte mit neunzehn Jahren die noch nicht fünfzehnjährige Schwester des Günstlings geheiratet, und das junge Pärchen, das noch wie Kinder zusammen tollte und schmollte, führte ein sehr lustiges Leben. Sie hielten sich für unerschöpflich reich, weil er der Erbe zweier von seiner Mutter verwalteter Rittergüter Hollach und Archshofen war, daher der noch unmündige Ehemann, den die eigene Mutter knapp hielt, um selber zu verschwenden, es nicht schwer fand, Gelder aufzunehmen. Als diese starb, waren die Güter zerronnen; der Sohn sah sich am Abgrund, und da des Königs Strenge gegen Schuldenmacher unerbittlich war und der Schwager ihm nicht zu Hilfe kam, gab er sich durch eine Kugel selbst den Tod — diese Kugel lag noch als düsteres Wahrzeichen in einer Familienschatulle, als ich ein Kind war. Die Witwe,[1] eine pikante, feurige Erscheinung, deren Bild, von der Simanowitz gemalt, sich noch bis vor wenigen Jahren in unserem Hause befand, nahm nun ihrerseits von dem reichen, mächtigen Bruder keine Unterstützung an, sondern lebte von ihrer kleinen Pension in engen Verhältnissen und stickte Fahnen für die napoleonischen Regimenter. Als sie aber noch in jungen Jahren starb, setzte der Bruder ihr auf dem Ludwigsburger Friedhof ein kostbares Denkmal.

Ihre Tochter, die meine Großmutter war, wurde bei diesem Onkel erzogen und entsagte auf seinen Befehl einer

---

[1]) Ihre Büste, von der Hand Danneckers, befindet sich in der Akademie der Künste zu Stuttgart.

Jugendneigung, um meinen Großvater zu heiraten, der in sehr geordneten Verhältnissen lebte und eigenes Vermögen besaß. Die Ehe fiel glücklich aus und wurde nur getrübt durch das Wegsterben der ganzen männlichen Nachkommenschaft. Von sechs Kindern blieb nur meine Mutter am Leben, die am 6. August 1826 zur Welt kam und Eva Maria getauft wurde. Ein jüngeres Schwesterchen, Ottilie, ein stilles, sanftes, ganz aufs Häusliche gerichtetes Kind, das völlige Widerspiel meiner Mutter, erreichte nur das elfte Lebensjahr.

Nachdem König Wilhelm die Garde als ein zu aristokratisches (oder zu kostspieliges?) Korps aufgehoben hatte, wurde mein Großvater zur Infanterie versetzt und nahm nach verschiedenen Garnisonswechseln als Oberst seinen Abschied.

Man kann diesen Mann in Anbetracht seines Standes und der Stellung, die er bekleidete, ein Original nennen. Er soll bei seinen Untergebenen im höchsten Grade beliebt gewesen sein, bei den Kameraden nur teilweise und ganz und gar nicht bei den Vorgesetzten, denen sein unbefangener Freimut schlecht behagte. Bei Hofe aber war er geradezu das enfant terrible, denn er sagte jedem, selbst dem despotischen Landesherrn, mit der gelassensten Miene die Wahrheit ins Gesicht. Für die äußeren Dinge hatte er gar kein Auge, eine Eigenschaft, die auch auf meine Mutter überging, wie diese denn überhaupt ganz nach dem Vater artete. Nach seiner Pensionierung kaufte er ein Landgut in Obereßlingen bei Eßlingen, das er selbst bewirtschaftete. Da er von Landwirtschaft und Gärtnerei, die er mit Leidenschaft betrieb, nicht viel verstand, so hatte er manches Lehrgeld zu zahlen; es wird ihm sogar nacherzählt, er habe die Blumenzwiebeln verkehrt in den Boden gesteckt und sich gewundert, daß sie nicht wachsen wollten. Er war von äußerst heiterem Humor und hatte einen unendlichen Tätigkeitstrieb: er drechselte, schreinerte, bastelte; mit dem Hahnenschrei stand er auf und war emsig beschäftigt bis zum Nachtessen. Auf Weihnachten verfertigte er für alle Schul-

kinder des Ortes kunstgerechte Schreibhefte. Seine Hauptliebhaberei aber war die Medizin: er war nie so glücklich, als wenn die Bauern kamen, sich von ihm ein Pflaster schmieren, einen Arnikaverband anlegen zu lassen. Den Schwererkrankten, an die er sich mit seiner Kunst nicht wagen konnte, wurde Fleischbrühe und Wein ins Haus geschickt. Er lebte selbst sehr einfach, hielt wenig auf das Äußere, pflegte aber in seinem Haus eine ausgedehnte Gastfreundschaft. Wenn er Gäste hatte, floß der Champagner; war er allein, so trank er ein selbstgebrautes Bier aus Zucker und Zibeben, bei dessen Herstellung ihm eine Jugenderinnerung an „Braunschweiger Mumme" vorgeschwebt haben soll. Ihm selber mundete dieses Bier vortrefflich, andere fanden, daß es ein abscheuliches Getränk sei. Ich vermute, daß mein Vater, der als Verlobter noch die Reste des schwiegerväterlichen Kellers kennen lernte, aus diesem Gebräu die Eingebung zu dem berühmten „Korruptionsgesöff" in den „beiden Tubus" geholt hat, von dem sich aber meines Großvaters Mischung dadurch unterschied, daß sie alles eher als eine Ersparnis war.

Meine Großmutter Brunnow muß eine prachtvolle Erscheinung gewesen sein. Zwei Miniaturbildchen in Empiretracht stellen sie in der Zeit ihrer höchsten Blüte dar: ein sanft lächelndes und zugleich pikantes Rokokogesichtchen vom zartesten Blondinenkolorit und eine Büste von vollendeter Schönheit. An Charakter erinnert sie an meine Großmutter väterlicherseits, freilich innerhalb viel größerer Lebensformen: sie war eine sanfte, selbstlose, duldende Natur, die nur für andere lebte und ihr frühes Siechtum zu verbergen suchte, um die Jugend der Tochter nicht zu trüben. Sie war eine geschickte Blumenmalerin, machte kunstvolle Stickereien, besaß überhaupt sehr viel Sinn und Handfertigkeit für jede Art von Nadelarbeit. Da aber ihr ganzes Leben ausgefüllt war von Kummer um die schnell wegsterbenden Söhne, und Kränklichkeit sie schon in jungen Jahren befiel, wurde stille

Ergebung der Grundton ihres ganzen Wesens. Alle, die sie kannten, schätzten und liebten sie, ihre Jugendfreundinnen hielten unverbrüchlich an ihr fest, und auch der einstige Verlobte, ein Baron v. Moltke, der nun in treuer Freundschaft an ihr hing, kam oft sie zu besuchen und wurde von meinem Großvater stets aufs freundlichste und kameradschaftlichste empfangen. Sie hatte eine Vorliebe für italienische Literatur, die sie auf meine Mutter übertrug, denn sie schenkte ihr schon zu ihrem zwölften Geburtstag die „Göttliche Komödie" und das „Befreite Jerusalem", wie denn die Damen der adligen Kreise damals eine viel höhere Bildung besaßen als die der bürgerlichen. Um sich zu zerstreuen, arbeitete sie das ganze Jahr hindurch für die Kinder von Obereßlingen; Hauben, Schürzen, Röcke und Strümpfe wurden verfertigt; bei der Puppenfabrikation half ihr das Töchterchen, während der Vater Schulhefte herstellte oder Federröhren drechselte. Jahr um Jahr, solange die edle Frau lebte, wurde der Schule ein fröhliches Weihnachtsfest bereitet, wozu die gute Josephine, das Faktotum des Hauses, ganze Waschkörbe voll Lebkuchen buk. Im Andenken an die früh Dahingegangene fuhr ihre völlig anders geartete Tochter noch lange fort, Kinderkleider für die dörflichen Bedürfnisse anzufertigen, obgleich ihr die Werke der Nadel eigentlich ein Greuel waren.

Wilhelmine von Brunnow starb schon am 3. September 1842 während eines Besuchs bei ihren Verwandten in Dätzingen und liegt dort auf dem ländlichen Friedhöfchen an der Seite ihres Onkels Dillen begraben.

Solange das Temperament meiner Mutter durch diese sanfte Macht gefesselt war, trat der Widerspruch gegen die Welt, der sie durch ihre Geburt angehörte, noch nicht so stark hervor: wie die junge Baronesse ihrem Stand entsprechend gekleidet ging, fühlte sie sich ihm auch innerlich verbunden; ja bei ihrer Neigung zum Extremen gab es sogar eine Zeit, wo sie die Adligen für die einzig berechtigten Lebewesen ansah;

eine Meinung, an der ihre liberalen Eltern gänzlich unschuldig waren. Freilich zeigten sich auch schon im Kindesalter die sozialistischen Regungen, denn als sie zum erstenmal Arme sah, wurde sie von der ungleichen Verteilung der Glücksgüter so erschüttert, daß sie in den Keller lief und ungesäumt die feinsten Bordeauxflaschen ihres Vaters den Bettlern schenkte. Überhaupt war sie von frühester Kindheit an anders als andere Kinder. Sie nahm nie von einem Menschen ein Geschenk, außer von ihren Eltern. Geld hielt sie für das Allergemeinste und Beschimpfendste; mit Geld konnte sogar ihre heißgeliebte Josephine sie in die Flucht treiben, wenn die Kleine ihr in der Küche lästig fiel. Niemals mochte sie mit anderen Kindern spielen; wenn solche zu Besuch kamen, so gab sie ihnen schnell ihr sämtliches Spielzeug hin und versteckte sich dann im entlegensten Zimmer, um nichts mit ihnen zu tun zu haben. Das große Mitleid mit den Tieren lag gleichfalls von Kindheit an in ihr; sah sie ein Kalb zur Schlachtbank führen, so wurde sie den ganzen Tag nicht mehr froh. Als sie einmal von einem Hasen gegessen hatte, träumte ihr des Nachts, daß das Tier sie in grauenhafter Gestalt als abgenagtes Gerippe verfolge und sein Fleisch von ihr zurückverlange. Von da an wies sie alles Wild mit Abscheu zurück und faßte einen Widerwillen gegen Fleischnahrung überhaupt, der sich mit der Zeit zu völligem Vegetarianismus entwickelte. Da niemand ihr wehrte, wuchsen alle ihre Eigentümlichkeiten mit ihr und machten sie zu einer ureigenen, mit niemand sonst zu vergleichenden Persönlichkeit. Sie lebte ganz und gar in einer phantastischen Welt. Auf Bällen erregten ihre Partner ihr nicht einmal den Eindruck, daß sie Menschen, geschweige daß sie anderen Geschlechtes seien. Sie schienen ihr nur angezogene Tanzbeine, kostümierte Besenstiele, während sie selbst in lange geheimnisvolle Liebesgeschichten mit gefangenen Rittern verwickelt war, die im Verlies ihres Schlosses schmachteten. Eigentlich waren diese Liebesritter Gießkannen

und anderes Gerümpel, das in einer Kammer des Erdgeschosses lag und bei ihrer höchsten Ungnade von niemand berührt werden durfte. Überhaupt gewöhnte sie sich daran, die Wirklichkeit der äußeren Dinge nicht anzuerkennen, wofür sie dann freilich von den verachteten Dingen mancherlei Anfechtung zu erleiden hatte, was aber weniger von ihr selbst als von ihrer Umgebung empfunden wurde.

Von klein auf war es ihr ein zwingendes Bedürfnis, ihre Gedanken und Empfindungen in Versen auszudrücken, mit denen sie im Umsehen ganze Hefte vollschrieb. Meist wurden sie noch in der frischen Begeisterung ihrer Josephine vorgelesen, und diese verbreitete ihren Ruhm weiter. Sie fanden in Freundeskreisen eine unbegrenzte Bewunderung. Ein Klagegesang, den sie auf den Tod des von ihr schwärmerisch verehrten Grafen Alexander von Württemberg gedichtet hatte, machte in Abschriften bei Hof die Runde und trug ihr den Namen einer Sappho ein. Besonders der alte Freiherr glaubte, daß es nichts Erhabeneres geben könne, als die Poesien seiner Tochter. Dafür bedachte sie auch ihn einmal mit einer poetischen Huldigung. Sie verfaßte zu seinem Geburtstag zwei Sonette, wovon das eine seine Kriegstaten feierte und ihm den Lorbeer zuerkannte, das andere sein ländliches Friedenswirken in einem Feldblumenkranz versinnbildlichte. Zum Feste hüllte sie sich selbst in Helm und Harnisch als Bellona, eine zu Besuch anwesende junge Freundin wurde als Flora angetan, und in einem mit Laubwerk ausgeschmückten Zimmerchen vor einem kerzenflammenden Hausaltar begrüßten die beiden Gottheiten den Überraschten jede mit ihrem Sonett, das sie ihm hierauf geschrieben nebst dem dazu gehörigen Kranz überreichten. Der Lorbeer war freilich vom Oleanderbaum gepflückt, was aber der Feierlichkeit keinen Abbruch tat. Der alte Herr weinte Freudentränen, indem er die jungen Mädchen in die Arme schloß. Die Sonette steckte er voll Wonne in die Westentasche; er glaubte in ihnen den

höchsten Gipfel der Poesie erstiegen und teilte sie in glücklichem Vaterstolz allen seinen Freunden mit. Es wurde ihm sogar nachgesagt, daß er einmal auf einem Spazierritt einen vorbeifahrenden Herrschaftswagen angehalten habe, indem er vom Pferd herab sich auf das Trittbrett schwang, um den überraschten Insassen die Sonette seiner Tochter vorzulesen. Diese selbst war die einzige, die ihren poetischen Erzeugnissen mit Kritik gegenüberstand, ja in späteren Jahren pflegte sie sogar ihr Talent unter seinem wahren Werte einzuschätzen.

Obgleich sie in den großen Werken der Dichtkunst schwelgte, vermochte doch bei ihrer mehr philosophischen als künstlerischen Anlage die Poesie ihr Inneres nicht ganz auszufüllen. Quälende Fragen nach dem letzten Grund der Dinge verfolgten sie von Kindheit auf. Das religiöse Dogma, dem sie sich nie hatte hingeben können, wurde unter heftigem innerem Ringen abgeworfen, worin ihr übrigens merkwürdigerweise das jüngere, völlig anders geartete Schwesterchen ganz selbständig vorangegangen war: ein Zeichen, daß die Zeitströmungen auf geheimnisvollen Wegen wirksam sind. Mit brennender Gier warf meine Mutter sich auf die Werke der Philosophen, die ihr aber das innere Ungenügen auch nicht hoben, bis schließlich die Achtundvierziger Ideale mit solcher Gewalt von ihr Besitz nahmen, daß sie fortan die Welt nur von diesem Standpunkt aus begreifen konnte.

Ihre sorglosesten Jugendtage verlebte sie auf einem benachbarten Edelsitz, dem Schlößchen Boihingen, bei der Familie von Thumb, die zu den historischen Geschlechtern des Landes gehört. In Boihingen herrschte ein sehr munteres und anregendes Treiben: dort fand der junge Adel des Landes sich zusammen; man ritt und tollte in den großen Wäldern umher, man dilettierte in Poesie, wie man heutzutage in den bildenden Künsten dilettiert, man war romantisch und zugleich liberal, was ebenfalls zum Ton der Zeit gehörte. Die jungen Edeldamen, an die sich noch die gebildete bürgerliche

Frauenwelt anschloß, schwärmten im Hyperion und lasen zusammen den Homer; die Kavaliere schwelgten in Lenau und Heine und kokettierten sogar mit der herannahenden Revolution. Bei meiner Mutter fielen die Lehren des neuen Evangeliums auf den fruchtbarsten Boden. Sie soll der Stern dieses Kreises gewesen sein, wie mir andere erzählten. Sie besaß zwar nicht die majestätische Gestalt noch die milde, herrschende Anmut, durch die meine Großmutter geglänzt hatte, aber ihre fesselnde und äußerst bewegliche Erscheinung, das Gefunkel ihrer „Fixsternaugen", wie mein Vater sie nachmals nannte, fand noch mehr Bewunderung als wirkliche Schönheit. Sie wurde vom männlichen Geschlecht sehr ausgezeichnet und verstand es, sich die abgewiesenen Bewerber zu Freunden zu machen. Dabei hatte sie das seltene Glück, beim eigenen Geschlechte keinen Neid zu erwecken, was sie außer ihrer großen Güte gegen die Freundinnen zum Teil dem Umstand verdanken mochte, daß sie bei ihrer völligen Gleichgültigkeit gegen die Toilette auf äußere Ansprüche ganz zu verzichten schien. Sie war in jungen Jahren sehr unternehmend und kannte keine Furcht: um nach Boihingen zu gelangen, mußte sie drei Stunden Wegs zu Fuße durch Wälder zurücklegen und watete wohl auch durch den dort nicht tiefen Neckar. Als einzige Waffe trug sie eine Schnupftabaksdose bei sich, mit deren Inhalt sie sich im Notfall zu verteidigen gedachte; zum Glück kam sie nie in diese Lage, denn es gab dazumal keine Stromer. Dabei ging sie gern in Bauerntracht, nicht aus Koketterie, sondern der Bequemlichkeit halber; denn seit dem Tode ihrer Mutter war niemand mehr, der über ihre Kleidung wachte; gelegentlich aber steckte sie sich auch für ihre Wanderungen in irgendeinen ganz phantastischen Anzug wie den einer Neapolitanerin oder gar der Jungfrau von Orleans. In ihren Kreisen ließ man sie völlig gewähren, die bürgerlichen Freundinnen ahmten wohl auch die junge Baronesse nach, das Landvolk aber meinte, es müsse so sein. Sie

fand bei Männern und Frauen glühendste Verehrung und treueste Freundschaft, die sie lebenslang durch alle Wandlungen der Zeit begleitet haben und noch begleiten.

Zu den Freunden meiner Mutter gehörten auch verschiedene junge Studenten bürgerlicher Abkunft, die ihre Ferien in Obereßlingen verbrachten. Diese revolutionär gefärbte Jugend sang das junge Freifräulein als die Muse ihrer politischen Lieder an. Mein Großvater aber, der, obgleich liberal, doch für seine Person ganz als Edelmann fühlte, ließ sich diesen demokratischen Umgang seiner Tochter gefallen; er zog ihn sogar der Gesellschaft der jungen Kavaliere vor, denen er als Weltmann und Menschenkenner weniger traute. Unbehindert konnte sie mit diesem oder jenem ihrer bürgerlichen Verehrer halbe Nächte allein auf dem Neckar rudern, in Träumen von Volksbeglückung und Menschheitsverbrüderung schwelgend.

In jene Zeit fiel auch die tolle Episode des Franzosenschrecks, die ich als Kind oft von unserer Josephine erzählen hörte. Es war an einem Feiertag im Frühjahr 1848, als plötzlich vom Schwarzwald her wie ein Lauffeuer die Kunde drang, die Franzosen seien mit bewaffneter Hand über die Grenze gebrochen. Der Ruf „Sie kommen!" flog von Ort zu Ort, überall einen wilden Aufruhr erweckend. Vor dem Tübinger Rathaus kam der Oberamtsrichter von Sulz in gestrecktem Laufe angesprengt, um bewaffnete Hilfe zu holen, weil in der Stadt Sulz schon der Feind stehe: bei seinem Austritt seien die Franzosen eben von der anderen Seite eingezogen. Bürgerschaft und Studenten bewaffneten sich in Hast und wurden von den nicht Wehrhaften, worunter viele Frauen, unter Abschiedstränen eine weite Strecke begleitet. Unterwegs stießen sie auf andere bewaffnete Scharen, die von anderswo alarmiert worden waren, denn die Panik, die sich weit ins Badische hinein verbreitete, hatte in Württemberg nicht nur den ganzen Schwarzwaldkreis, sondern auch

einen Teil des Neckarkreises ergriffen. Allerorten spielten sich die wunderlichsten Szenen ab. Auch in Eßlingen rauschte die Welle des Unsinns an und brachte sogar das stille Obereßlingen auf die Beine. Zwei Söhne benachbarter Häuser, sonst ergrimmte Rivalen, die der Witz Josephines in einer naheliegenden Verketzerung ihrer Namen Romulus und Remus nannte, beide bildschöne, stattliche junge Männer, erschienen des Nachts einer um den anderen in der kleidsamen Uniform der Bürgerwehr und bis an die Zähne bewaffnet vor der Tür der Fräuleins und erklärten sich einmütig bereit, ihr Leben für sie zu lassen. Von Josephine mit den väterlichen Weinen gelabt, zogen sie wieder ab, um den Feind, der schon auf Eßlingen zumarschieren sollte, auszukundschaften. Aber des anderen Tags war der Wahnsinn verflogen; von allen Seiten kam die Nachricht, daß man sich durch einen blinden Lärm hatte täuschen lassen, und Romulus und Remus legten mit dem ganzen Landsturm beschämt die Waffen nieder. Wie die Panik entstanden war, ist niemals aufgeklärt worden. Viele glaubten, irgendein Spaßmacher habe die ganze Geschichte angezettelt, dafür war aber die Erregung viel zu elementar und zu allgemein; es scheint vielmehr, daß die Gärung, die damals durch die beiden Länder ging, von selbst diese seltsame Form der Entladung gefunden habe. Denn, wenn ich meiner Chronistin glauben darf, so war gleichzeitig jenseits der Rheingrenze derselbe Schrecken ausgebrochen, und die Bevölkerung flüchtete im Glauben, von den Deutschen angegriffen zu sein, in wilder Hast landeinwärts. Noch bis heute ist im Schwabenland dieser Tag mit seinen Schwabenstreichen unter dem Namen des Franzosenfeiertags bekannt, und F. Th. Vischer hat das lustige Motiv in seine dramatische Posse „Nicht Ia“ verflochten.

Als die Revolution ausbrach, gehörte Marie v. Brunnow zu ihren feurigsten Aposteln. Der Vorzug ihrer Geburt erschien ihr als ein Unrecht, das sie durch Einsetzung ihrer ganzen

Person für die Sache des Volkes zu sühnen strebte. Sie stürzte sich in den Strom, ohne zu fragen, wohin er sie tragen würde; sie besuchte Volksversammlungen, verteilte Manifeste und Wahlzettel, und die gleichgesinnte Jugend scharte sich um sie wie um eine Fahne. Es lief freilich viel Spielerei und Mummenschanz bei diesen schwarz-rot-goldenen Begeisterungen mit unter. Ich kenne ein gewisses, für die Zeit höchst bezeichnendes Büchelchen, das „Rote Album“, das meiner Mutter von Gesinnungsgenossen im Jahre 1849 bei einem häuslichen Fest überreicht wurde: in Rot gebunden, mit roter Tinte auf rote Blätter geschrieben, voll von Karikaturen und Knittelversen, auf jeder Seite von Tyrannenblut triefend, die tollste Selbstverspottung der Revolution. Etwas Kinderei scheint durchweg zum Jahr Achtundvierzig gehört zu haben; doch bedeutete diese Bewegung für ihre Zeit gewiß die Spitze des Wachstums, und jeder Fortschritt ging damals denselben Weg, wenn auch die Keime, die der Frühlingssturm durch die Lüfte trug, erst viel später und in ganz anderer Gestalt reifen sollten. Bei vielen, die in jener Zeit mitliefen, war es Modesache, und die ersten Niederlagen vertrieben ihnen schnell die revolutionären Gelüste. Meiner Mutter aber waren die Ideen von Achtundvierzig eingeboren und hatten nur auf den äußeren Anstoß gewartet, um herauszutreten und sich ihrer Person zu bemächtigen. Ich darf hier an eine andere deutsche Frau erinnern, die, aus ähnlicher Umgebung stammend, dieselbe Entwicklung nahm: Malwida von Meysenbug. Das Schicksal beider Frauen hat viel Gleichartiges, wie es sie denn auch schließlich in späten Jahren auf italienischem Boden noch zusammenführte. Nur war Malwidas Bruch mit ihren Überlieferungen mühseliger und schmerzlicher. Er war die Frucht einer unter Kämpfen gewonnenen Erkenntnis; bei meiner viel feurigeren Mutter war er gleichsam ein Naturereignis, eine blitzschnell sich vollziehende „Wahlverwandtschaft“ zwischen ihrer eigenen Natur und den neuen Elementen

der Zeitströmung. Auch zog in der milderen süddeutschen Luft der Übertritt einer jungen Aristokratin in die Reihen der Volkskämpfer keine grausamen Familienzerwürfnisse nach sich; mein Großvater ließ der einzigen Tochter, die sein Abgott war, freie Hand, ohne sich für oder wider in die Sache zu mischen. Als ihr eines Abends der Liederkranz des Eßlinger Volksvereins zum Dank für ihre Werbearbeit mit wehenden Fahnen ein Ständchen brachte und die junge Revolutionärin in den Garten hinaustrat, um eine Ansprache zu halten, was damals beim weiblichen Geschlechte noch etwas sehr Ungewöhnliches war, hörte der gute Vater hinter einem Baum versteckt zu und weinte helle Tränen der Rührung über die seiner Tochter dargebrachten Huldigungen. Die gleiche Duldung fand sie in ihrem elterlichen Freundeskreis. Wenn sie in Stuttgart bei der zu den Hofkreisen gehörigen Familie v. R. zu Besuch war und von dort aus die demokratischen Versammlungen besuchte, gab ihr der alte Baron den Bedienten zur Begleitung mit, obgleich er recht gut wußte, daß sie unterwegs den Burschen, der sich verlegen bemühte, den vorgeschriebenen Abstand einzuhalten, für die demokratische Sache bearbeitete und ihn, um keine Gelegenheit zu versäumen, gleich mit in den Saal nahm. — Ich muß es dieser Aristokratie nachrühmen, daß sie auch späterhin ihr entsprungenes Schäfchen, wenn es ihr zufällig begegnete, stets mit Pietät und Ritterlichkeit behandelt hat, im Gegensatz zu den bürgerlichen Parteien, bei denen der politische Haß gegenseitig kein billiges Urteil aufkommen ließ.

Mein Großvater Brunnow starb am 20. Januar 1850, bevor er das siebzigste Lebensjahr erreicht hatte. Sein Vermögen war durch unglückliche Verwaltung sehr vermindert; noch mehr sollte es in den nachfolgenden Jahren durch die Freigebigkeit der Tochter für politische Zwecke zusammenschmelzen. Ihre erste Handlung nach seinem Tode war etwas für ihren Charakter sehr Kennzeichnendes: sie nahm einen un-

ehelichen Sprößling ihres Vaters, dessen Dasein er ihr verheimlicht hatte, zu sich ins Haus und ließ durch die treue Josephine das kleine Brüderchen aufs zärtlichste pflegen, ohne nach den erstaunten Augen der Leute zu fragen. Den Vorschlag reicher Verwandten, ganz bei ihnen zu leben, wies sie ab und hauste mit der Getreuen allein auf ihrem Dörfchen in der väterlichen Wohnung weiter.

Das Bild meines großväterlichen Hauses und später ebenso das des elterlichen wäre unvollständig, wenn ich nicht auch der Gestalt Josephinens, die darin eine so wichtige Rolle spielte, hier einen Platz vergönnte. Es war dieser Guten nicht an der Wiege gesungen, daß sie einmal unter florentinischen Zypressen ihren letzten Schlaf schlafen sollte. Von der bayrischen Grenze gebürtig, als Tochter eines Gärtners auf den gräflich Fuggerschen Gütern, war sie mit zwanzig Jahren in den Dienst meiner Großeltern gekommen, als meine Mutter eben geboren war. Der ideale Zug, der durch ihr ganzes Leben ging, äußerte sich in der Jugend in einem Drang nach der Bühne; die wenigen Theaterstücke, die sie zu sehen Gelegenheit hatte, brausten ihr im Kopf wie junger Wein. Da sie keine Mittel hatte, sich auszubilden, mußte sie sich mit dem Lesen der klassischen Dramen, die sie sich verschaffen konnte, begnügen. Daher ihr höherer Sprechstil und die gereinigte Ausdrucksweise, die sie gänzlich von ihrem eigenen Stande trennten. Nicht als ob ihr Reden etwas Gespreiztes gehabt hätte — sie sticht vielmehr unter den Gestalten meiner Kindheit, die häufig zur Karikatur neigten, durch das Gehaltene, Maßvolle, Harmonische ihres Wesens ab —, nur klang alles, was sie sagte, so gebildet, daß ein Fremder es schwer mit ihrer Aschenbrödelbeschäftigung in Einklang bringen konnte.

Ihr taktvolles Benehmen, ihr reger, aufgeweckter Geist, vor allem ihre ungeheure Brauchbarkeit wandelten ihre Stellung in meinem großelterlichen Hause bald in die einer Vertrauten. Sie soll eine regelmäßige Schönheit gewesen

sein, mit tiefleuchtenden Augen, die auch im Greisenalter, als schon ihre Sehkraft gelitten hatte, den Glanz nicht verloren. Sie wurde von den Unteroffizieren, die aus dienstlichen Gründen das Brunnowsche Haus betraten, sehr umworben, aber sie schlug alle Freier aus, „denn," sagte sie zu meiner Großmutter, „die meines Standes sind, die fühle ich geistig unter mir, und die Gebildeten, die mir gefallen, nehmen mich doch nicht, wenn sie mir auch hofieren; also bleibe ich ledig." So begleitete sie ihre Herrschaft von Garnison zu Garnison, bis sie mit in Obereßlingen landete. Sie pflegte die Kinder, die nacheinander kamen und wieder verschwanden, und wurde später die besorgte Wärterin meiner leidenden Großmutter. Daneben versah sie die Küche, den Garten, den Hühner- und Ziegenstall und kochte auch noch mit der größten Bereitwilligkeit für die Kranken des Dorfes. Häufig kam sie nach der schweren Arbeit nicht einmal zu Bette, da sie Nächte hindurch meiner nach Atem ringenden Großmutter den Rücken rieb. Meiner Mutter verschwieg sie so viel wie möglich diese traurigen Nächte, um das junge Mädchen nicht vor der Zeit aus dem sorglosen Jugendtraum zu reißen. Dafür wurde sie auch mit zur Familie gerechnet und von den Freunden des Hauses gleichfalls mit größter Anerkennung behandelt. Nach dem Tode meiner beiden Großeltern (die kleine Ottilie, ihren Augapfel, hatte sie schon vorher begraben müssen) wurde ihr von Dillenscher Seite der Posten einer Verwalterin von Dätzingen angetragen, wo sie die angenehmste, unabhängigste Stellung bei hohem Gehalt gehabt hätte. Aber sie zog es vor, bei ihrer Baronesse, die jetzt allein stand, weiterzudienen, auch ohne Lohn in Zeiten, wo dieser das Geld ausging. Sie wandte nun ihre ganze Liebeskraft auf das verwaiste Mädchen, indem sie nicht nur für ihr körperliches Wohl sorgte, sondern sich in ihr ganzes Wesen einlebte. Sie lasen zusammen, und als meine Mutter das Lateinische zu treiben begann, lernte sie die Vokabeln sowie Deklinationen und Konjugationen mit,



Die Witwe des Dichters in ihrem 70. Lebensjahr

ebenso wie sie im Jahr Achtundvierzig an der politischen Ekstase ihrer jungen Herrin teilgenommen und sich die neuen Ideen anzueignen gesucht hatte. Ihre außerordentliche Genügsamkeit kann nur mit der meiner Mutter selbst verglichen werden, die auf diesem Punkt mit ihr wetteiferte. Oft bestand ihre gemeinsame Mahlzeit nur aus einem Topf Kaffee mit Zichorie zugesetzt. Nichts für sich selber zu bedürfen, war lebenslang der Grundsatz beider; was das junge Mädchen damals erübrigen konnte, das schenkte sie der Propaganda oder wandte es den politischen Flüchtlingen zu, die durch die Reaktion brotlos wurden. Es versteht sich, daß später, als Marie v. Brunnow sich verheiratete, die Getreue ihr in das neue Haus folgte, um auch an ihren Kindern all das Gute zu tun und dort dieselben Lasten auf sich zu nehmen wie zuvor im Brunnowschen Hause. Sie blieb, solange sie lebte, ein Glied der Familie, von uns fast wie eine Großmutter angesehen, wenn auch leider der kindliche Unverstand uns dies nicht immer richtig zum Ausdruck bringen ließ. In ihren Armen ist mein Vater gestorben. In meinen Erinnerungen an das elterliche Haus wird noch oft von ihr, die sein unscheinbarer Schutzgeist war, die Rede sein. Sie war schon siebzig, als sie das letzte große Opfer ihres Lebens brachte, indem sie sich vom Heimatboden losriß, für immer von ihrer Schwester und deren Familie Abschied nahm und mit uns in ein fremdes Land auswanderte, wo sie niemand kannte und dessen Sprache sie nicht verstand. Als aber dort nach ein paar Jahren ihre eigene, schmerzlich langsame Auflösung begann, da hat ihr meine Mutter die lange Hingabe vergolten, durch eine Pflege, wie man sie sonst nur den allernächsten Blutsverwandten zuteil werden läßt. Die Getreue starb am 20. November 1883 zu Florenz in unserem Hause.

Heirat

Es war am 24. Februar 1848, dem Geburtstag der Revolution, daß Hermann Kurz und Marie v. Brunnow auf einem Maskenball im Saale des Museums zu Eßlingen sich zum erstenmal sahen. Die Begegnung war keine zufällige: eine Freundin hatte es dem jungen Mädchen verraten, daß der Verfasser der „Heimatjahre", der sich damals, von Karlsruhe zurückgekehrt, zu kurzem Besuch bei seinem Bruder in Eßlingen aufhielt, mit mehreren seiner Freunde von der badischen Opposition den Ball besuchen werde, und diese Nachricht weckte in ihr den glühenden Wunsch, den seit lange verehrten Dichter persönlich kennen zu lernen.

Die „Heimatjahre" hatten trotz des schlechten buchhändlerischen Erfolges im ganzen Lande gezündet, und zwar geschah es, wie es oft geschieht, daß gerade die schwächeren Stellen des Buchs, die romantischen Lauraszenen, am stärksten auf die Phantasie der am Stofflichen hängenden Leser wirkten. Die ganze Jugend schwärmte für Laura und ihre Zigeuner. Meine Mutter hatte den Roman erst wenige Monate zuvor gelesen oder, besser gesagt, verschlungen; das stille Plätzchen unter ihren Bäumen in Obereßlingen, wo sie sich mit dem Buche versteckt hielt, bis sie unter Herzklopfen damit zu Ende war, blieb ihr für immer unvergeßlich. Bei ihr kam noch die innere Verwandtschaft mit der Heldin hinzu, um den Eindruck zu verstärken. Gehörte sie doch von Geburt derselben Kaste an, deren Herkömmlichkeiten und Vorurteile jene launenhafte Schöne mit Füßen trat, und wie Laura haßte auch sie den Zwang und hätte gerne in den Schluchten des Schwarzwalds lebendige Zigeunerromantik getrieben, auf

die Gefahr hin, sich den leibhaften Hannikel auf den Hals zu ziehen. Ihr Jubel über die Möglichkeit einer Begegnung mit dem Dichter war ohne Grenzen, und sie beschloß, ihm unter der Maske seiner Heldin eine Huldigung darzubringen. Aus einem prunkvollen roten Samtmantel, den ihr Großonkel Dillen als Malteserritter getragen und später ihrer Mutter geschenkt hatte, fertigte sie sich einen kleidsamen Lauraanzug von halb weiblichem, halb knabenhaftem Schnitt, wie es zu ihrer kleinen beweglichen Gestalt paßte. Der Sohn des Pfarrers, ein hübscher, wohlgewachsener Student, der „Remus" aus der Nacht des Franzosenschrecks, wurde veranlaßt, sie in der Maske des Zigeuners Tony zu begleiten. Fast hätte im letzten Augenblick ein tragikomischer Zwischenfall die ganze Anstalt vereitelt. Das junge Mädchen hatte nämlich am Morgen des Balltages im Übereifer, sich schön zu machen, und gänzlich unerfahren in der Kosmetik, ihr blendend weißes Gesicht mit Soda gewaschen, weil sie gesehen hatte, daß die gute Josephine dieses Mittel zum Bleichen der Wäsche verwandte. Das hatte zur Folge, daß ihre zarte Haut aufschwoll und sich häßlich rötete, so daß die Entzündung mit kalten Umschlägen bekämpft werden mußte. Jede andere hätte sich durch einen so widrigen Umstand vom Besuche des Balles abschrecken lassen. Nicht so meine Mutter, die genau wußte, daß der Eindruck ihres Wesens nicht von Einzelheiten der Erscheinung abhing, sondern von ihrer gesamten Persönlichkeit. Ebensowenig ließ sie sich durch die ihr zugeraunte Mitteilung irremachen, daß das Herz des Dichters bereits in festen Händen sei, und daß der Gegenstand seiner Neigung den Ball gleichfalls besuchen werde, denn ihre Bewunderung hatte noch mit persönlichen Wünschen und Hoffnungen nichts zu tun.

Als sie im Geleite ihres Morgenländers und unter der Ägide eines würdigen Ballvaters — ihr eigener Vater kränkelte damals schon — den Saal betrat, zog ein hoch-

gewachsener, schlanker Mann mit braunem Haar und Bart, die ein blasses Gesicht mit tiefglänzenden Augen umrahmten, ihre Aufmerksamkeit auf sich, und sie vernahm mit freudigem Erstaunen, daß es der Gesuchte war, der nun auch äußerlich ihrem Ideal der Männlichkeit entsprach. Sie wußte es einzurichten, daß sie ihm im Vorüberschlüpfen ein auf rosa Papier geschriebenes Sonett in die Hand drückte, worin der Dichter als „Heinrich Roller" angeredet und aufgefordert wurde, seiner Dame in den Schwarzwald zu folgen. Er eilte ihr ins Maskengewühl nach und hatte sie auch bald an den nickenden roten Federn ihres Baretts wieder ausfindig gemacht. Als sie dann in eine lange Unterhaltung verwickelt nebeneinander saßen, kam Tony eifersuchtentflammt herangestürzt. „Wo brennt's?" fragte ihn Laura ärgerlich über die Störung. „Bei Ihnen!" zischte er ihr in die Ohren und wandte sich voll Grimm ins Tanzgewühl zurück. Das Auge der Eifersucht hatte richtig gesehen; es war der bekannte Blitzstrahl, der auf den ersten Blick bei ihr gezündet hatte. Dem Dichter seinerseits konnte der Eindruck, den er auf ein so fesselndes und außergewöhnliches junges Mädchen gemacht hatte, auch nicht gleichgültig sein, und ebenso zog ihn ihr feuriges Eintreten für die gemeinsamen politischen Ideale an. Noch hallten die Sturmglocken, die eben jetzt Frankreich erschütterten, nicht bis über den Rhein, aber schon zitterte es in den Lüften, und eine Erregung ging durch alle Gemüter. In dieser gespannten Atmosphäre, in der gemeinsamen Erwartung des Neuen, Außerordentlichen fanden die beiden sich innerlich schnell zusammen. Beim Abendbrot stellte er ihr seine badischen Freunde vor, und sie tranken einander in Champagner das Wohl der heranbrausenden Revolution zu. Von Liebe war nicht zwischen ihnen die Rede, aber sie blieben für den Rest des Abends unzertrennlich und verabredeten noch auf den folgenden Tag ein Wiedersehen in befreundeter Familie. Danach aber gingen ihre Wege auf lange Zeit wieder aus-

einander. Mein Vater siedelte nach Stuttgart über und trat dort in die Redaktion des „Beobachters“ ein. Meine Mutter wurde durch das Leiden des Großvaters, das ihn nach Jahresfrist zum Tode führen sollte, ans Haus gefesselt. Doch blieb der Eindruck jenes Ballabends so mächtig in ihr haften, daß sie noch Wochen später wie im Traume umherging. Wenn sie in den Straßen von Eßlingen des Dichters Bruder Ernst begegnete, der ihm an Gang und Gestalt ähnlich war, so klopfte ihr das Herz, und sie ließ sich unzählige Male täuschen, obwohl die Brüder sich nur aus der Entfernung glichen. Mit den Kindern ihres späteren Schwagers knüpfte sie Freundschaft an und lud sie nach Obereßlingen zu ihren Obstbäumen und Johannisbeerhecken ein, um ab und zu aus dem Munde der Unschuld den Namen des Onkels Hermann hören zu können. Ohnehin fühlte sich alles, was an der großen Zeitbewegung teilnahm, wie von einem gemeinsamen Familienbande umschlungen; so brauchte sie in den Angehörigen meines Vaters keine Fremden zu sehen, denn auch sein Bruder Ernst, nachmals die Friedensliebe selbst, war damals von dem allgemeinen Sturme miterfaßt und trug bei den Festen die schwarzrotgoldene Fahne der Bürgerwehr durch die Straßen.

War ihr nun auch der Gegenstand ihrer Schwärmerei räumlich entrückt, so trat sie doch in eine stille, aber eifrige Beziehung zu ihm, indem sie seine täglich erscheinenden politischen und ästhetischen Aufsätze im „Beobachter“ las. Jeder brachte ihr einen Hauch seines Geistes, und sie lebte mit ihm fort, als wären alle diese Worte an sie gerichtet. Das mehrfach angeführte Vaterlandslied: „Sammle die zerbrochnen Glieder“, das in den kurzen Eßlinger Tagen gedichtet war und jetzt im „Beobachter“ erschien, erfüllte sie mit Entzücken. Dennoch fiel es ihr niemals ein, zu bedauern, daß ein solcher Genius seinem eigentlichen Berufe entrissen war, und die Klage seiner Freunde, daß der gewaltige „Sonnenwirt“, dessen erste Kapitel das „Morgenblatt“ gedruckt hatte,

jetzt auf lange Zeit unvollendet bleiben müsse, fand bei ihr kein Echo, denn ihr schien der unmittelbare praktische Dienst der Freiheit und des Menschentums noch preisenswerter als der Umweg über das künstlerische Schaffen.

Die lange Pause, die in ihrem äußeren Verkehr mit dem Dichter eintrat, und der Tod ihres Vaters dämpften doch allmählich die Stärke jener ersten Empfindung. Sie hielt sich vor, daß sie nichts zu hoffen hatte, da ja der Gegenstand ihrer Neigung schon gebunden war. Einem aussichtslosen Traume nachzuhängen, sich den Stachel einer unerwiderten Liebe tiefer und tiefer in die Seele zu drücken, das lag nicht in ihrer raschen Natur. Als sie im nachfolgenden Frühjahr eine Reise nach dem Elsaß und der Schweiz antrat und Hermann Kurz sie in Stuttgart freundschaftlich ruhig an den Eilwagen begleitete, ohne ein Wort zu sprechen, das wie eine Aufforderung zum Bleiben klang, da nahm sie sich fest vor, ihre persönlichen Gefühle zu ertöten, sich nicht die Begeisterung für ihn, wohl aber den Traum, daß er einmal ihr gehören könne, aus der Seele zu reißen. Ihre bewegliche Natur und die neuen Eindrücke, die ihrer auf fremdem Boden warteten, machten ihr die Erfüllung dieses Gelübdes nicht schwer. Sie hatte ja bisher von der Welt fast nichts gekannt als ihr väterliches Landgut mit seiner Umgebung, und auch ihre gesellschaftlichen Beziehungen reichten nicht über die Kreise der nahe gelegenen Residenz hinaus. Jetzt sah sie den Rhein und die Vogesen, erfreute sich an den feineren Formen und der munteren Lebendigkeit der französischen Gesellschaft in Kolmar, besuchte die Schweiz und fand bei den dort lebenden deutschen Flüchtlingen, die ihr als der Verkörperung ihres Freiheitsideals huldigten, bewundernde Freundschaft und eine Fülle neuer Anregungen, die sie mit Feuer ergriff. Das liebliche Zürich mit seinem von bunten Wimpeln durchzogenen See erschien ihr als das Paradies auf Erden. Mächtig wirkte auf sie der Anblick des Rigi und der gewaltigen Häupter des

Berner Oberlandes, das sie mit den neuen Freunden, darunter Johannes Scherr, zu Fuß durchwanderte. Sie erstieg die Grimsel und Furka, besuchte den Rhonegletscher und sandte vom Gotthardpaß sehnsüchtige Blicke ins Land Italien hinunter.

Eine solche Reise war in jener Zeit einfachster Verkehrsmittel für eine alleinstehende junge Dame kein geringes Unterfangen, und es gehörte der ganze Wagemut und unerschöpfliche Humor meiner Mutter dazu, um bei den geringen Mitteln, die sie aufzubieten hatte, die Flügel so weit auszuspannen. Um nur mit ihrem Reisepfennig ein möglichst großes Stück Welt zu sehen, fuhr sie auf der Eisenbahn (wo es eine solche gab), am liebsten in der vierten Wagenklasse, deren freien Rundblick sie nie genug rühmen konnte; auf dem Schiff benutzte sie das Zwischendeck, das ihr obendrein erwünschte Gelegenheit bot, sich mit der von ihr im idealsten Lichte gesehenen niederen Volksschicht zu unterhalten. Ihre Unempfindlichkeit gegen jede Art von Witterung, ihre vollkommene Bedürfnislosigkeit, die kaum das Recht des Körpers auf Nahrung gelten ließ und jede Bequemlichkeit verschmähte, machten es ihr möglich, auch da noch zu genießen, wo andere nur die Stacheln empfunden hätten. Diese Reise blieb denn auch immerdar ein Glanzpunkt in ihrer Erinnerung. Doch fand sie sich nach der Heimkehr auch wieder mit derselben Genügsamkeit in ihrem stillen Obereßlingen zurecht, wo sie mit dem kleinen Brüderchen und ihrer Josephine einsam weiter hauste, die Leere des Tages durch Briefwechsel mit den abwesenden Freunden und mit eifrigem Anteil an den öffentlichen Dingen ausfüllend. Trotz ihrer leidenschaftlichen Parteinahme für die Sache des Volkes war sie aber keineswegs gesonnen, wie das „Fräulein von Malpeire" zu endigen. Denn als einer ihrer Parteigenossen, der weiter keinen Ruhmestitel für sich hatte, als ein Proletarier zu sein, ihr zumutete, von der Theorie zur Praxis zu schreiten und ihm ihre Hand zu reichen, da wies sie das Ansinnen doch sehr erstaunt zurück und gab zu ver-

stehen, daß sie zwar den Adel der Geburt für nichtig halte, aber auf den der Bildung nimmermehr verzichten könne.

Drei Jahre waren seit der ersten Begegnung verflossen, und noch immer waren die beiden Menschen, die das Geschick für einander bestimmt hatte, sich nicht näher gerückt. Endlich im Frühjahr 1851 fand in einem Wirtsgarten bei Eßlingen ein zweites Zusammentreffen statt, und zwar diesmal auf Antrieb des männlichen Teils, der eine in Eßlingen lebende Verwandte, die zugleich mit meiner Mutter befreundet war, um Vermittlung angegangen hatte. Meine Mutter war nicht wenig erstaunt, als ihr dort unter dem Blätterdach statt der Freundin zuerst eine männliche Gestalt entgegentrat, und sie nach langer Zeit zum erstenmal wieder in die wohlbekannten glänzenden Augen blickte. Er erzählte ihr auf dem Nachhauseweg, daß seine Verlobung aufgelöst sei und daß ihn sein Herz nun wieder zu seiner Laura ziehe; sie meinte aber, es sei nun doch seit jenen Tagen eine zu lange Zeit verflossen und der erste Zauber verflogen.

Im Laufe des Sommers hatte sich Hermann Kurz wegen eines Preßvergehens vor dem Eßlinger Schwurgericht zu verantworten. Der Prozeß endigte mit Verurteilung zu dreiwöchiger Festungshaft. Beim Austritt aus dem Sitzungssaale überreichte ihm Marie v. Brunnow, die an allen Verhandlungen teilgenommen hatte, einen Blumenstrauß, und während die Freunde den Verurteilten umringten, ging sie in ihrer vulkanischen Art auf den Staatsanwalt zu, der seinerzeit selber an der Achtundvierziger Bewegung teilgenommen hatte, und nannte ihn ohne weiteres einen Verräter, — ein Zwischenfall, der übrigens, trotzdem er öffentlich stattfand, keine Folgen nach sich zog, ein Zeichen, wie wenig die Reaktion in Württemberg zum Terrorismus neigte. Diese stürmische Parteinahme galt aber nur noch dem Glaubensgenossen, der für seine Überzeugung stritt, nicht mehr dem Mann ihrer Träume. Während mein Vater auf dem Asperg

seine Strafzeit absaß, wechselten sie ein paar freundschaftliche Briefe, doch seiner Aufforderung, ihn einmal oben zu besuchen, leistete die „Bürgerin Brunnow“, wie er sie scherzweise nannte, keine Folge.

Auf dem einst so gefürchteten „Berg der Seufzer“, wo einige der glänzendsten Kapitel der „Heimatjahre“ spielen, wurde übrigens meinem Vater die Haft nicht schwer gemacht. Seit den Tagen Schubarts war es auf dem Asperg gründlich anders geworden; kein feuchtes Kerkerloch erwartete den Dichter dort, kein Oberst Rieger verfolgte ihn mit lästigen Bekehrungsversuchen, er genoß vielmehr volle Festungsfreiheit, konnte sich nach Belieben auf den Wällen ergehen und den weiten Ausblick auf sein geliebtes Schwabenland genießen oder ungestört in seinem wohleingerichteten Zimmer bei der Arbeit sitzen; auch hatte er einen Soldaten zur Bedienung, der ihm die Postsendungen besorgte. So war es ihm möglich, in der Gefangenschaft die Redaktion des „Beobachters“ fortzusetzen und der Druckerei täglich seine Artikel zu liefern. Ein freundlicher Genius hatte es zudem gefügt, daß sein Bruder um jene Zeit Vorstand des Arbeitshauses in Markgröningen war, in welcher Eigenschaft ihm auch die Verwaltung von Hohenasperg unterstand; und wenn mein Vater auch auf der Festung nicht so liebevolle Wurzeln schlug, wie später in den siebziger Jahren der behagliche Ludwig Pfau in seinem Heilbronner Gefängnis, aus dem er nach Ablauf seiner Strafzeit mit List herausgelockt werden mußte, weil er es aus freien Stücken gar nicht mehr verlassen hätte, so fand er doch keinen Grund, über seine unfreiwillige Sommerfrische zu klagen.

Seine Rückkehr vom Asperg führte die beiden endlich zusammen. Aber das Verhältnis hatte sich zwischen ihnen umgekehrt: er wurde jetzt der beflissene, sie der zurückhaltende Teil. Er fuhr nun häufig nach Schluß der Redaktion noch nach Eßlingen, um den Abend bei ihr auf dem Lande zu ver-

bringen. Da erwachten auch bei ihr allmählich die alten Empfindungen wieder, und als er ihr einmal von den Opfern und Gefahren sprach, die eine Frau an seiner Seite erwarteten, flog sie ihm jauchzend an den Hals, und unter Blumen und Leuchtkäfern wurde der Bund fürs Leben geschlossen.

Durch die Reihe von Liebeserfahrungen, die mein Vater nunmehr hinter sich hatte, war ihm der etwas spießbürgerliche Typus des „Lottchen“ — ehedem sein Frauenideal — gründlich verleidet worden. Teils vor, teils nach dem Karlsruher Aufenthalt und einmal während desselben hatte er Herzensbündnisse eingegangen, die jedesmal an seinen ungünstigen Glücksumständen gescheitert waren. Es haben sich nachmals so viele gemeldet, die einen Platz in seiner Herzensgeschichte beanspruchten, daß es mir nicht möglich gewesen ist, eine chronologische Ordnung in diese Ansprüche zu bringen. Aber durchgängig scheint sich wiederholt zu haben, was ihm schon als Studenten bei seiner ersten Liebe widerfahren war, daß die wohlerzogene Tochter auf väterlichen Befehl entsagte, um einen anderen zu heiraten. Er selber hätte bei seiner ritterlichen Natur nie mit einem Mädchen, das ein Recht auf ihn besaß, gebrochen; aber in mehr als einem Falle mochte er die Lösung des Verhältnisses mit stiller Erleichterung hinnehmen. Jetzt endlich fand er weibliche Kraft und weiblichen Opfermut, nicht jenen duldenden, entsagenden, der auf ein väterliches Machtwort hin verzichtet, sondern die weltüberwindende Hingabe einer starken Seele. Das erkannte er freudig an, als er in Marie v. Brunnow das völlige Widerspiel dessen, was er sonst an der Weiblichkeit gepriesen hatte, in sein Haus führte, und er hing ihr trotz großer innerer Verschiedenheiten dankbar an bis zu seiner letzten Stunde.

Die Trauung fand am 20. November desselben Jahres in dem Dorfkirchlein von Obereßlingen im Beisein weniger Freunde statt. In Stuttgart stieg die junge Frau zuerst in der Junggesellenwohnung ihres Mannes ab, bis die gute

Josephine mit der fahrenden Habe aus Obereßlingen nachkam und die neue Wohnung in der Sophienstraße einrichtete. Am ersten Abend, den das neue Paar im eigenen Heim verbrachte, überraschte sie der Männerchor des Liederkranzes durch eine schöne Serenade, die trotz der wirbelnden Schneeflocken mit dem Lied meines Vaters „Der Himmel lacht und heitre Lüfte spielen" begann.

Der Himmel lachte nun wirklich über dem neuen Paar. Wie die junge Ehe sich anließ, zeigt der nachstehende Brief meines Vaters an Onkel und Tante Mohr:[1])

Meine Lieben!

Ich habe absichtlich die Flitterwochen und noch einige Zeit darüber verstreichen lassen, um Euch von meinem Glück etwas Nachhaltiges sagen zu können und dadurch die Zweifel der lieben Tante zu zerstreuen.

In wenigen Tagen ist's ein Vierteljahr, daß ich verheiratet bin, und es steht noch so gut wie am ersten Tage. Ich sehe aber auch ein, daß schwerlich ein anderes Weib vermocht hätte, mir das zu sein. Wen ich besonders leiden kann, dem will ich eine Solche wünschen. Marie war den Winter nicht fortzubringen: wenn die Jahreszeit milder wird, besuchen wir Euch.

Herzliche Grüße

von Eurem

Hermann K.

Stuttgart, 14. Feb. 1852.

Die ersten Jahre, die folgten, stehen in der Erinnerung meiner Mutter als die schönsten, ungetrübtesten ihrer Ehe. Denn solange mein Vater ausschließlich mit der redaktionellen Tätigkeit beschäftigt war, wurde der Zwiespalt zwischen den Ablenkungen des Familienlebens und dem Stimmungsbedürfnis des Dichters noch gar nicht fühlbar. Er war heiter

---

[1]) Mir durch die Güte des Urenkels, Pfarrer Heinrich Mohr in Steinkirchen, vermittelt.

und voll Zukunftsmut und hielt auch in der veränderten Zeitströmung seine Fahne vertrauensvoll aufrecht. Meine Mutter, gläubig und überschwenglich, teilte seine Hoffnungen und nahm seine politische Aufgabe vielleicht ernster, als gut war. Sie lebte ganz für ihn; völlig bedürfnislos und völlig ichlos wünschte und brauchte sie nie das geringste für sich selbst. Es bedurfte einer Verschwörung, um sie zur Annahme eines neuen Kleides zu bewegen, wenn das alte abgenutzt war, und man mußte es alsdann rot wählen, um sie durch die „Farbe der Freiheit" mit der für sie gemachten Ausgabe zu versöhnen. Unterhaltung und äußere Anregung suchte und wollte sie trotz ihrer geselligen Natur nicht; seine Gegenwart war ihr ein beständiges Fest, daß er auch anderen Frauen gefiel, ihr höchster Stolz. Nur wo ihre Überzeugungen und Prinzipien in Frage kamen, ließ sie sich auch von ihm nicht beeinflussen, denn sie stand immer ein paar Schritte weiter links als er. Ihre Ehe wurde deshalb von den Freunden des Hauses die „violette Republik" genannt, um sowohl die freiheitliche Verfassung des neuen Hausstandes als die merkwürdige Mischung der ultraradikalen „blutroten" Gesinnung der Gattin mit der gemäßigten „blauen" des Mannes zu bezeichnen.

Freilich von den berühmten schwäbischen Frauentugenden hatte sie nur die einer musterhaften Sparsamkeit ins Haus gebracht; eine eifrige Wirtschafterin war die junge Frau nicht und sollte es niemals werden, denn die Natur hatte sie mehr für die großen Schicksalsstunden als für die Anforderungen des Alltags ausgerüstet. Eine behagliche, wohleingerichtete Häuslichkeit übte nie einen Reiz auf sie; wäre es nach ihr gegangen, so hätte sie am liebsten in einem Nomadenzelte gewohnt. Mein Vater pflegte sie daher mit ihrer russischen Abkunft zu necken, die er für diese Eigenheit verantwortlich machte, und in der Tat, ich habe einen ähnlichen, sich über alle äußeren Dinge wegsetzenden Drang ins Große später nur

noch bei den Damen der russischen höheren Stände wiedergefunden; auch das Familienwohl hinter das öffentliche zurückzustellen, ist nicht deutsche Frauenart. Doch zum Glück besaß sie an ihrer Josephine einen guten Geist, der nicht nur eine Schar von Dienstboten, sondern auch das immer wachsame Auge der Herrin selbst ersetzte.

Es versteht sich, daß das Halbbrüderchen Otto sie in das neue Leben begleitete und bei ihr blieb, bis seine Mutter, ein Mädchen aus dienendem Stande, sich verheiratete und zum größten Leid Josephinens das Kind — es hieß Otto Neufeld — nach Pennsylvanien mitnahm, wo die beiden mit der Zeit verschollen sind. Doch bald blühte jetzt der treuen Pflegerin ein reicher Ersatz, denn am 16. Januar 1853 kam als Erstling der jungen Ehe ein bildschöner, adlig feiner Knabe, mein Bruder Edgar Konrad, zur Welt. Die Ankündigung des freudigen Ereignisses druckte jenes Tages der „Beobachter" mit goldenen Lettern.

In der Frone der Freiheit

Paul Heyse hat die Zeit, die mein Vater am „Beobachter“ verbrachte, die „sieben mageren Jahre“ genannt: sie waren es nicht nur wegen des dürftigen Jahrgehalts von achthundert Gulden, der zum Teil den flüchtigen Kollegen mit ernähren mußte, sie waren es vor allem im Sinne seiner wahren Bestimmung. Daß er in der gemeinen Bedeutung des Wortes keine Seide spann, ist man schon an ihm gewohnt, jetzt aber spann er auch die Seide der Poesie nicht mehr, sondern den dürren Hanf der Tagespolitik. Seine redaktionelle Tätigkeit an dem „Deutschen Familienbuch“ in Karlsruhe hatte ihm doch noch die Zeit gelassen, die vier ersten Kapitel des „Sonnenwirts“, die tiefsinnige Einleitung zum „Tristan“, den satirischen „Kampf mit dem Drachen“ und eine Reihe kleinerer Erzählungen zu schreiben. Daß während der Tätigkeit am „Beobachter“ etwas Poetisches zustande gekommen wäre, ist mir nicht bekannt.

Es war ein schlechtes Omen, daß gleich der erste Schritt auf der neuen Laufbahn ihn um seinen alten Herzensfreund Mörike, die Verkörperung der Poesie, brachte. Freilich hatte sich schon in den Jahren, die unterdessen vergangen waren, der Unterschied der beiden Naturen viel stärker entwickelt. Mörike weilte noch immer in Orplid, mein Vater aber, der mit seiner Zeit lebte, konnte diesen Quietismus des Freundes nicht mehr verstehen. Zwar wo er den seltenen neuen Spuren von Mörikes Genius begegnete, da begrüßte er sie stets mit demselben freudigen Entzücken, aber persönlich waren beide einander ferne gerückt. Es war auch ein starkes Stück von Mörike, daß er seit ihrem zärtlichen Abschied im

Walde von Cleversulzbach im Oktober 1840 dem mit solcher Liebe umfaßten jüngeren Freund aus reiner Bequemlichkeit keine Zeile mehr gesandt hatte, und als er gelegentlich an dessen Bruder Ernst über den Entfernten schrieb: „Karlsruhe ist mir einmal genannt worden, woselbst er eine Zeitung dirigiere," und „ich habe diese lange Zeit her tausendmal gewünscht, ihm ein Zeichen zu geben" — „ich werde dies unmittelbar auch demnächst tun" (was natürlich nie geschah), so ärgerte mein Vater sich über diesen Ton, den er den „alten romantischen Kanzleistil" nannte.

Auf der Königsstraße in Stuttgart führte jetzt der Zufall die beiden einst so brüderlich vertrauten Dichter nach fast zehnjähriger Trennung wieder zusammen. Hermann Kurz im ersten Feuer seiner politischen Tätigkeit begrüßte jenen mit den Gedanken der neuen Zeit auf den Lippen, Mörike, der Unpolitische, Zeitlose, äußerte sich kühl und ablehnend, und es scheint sich nun zwischen der jugendlichen Begeisterung und der Skepsis des kühleren Alters eine Szene entsponnen zu haben, wie zwischen Tasso und Antonio, nur ohne persönliche Färbung. Nach einer unverbürgten Überlieferung hätte Mörikes Verstocktheit endlich meinen Vater zu dem fassungslosen Ausruf getrieben: „Wer heute keine Partei ergreift, von dem heißt es: Pfui über dich Buben hinter dem Ofen," wobei ich jedoch Anstand nehme, mir meinen Vater, den ich als die Selbstbeherrschung in Person gekannt habe, so maßlos zu denken. Er selber scheint sich später an die Form ihres Bruches nicht mehr erinnert zu haben, denn im Jahre 1870 schrieb er an Heyse darüber: „Wie wir auseinander gekommen sind, das ist in keiner Metaphysik, geschweige in Mythen oder Mären zu finden." — Wie die beiden Dichter lebenslang um ihre Freundschaft stille Trauer getragen haben und wie der überlebende Mörike einmal dieser Trauer mir gegenüber ergreifenden Ausdruck gab, habe ich schon erzählt.

Den Kreis politischer Glaubensgenossen, der damals meine Eltern umgab, kenne ich teilweise noch aus eigener Erinnerung. Ich war zwar erst drei Jahre alt, als wir endgültig von Stuttgart wegzogen, doch blieben ja die hervorragendsten unter ihnen meinen Eltern auch fernerhin verbunden. Da war vor allem „der alte Tafel“, der Nestor der Volkspartei und Patriarch nicht nur im Kreise seiner weitverzweigten Familie, sondern auch der Vater seiner jüngeren Freunde. Ihn habe ich nicht selber gekannt, weiß aber, daß er dem Dichter in väterlicher Liebe anhing. Dann der Rechtskonsulent und ehemalige „Reichsregent“ Becher, der glänzendste Redner der Partei und einer der wenigen, die, mit ästhetischen Organen begabt, meinem Vater auch als Künstler gerecht werden konnten. Wenn ich ihn kennzeichnen will, so kommt mir als erstes das Wort Gentleman in den Mund, schon weil er sich gern an die englische Kultur anlehnte. Bei distinguiertem Äußeren besaß er künstlerische Bildung und einen Blick, der über die Kleinstädterei und Kleinstaaterei des damaligen Schwabentums hinaus ins Weltgetriebe ging, nicht nur theoretisch und literarisch, sondern auch praktisch und sozial. Jahrzehntelang saß er auf der Linken des Landtags, obgleich er als ästhetischer Aristokrat nicht so recht dahin paßte, was ihn denn auch mit der Zeit notwendig in eine etwas schiefe Stellung brachte. Daß er zu den Gemäßigten der Partei gehörte, versteht sich bei solchen Eigenschaften von selbst. Gefeiert war er vor allem als Verteidiger. Man wußte von ihm, daß er, wenn die Rechtsgründe versagten, unmittelbar auf die Herzen der Geschworenen zielte, um seine Klienten zu retten, und daß er hierin starker Wirkung fähig war, eine Gabe, die verfeinerte psychologische Organe voraussetzt und daher in Deutschland seltener als in den Ländern lateinischer Rasse gefunden wird. Auch im Privatleben spürte man ihm den Redner an, und eine gewisse Feierlichkeit war von seinem Auftreten unzertrennlich. Meinem Vater

war Becher lebenslang ein treuer, immer bereiter Freund, und die beiden gleichzeitig gegründeten Familien haben später die Freundschaft der Väter fortgesetzt. Von ganz anderem Schlage war Julius Hausmann, einer der Ultras der schwäbischen Demokratie, Parteimann vom Wirbel bis zur Sohle, die politischen Ziele über alles andere stellend, von energischer und stattlicher Persönlichkeit, ein schöner Mann noch im Alter, dem die scharf ausgeprägten Züge, die gebietenden blauen Augen und der starke Schnurrbart das Aussehen eines Offiziers in Zivil gaben. Er war der Intimus des um jene Zeit flüchtigen Ludwig Pfau, des ewig Heimatlosen und doch so Heimatbedürftigen, der in Hausmanns gemütvoller Häuslichkeit jederzeit seine Heimstätte fand. Während unserer Stuttgarter Zeit lebte Pfau als Flüchtling in Paris, doch kam er vor der Amnestie einmal heimlich ins Vaterland und hielt sich acht Tage lang in meinem Elternhause versteckt. Er war ein untersetzter, etwas beleibter Mann mit rotem Haar und stark vortretenden blauen Augen, nach Erscheinung und Aussprache ein Stockschwabe, dem man äußerlich den langen Aufenthalt in Frankreich, dessen Kultur er gründlich studiert hatte, nicht ansah. Bekannt war seine Unergiebigkeit im Gespräch, das er meist bloß mit einem dumpfen Knurren begleitete oder ab und zu durch ein Kraftwort vom schwersten Kaliber bereicherte, um gleich wieder in tiefes Schweigen zu versinken. Was er an angesammelten Gedanken in sich trug, brachte er nur mit seiner geistreichen Feder zutage. Überhaupt war sein Wesen voll von Widersprüchen. Von höchst revolutionärer Gesinnung, hielt er doch die größten Stücke auf seine persönliche Ruhe. Ein großer Freund materieller Genüsse, opferte er alles dem Ideal. Von äußerst seßhafter Natur, schweifte er ewig ruhelos durch die Welt. Die Form war ihm heilig in der Kunst, aber im Leben verachtete er sie. Er stand mit meinem Vater auf keinem sehr vertrauten Fuße; bei aller gegenseitigen Anerkennung waren sie zu verschieden

in den Instinkten. Sehr gut verstand er sich dagegen mit meiner Mutter, die ihn von Zürich her kannte und die ohnehin für alles, was zur Partei gehörte, Feuer und Flamme war. Mit jener Unbeweglichkeit, die alle seine Freunde an ihm kannten, saß er als Peter in der Fremde nachmittagelang in der Sofaecke, langsam seinen Kaffee schlürfend, während mein Vater auf der Studierstube war, oder er ging mit meiner Mutter eifrig politisierend im Zimmer auf und ab, wobei ihm meine damals noch sehr kleine und unruhige Wenigkeit beständig überquer kam und den politischen Spaziergang störte, was er mir noch vorzuwerfen pflegte, als ich schon erwachsen war.

Mit Pfau und Hausmann bildete Karl Mayer, der Sohn des gleichnamigen, zur Zeit der Schwäbischen Dichterschule viel genannten Lyrikers, das Triumvirat der Volkspartei. Er war der typische Agitator und Volkstribun, sogar im Äußeren, ein breitschultriger, untersetzter Mann von starkem, beweglichem Temperament und zündender, auf die Menge wirkender Rhetorik. Daneben besaß er umfassende literarische Kenntnisse und galt im Freundeskreise für einen glänzenden, schlagfertigen Gesellschafter. Von seiner lyrischen Begabung sind nur wenige Proben an die Öffentlichkeit gedrungen; sie wecken die Vermutung, daß er auf diesem Punkte seinem Vater, der mehr durch seine Nachbargestirne Uhland und Schwab als durch eigenes Licht geglänzt hatte, ebenbürtig oder überlegen gewesen sei. Dagegen war Karl Schnitzer, der klassische Philologe, eine richtige Gelehrtennatur von altschwäbischem Schlage, zäh und tiefgründig, auch er einer der Getreuesten meines Vaters. Von unserem intransigenten Freunde Hopf, dem Verrina der schwäbischen Volkspartei, wird bei späterer Gelegenheit die Rede sein. Jener dicke Gottlob Fink, genannt der „Ostjäck", den die Leser meines Vaters aus dem „Wirtshaus gegenüber" kennen, war gleichfalls unter die „Roten" geraten und gehörte zu

den Vertrauten unseres Hauses, desgleichen Ludwig Seeger, dessen Ruhm als Lyriker und Übersetzer des Shakespeare und Aristophanes jetzt mit Unrecht halb verklungen ist. Seine Persönlichkeit steht nur noch in ganz dämmernden Umrissen am fernsten Horizonte meiner Kindheitserinnerungen; er muß nach meinem Vater die bedeutendste Erscheinung dieses Kreises gewesen sein: eine breitangelegte Natur voll Kraft und Feuer, derb und saftstrotzend, ein Sohn des Volks, dabei mehr glühender Patriot als eigentlicher Parteimann, so schilderten ihn später die Überlebenden. Mein Vater hat ihm zur Hochzeit ein Gedicht gewidmet, das an gemeinsam durchschwärmte, brausende Jugendtage mahnt, eine Erinnerung, die auf die Universitätszeit zurückzuweisen scheint, wo Seeger mit Fink dem Kauslerschen Freundeskreis angehörte.

Dieses war der politische Zirkel, der in den fünfziger Jahren den früheren literarischen abgelöst hatte und der dem geistigen Leben des Landes ein völlig anderes Gepräge gab. Jetzt war es mit der patriarchalischen Gemütlichkeit gründlich vorbei: ein Riß ging mitten durch das Land, alte Freunde mieden sich oder waren Todfeinde geworden, und manche, die sich innerlich widerstrebten, wurden durch ein Parteiprogramm zusammengebunden.

Im Juni 1849, unmittelbar nach der Sprengung des „Rumpfparlaments", hatte mein Vater den „Beobachter", an dem er seit einem Jahr beschäftigt war, zum erstenmal als verantwortlicher Stellvertreter neben dem eigentlichen Redakteur Adolf Weißer unterzeichnet. Nachdem dieser schon im Juli desselben Jahres, politisch schwer kompromittiert, in die Schweiz entflohen war, führte Hermann Kurz die Redaktion allein weiter, obgleich er erst vom Januar 1851 ab, nach Weißers Tode, als Redakteur zeichnete. Doch hatte er schon die ganze Zeit her die Last allein getragen. Er schrieb, wie ich von meiner Mutter weiß, fast das ganze Blatt: Leitartikel und Kammerberichte, zum großen Teile auch das

Feuilleton; Beiträge für das letztere bezahlte er noch von seinem eigenen mageren Gehalt. Er machte sich's zur Ehrensache, seine Leser auch kulturell an sich heranzuziehen und hob daher das Feuilleton des kleinen Volksblattes auf eine literarische Höhe, die den Ansprüchen einer großen Zeitung genügt hätte, indem er dabei doch immer den volkstümlichen Standpunkt festhielt. Oft hörte ich ihn später sagen, für das Volk wie für die Kinder sei nur die beste geistige Kost gut genug.

Als mit zunehmender Bedrückung das freie Wort immer gefährlicher wurde und auch die Reihen der Kampfgenossen sich durch Exil und Übertritt lichteten, ließ er sich niemals entmutigen und harrte unbeirrt in seinem Redaktionslokal aus, jeden Augenblick darauf gefaßt, von Frau und Kindern weggerissen und ins Gefängnis geführt zu werden. Der „Beobachter", der als Oppositionsblatt die Pflicht hatte, jeden Mißbrauch, jedes Unrecht ans Licht zu ziehen, war in immerwährende Kämpfe verwickelt. Die Beschlagnahmungen jagten sich; häufig wurde nicht einmal der Grund dafür angegeben. Tag für Tag welch ein Verbrauch der edelsten Kraft. Und dabei hatte der Dichter ja nicht die derben Organe seiner Parteigenossen, er fühlte alle Aufregungen und Bitternisse, allen Ekel dieses Ringens mit einer verknöcherten Bureaukratie, einem gewalttätigen Reaktionsregiment. Eine ganze Mustersammlung von beleidigenden privaten Zuschriften, die dem Redakteur des Beobachters galten, habe ich noch jüngst in seinem Nachlaß entdeckt. Der „Märzminister" Römer sandte ihm eines Tages eine Herausforderung auf Säbel, worauf mein Vater die Antwort gab, er sei kein Korpsstudent und stehe nur auf Pistolen bei fünf Schritten Entfernung zu Diensten, was dann die Folge hatte, daß das Duell unterblieb. Ein andermal erhielt er von anonymer Seite die Zeichnung einer russischen Knute zugesandt mit der Drohung, der Einsender würde sich nächster Tage mit

diesem Instrument bei ihm einfinden, um ihn selbst und seine Frau und Kinder (die damals im Wickelkissen lagen!) für seine Artikel gegen den Kaiser Nikolaus zu züchtigen. Mein Vater druckte den ganzen Brief nebst der Knute im „Beobachter" ab und fügte die Aufforderung hinzu, der edle Anonymus möge doch so bald wie möglich kommen, um aus dem Lauf seiner Pistole die einzige Antwort entgegenzunehmen, die auf eine so bestialische Drohung möglich sei. Es brauchte die ungeheure Spannkraft meiner Mutter, ihre bis zum Fanatismus gehende Hingebung an die Sache, der er diente, um ihn als Frau in dieser Lage nicht durch Kleinmut herabzuziehen, ja ihn noch länger zum politischen Märtyrertum zu spornen, als es sich mit seiner höheren Sendung vertrug.

Im Herbst 1853 stand er zum zweiten Male wegen Preßvergehens vor dem Eßlinger Schwurgericht, aber diesmal entriß ihn Bechers glänzende Beredtsamkeit der Verurteilung.

Jetzt kam die Reihe auch an meine Mutter. In der Redaktionsstube einer kleinen demokratischen Zeitung zu Dresden, deren Redakteur verhaftet war, wurde ein politisches Gedicht gefunden, das keine Unterschrift trug. Es war an Gottfried Kinkel gerichtet, der zur Zeit der Abfassung im Spandauer Zuchthaus am Spinnrocken saß, und schloß mit einem heftigen Ausfall gegen „die von Gottes Gnaden". Das Gedicht war ungedruckt, somit wäre eine gerichtliche Verfolgung zu vermeiden gewesen, wenn nicht die Frau des Redakteurs, die zuvor von meiner Mutter viele Unterstützungen empfangen, sie sogleich und ohne Not als Verfasserin angegeben hätte. Ein Verfahren mußte eingeleitet werden, ganz gegen den Geschmack der württembergischen Regierung, die gerne unnötiges Aufsehen vermied. Mein Vater war außer sich und fest entschlossen, lieber auszuwandern als seine Frau eine Strafe absitzen zu lassen. Mit

einer ganzen Schar befreundeter Advokaten begleitete er sie, die sehr munter und guten Mutes war, denn sie hätte gern auch ein bißchen Märtyrertum gehabt, vor das Schöffengericht in Stuttgart, und unterwegs suchte ihr Becher noch genau einzuprägen, wie sie sich verhalten solle. Der Richter stellte auch seine Fragen auf eine Weise, daß es ihr ein leichtes gewesen wäre, sich herauszuwinden, aber ihr rasches Temperament ging mit ihr durch. Auf die Frage, ob sie das inkriminierte Gedicht geschrieben habe, antwortete sie nicht nur mit Ja, sondern setzte aus freien Stücken hinzu, die darin ausgesprochenen Ansichten seien noch jetzt die ihrigen. Der wohlwollende Richter, der um keinen Preis eine Märtyrerin machen wollte, verstand es dennoch, zu einem freisprechenden Erkenntnis zu gelangen. Nach Verkündigung des Urteils sagte er heimlich zu meiner Mutter: „Ich muß Ihnen mein Kompliment machen: das Gedicht ist gut.“ Einige Wochen nach diesem Vorfall kam ich zur Welt; meine stillschweigende Anwesenheit bei der Sitzung mag den Freispruch mit beeinflußt haben. Wer weiß, ob nicht meine angeborene und schon ganz frühe ausgeprägte Abneigung gegen jede Art von politischer Dichtung dem Umstande zuzuschreiben ist, daß ich schon im Mutterleib durch einen Prozeß wegen politischer Verse belästigt worden bin.

Die in der Frone der Freiheit verbrachten Jahre sind derjenige Abschnitt im Leben meines Vaters, über den ich die wenigsten Nachrichten habe. Er selber berührte diese Kämpfe, deren Wunden ihn wohl noch lange schmerzten, niemals. Auch schriftliche Belege sind darüber so gut wie gar nicht vorhanden, sein sonst so lebendiger Briefwechsel mit den Jugendfreunden Rudolf Kausler und Adelbert Keller stockte damals ganz; sie standen seinen politischen Idealen nicht feindselig, aber gleichgültig gegenüber. Seine Waffengefährten sind alle tot und haben, soviel ich weiß, keine Aufzeichnungen über jene Tage hinterlassen. Wie mannhaft und

aufopferungsvoll er in der schwersten Zeit der Reaktion auf seinem bedrängten Posten standhielt, dafür habe ich außer den Erinnerungen meiner Mutter nur das poetische Zeugnis, das Karl Mayer, einer seiner Nachfolger am „Beobachter“, viele Jahre später an dem frischen Grabe des Dichters niedergelegt hat; es war die einzige Stimme der Dankbarkeit und Anerkennung, die sich damals für den Geschiedenen aus den Reihen seiner einstmaligen Kampfgenossen erhob, und ein um so sprechenderes Zeugnis, als Karl Mayer nicht zu den näheren Freunden unseres Hauses gehörte.

Ohne Dank, ohne Freude, selbst ohne das tröstliche Gefühl, einen inneren Beruf zu erfüllen, harrte der Dichter aus, nur um seinem Gewissen zu genügen. Ob er ihm volle Genüge tat, ob nicht zuweilen eine heimliche Stimme ihn mahnte, daß er einer höheren Gottheit gehören sollte, die über den Zeitkämpfen schwebt, ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß diese Vergeudung seines Talents noch verhängnisvoller war als das drangvolle Übersetzerhandwerk, dem er zur Zeit seines ersten Stuttgarter Aufenthalts hatte frönen müssen. Damals war er ja noch jung, und Selbstverschwendung gehört zum Wesen der Jugend. Jetzt aber trat er in das Alter, wo die Zeit immer kostbarer wird und wo jedes der wahren Bestimmung entzogene Lebensjahr einen unersetzlichen, ewig peinigenden Verlust bedeutet. Und wenn er auch im Feuilleton sich einen Ausweg ins Zeitlose, Geistige offen hielt, so blieb doch immer der Abstand zwischen ihm und seinem Publikum viel zu groß, um ihn hier die genügende Entschädigung finden zu lassen.

Auch die Geldsorgen hatten sich zeitig in der Ehe eingestellt. Das Brunnowsche Vermögen war schon beim Tode meines Großvaters sehr zusammengeschmolzen, denn der alte Kriegsmann, der mit der Verwaltung nichts zu tun haben mochte, hatte es größtenteils in Sparkassen angelegt, die eine um die andere fallierten. Das große Haus in Ober-

eßlingen hatte meine Mutter, weil es nicht vermietet werden konnte, bei der Heirat in Eile um einen Spottpreis verkauft. Da beide Eltern sich bewußt waren, von Geschäften nichts zu verstehen, ließen sie sich durch den Rat gleichfalls unpraktischer Freunde leiten, und so ward ein Besitz, in den mein Großvater Brunnow ein für jene Zeit nicht unbeträchtliches Kapital gesteckt hatte, für wenige tausend Gulden verschleudert, die in den ersten Jahren aufgezehrt wurden. In einem Geheimfach seiner Schatulle hatte der alte Herr vor seinem Tode noch eine stattliche Anzahl von Goldstücken versteckt, hoffend, seine Marie werde einmal gerade im rechten Augenblick, wenn sie des Geldes bedürftig sei, den Schatz entdecken, was denn auch richtig eingetroffen ist — ich vermute, dieser Augenblick war bei ihr immer. Einen ähnlichen Glücksfund und zu ähnlich gelegener Stunde tat übrigens auch einmal mein Vater; allerdings hatte er das Gold selber versteckt. Er besaß ein Kunstblatt, den „Verhungerten Dichter" darstellend, eine abgezehrte, im Lehnstuhl zusammengebrochene Gestalt, neben der ein trauerndes Weib in dürftigem Anzug stand. Das Bild hatte ihn einmal noch in seiner brausenden Junggesellenzeit als plötzliches Memento erschüttert, und da er zufällig gerade bei Kasse war, hatte er in eine umgebogene Ecke des Blattes ein Goldstück geklebt, um es später bei wiederkehrender Ebbe da zu finden. Allein obgleich die Ebbe jedenfalls früh genug eintrat, blieb das Dasein des Goldstücks doch vergessen, bis er eines Tages, schon als Familienvater, den weggeworfenen Holzschnitt wieder aus dem Papierkorb holte, etwas Hartes zu fühlen bekam und dem „Verhungerten Dichter" dankbar seinen wohlbehüteten Sparpfennig abnahm. — Die Reste des großväterlichen Vermögens waren um jene Zeit auch noch bei Privaten angelegt, besonders bei Untertürkheimer Bauern, die regelmäßig am Verfalltag den Zins nicht zahlen konnten. Der Schultheiß des Ortes, ein politischer Gegner, erklärte meinem Vater eines Tages, daß man bei der Armut der

Leute kein anderes Mittel hätte, den Zins oder die Summe selbst wieder einzutreiben, als indem man ihre Äcker pfänden ließe. Meine Eltern erließen hierauf den Ärmsten ihrer Gläubiger den Zins zusamt der Schuld. Dies machte solchen Eindruck auf den Schulzen, daß er die Partei wechselte und auf den „Beobachter" abonnierte, denn, sagte er, eine Partei, zu der solche Menschen gehören, müsse es wirklich mit dem Volke gut meinen.

Noch einer anderen merkwürdigeren moralischen Eroberung meines Vaters soll hier gedacht werden. Eines Tages trat in sein Redaktionslokal ein sehr unheimlicher Besucher, der Scharfrichter. Er erzählte meinem Vater, er habe seine Artikel gegen die Todesstrafe gelesen, und klagte bitter, daß er, der selbst ein grundsätzlicher Gegner der Todesstrafe sei, sich zu diesem fürchterlichen Handwerk gezwungen sehe. Er sei blutarm, jeder andere Beruf sei ihm verschlossen; was er tun solle? Mein Vater antwortete, wenn er die Mittel hätte, würde er ihm gerne helfen, so aber könne er ihm nicht einmal raten, denn es handle sich hier nicht um das Wohl der Menschheit, sondern lediglich um sein eigenes. Solange die Todesstrafe bestehe, würden sich immer wieder Leute finden, sein Amt zu übernehmen. Die kleine Begebenheit mag als Beispiel dafür dienen, was nach Karl Mayers Zeugnis

„— dieses Dichters Rat und Spruch im Land
In Häusern und in Hütten damals galten".

Die Wege des Geistes sind geheimnisvoll. Ein schärferes Auge als das unsrige könnte vielleicht heute noch die verwischten Lichtspuren wahrnehmen, die von ihm zu seinem Volke hinunterführen und von da wieder hinaus ins Große und Allgemeine.

Gegen Mitte der fünfziger Jahre begann sich die demokratische Partei in Württemberg zu spalten. Ein Teil neigte sich den Ansichten des späteren Nationalvereins zu, indem

er unter Beibehaltung der Forderungen von Achtundvierzig einen engeren Anschluß an Preußen verlangte. Die Brüder Ludwig und Adolf Seeger und der feinsinnige Fetzer, gleichfalls eine Poetennatur, standen an der Spitze der Sezessionisten. Mein Vater dagegen war Anhänger des großdeutschen Gedankens. Er hatte in einer im „Beobachter“ erschienenen Schrift über die deutsche Trias einen Bund der Kleinstaaten mit gesondertem Parlament und ein Schutz- und Trutzbündnis mit Preußen und Österreich befürwortet; zu ihm standen Becher, Schnitzer, Hopf und Hausmann mit dem Kern der Partei. Ich erinnere mich noch aus einer etwas späteren Zeit, daß ich oft meine Mutter das Wort „Trias“ mit Sehnsucht und Ehrfurcht aussprechen hörte, und bei dem vollen Klang dieses Wortes schwebte mir ein am fernsten Horizont befindliches Wunderland, eine Art glückseliger Insel vor. — Diese Entzweiung innerhalb der Partei reifte in meinem Vater, den der Genius in Gestalt des „Sonnenwirts“ immer gebieterischer drängte, den Entschluß, die Redaktion des „Beobachters“ niederzulegen. Natürlich stieß er auf heftigen Widerstand, und die Freunde suchten vor allem durch seine Frau auf ihn einzuwirken. Ich habe es meiner Mutter immer hoch angerechnet, daß sie diesem Drängen gegenüber zu meinem Vater stand und die Besucher mit dem Bescheid entließ, ihr Mann habe nun genug für die Partei getan; die Redaktion des „Beobachters“ könne auch ein anderer führen, den „Sonnenwirt“ schreiben könne keiner als er.

Neue Schaffensperiode

Dem düsteren „Sonnenwirt" fiel ein freundlicheres Los als den sonnigen „Heimatjahren". Der rührige Frankfurter Verleger Meidinger hatte den Roman zu günstigen Bedingungen für seine „Deutsche Bibliothek" erworben. Im Frühjahr 1854 nahm Hermann Kurz den seit zehn Jahren unterbrochenen Faden wieder auf. Es scheint, daß er zunächst nur einen Teil seiner Redaktionsgeschäfte vorläufig einem Stellvertreter übergab, denn er zeichnete noch das ganze Jahr hindurch den „Beobachter" mit seinem Namen. Die Zeit war knapp, bis zum Herbst mußte das Buch im Handel erscheinen. Der Quellenstoff war schon früher zusammengestellt, sonst wäre die Vollendung innerhalb acht Monaten eine Unmöglichkeit gewesen. Man hat dem Verfasser oft von befreundeter Seite seine Gründlichkeit und Umständlichkeit in den Vorstudien als Fehler vorgeworfen — mit Unrecht, wie mir dünkt, denn wer historische Schatten mit Blut beleben will, der muß, wie weiland Odysseus, seine Grube tief graben. Daß wenigstens die Raschheit der Ausführung nichts zu wünschen übrigließ, wird niemand bezweifeln, der erkennt, wie der Verfasser an die Grenzen seines Stoffes gebunden war und wie er mit jedem Federstrich, das aufgerollte Kulturbild noch bereicherte und vertiefte. Wenn er in den „Heimatjahren" noch vielfach seiner Phantasie freien Spielraum ließ, so waren ihm hier durch die unerbittliche tragische Folgerichtigkeit der Entwicklung wie durch die Lebenskreise, in denen das Schicksal seines Helden verläuft, die strengsten Schranken gezogen, und es brauchte die Feuerströme der gereiftesten Kraft, um innerhalb dieser Schranken

das zu vollbringen, wozu er von der Natur ausersehen war: die **vollkommene Verschmelzung des kulturhistorischen mit dem psychologischen Roman.** Der ältere kulturhistorische Roman war fast nur ein mehr oder minder bewegtes Schattenspiel gewesen; sein Verfasser hatte das mögliche getan, wenn er ihn mit lebendigen Lokalfarben, mit „Milieu", wie man heute sagt, umgab. Hermann Kurz brachte ein Neues hinzu in der schrittweisen unausweichlichen psychologischen Entwicklung, die erst eine viel spätere literarische Periode zu ihren Forderungen schrieb.

Der „Sonnenwirt" ist ebenso wie die „Heimatjahre" eine Sammlung schwäbischer Charaktertypen, nur innerhalb einer niedrigeren Lebenssphäre, was ihre Mannigfaltigkeit fast noch bewundernswerter macht. Aber der Verfasser selbst ist unterdessen ein anderer geworden, er sieht seine Gestalten nicht mehr im „goldenen Duft der Morgenröte", sondern im scharfen Licht des Tages. Welch ein Unterschied zwischen dem Hannikel und seinen Gesellen, um die noch trotz ihrer schaurigen Tat am Gaisbühl und ihrem ebenso schaurigen Ende alle Lichter des Humors aufzucken, und der unerbittlich wahren Zigeunergesellschaft, in die der Sonnenwirt gerät! Nicht nur die geistige, auch die seelische Anspannung muß eine übergroße gewesen sein an diesem Werke, werden ja schon beim Lesen die Saiten des Gefühls bis zum Zerreißen gespannt. Es sei ein finsteres Geschäft, hatte der Verfasser noch über den helleren ersten Kapiteln an einen Freund geschrieben. Man könnte versucht sein zu fragen, wie gerade er mit seinem weichen Gemüt sich einen Stoff von solcher Härte wählen mochte. Ein ähnlich grausames Motiv, das ihn lange verfolgte, die Geschichte der Afra, die, wie er mir einmal schaudernd und im Flüsterton erzählte, unter dem Regiment eines Urahns in Reutlingen als letzte Hexe lebendig verbrannt wurde, was ihm wie eine vererbte Schuld auf der Seele lastete, gab er trotz dem persönlichen Drang einer Sühne auf,

denn bei der Realistik, zu der seine Muse sich entwickelt hatte, waren dem Grauen eines Hexenprozesses auch seine Nerven schließlich nicht gewachsen, und der Schatten des armen „Aferle“ blieb ungesühnt. Vielleicht widerstrebte auch das Passive, das bloße Leiden ohne Schuld, das den Hexenprozessen anhaftet, seiner männlichen Feder. Im „Sonnenwirt“ gab es Stoß und Gegenstoß, da werden den Verbrechen des Gesetzes die einer gesetzlosen Welt entgegengestellt, und wenn ihn das Schicksal seines Helden um Sühnung und tragische Gerechtigkeit anrief, so konnte er in diesem trotzigen Schwabensohn sogar einen verwandten Zug erkennen: war er doch selbst in ständigem Kampfe mit einer übermächtigen, bald bureaukratisch engen, bald spießbürgerlich stumpfen Umgebung herangereift: diese Welt der Beschränktheit, des kleinlichen Eigennutzes, der starren Vorurteile zur Monumentalität gesteigert und in ein härteres Jahrhundert, in ländliche Umgebung versetzt, ergab jene typischen Gestalten des Amtmanns, des Pfarrers, die nicht einmal Personennamen führen, so sehr sind sie Vertreter ihrer Klasse, und jene kleinlich boshaften Weiber wie die Sonnenwirtin und die Amtmännin, die wie unpassierbare Klippen den verlorenen Kurs des Helden umstarren. An jedem Zuge sieht man, wie ganz der Dichter hier auf eigenem wohlbekanntem Boden stand. So himmelweit der „Sonnenwirt“ von einem Tendenzwerk entfernt ist, läßt sich doch in gewissem Sinne von ihm sagen, daß er innerlich mit des Dichters politischem Wirken zusammenhängt: das versteinerte Beamtenwesen, mit dessen Überresten er am „Beobachter“ den langen Krieg geführt hatte, stellte er hier noch einmal in seiner empörenden Mißgestalt hin, und obgleich es diese Typen heute nicht mehr geben kann, weil die Einrichtungen völlig andere geworden sind, ist doch ihre Lebenswahrheit so groß, daß man sie noch persönlich zu kennen glaubt.

Es ist ein stehender Gebrauch geworden, den „Sonnenwirt“ mit dem „Michael Kohlhaas“ zu vergleichen. Meines

Erachtens reicht aber die Parallele nicht weit. Den tragischen Roßkamm macht doch das Aufdiespitzetreiben seines Rechts, das an die fixe Idee streift, zu einem ganz besonderen, bizarren Menschentypus. Sein Fall ist ein Sonderfall, den nicht der Menschheit Jammer durchzittert; er erliegt, wie alle Helden Kleists, seinem eigenen Dämon. Bei dem unseligen Friedrich Schwahn aber sind es die nächsten, heiligsten Gefühle der Menschenbrust, die ihn den schwarzen Pfad hinunterreißen. Es ist mir immer als ein besonders feiner Zug erschienen, daß all sein Übermut, sein Schwadronieren, seine Gewalttätigkeit dem Wildling gar nicht sonderlich schaden: erst als das Beste und Edelste in ihm erwacht, als er dem Weib seiner Liebe Wort halten und seinen Kindern Vater sein will, ergreift und zermalmt ihn die erbarmungslose Maschine der Gesellschaftsordnung. Aber nicht nur in dem Furchtbartragischen, auch in dem Heimlich-trostlosen, dem inneren Welken und Absterben, zeigt uns der Künstler das Walten der unentrinnbaren Notwendigkeit. Wie die blonde Christine allmählich mit dem Schmelz der Jugend auch den inneren Schmelz verliert und in eine nüchterne Alltäglichkeit fällt, die erst im Augenblick des letzten tragischen Wiedersehens auf der Richtstätte wieder einem Strahl des früheren Liebesglanzes Raum gibt, das ist ein aus den innersten Naturgesetzen geborener Meisterzug.

Alles wirkte zusammen, den Guß des gewaltigen Werkes rasch zu fördern. Das Manuskript wanderte bogenweise, wie es aus der Feder kam, in die Presse, und der Setzer jagte den Verfasser weiter. In gleichmäßiger Fülle der Erfindung, wie ein Strom, der nirgends schwächer wird, eilte so die Arbeit vorwärts bis zu jenem ungeheuren Wendepunkt, wo die herzgebrochene Umkehr des Helden beginnt, der sich aus den Greueln seiner Räubergemeinschaft zur Sühnung dem Gesetz in die Arme wirft, und wo die nunmehr „gerettete" Gesellschaft seiner inneren Läuterung nichts Besseres ent-

gegenzubringen hat, als das Rad des Henkers. Aber gerade an dieser Stelle, wo es eines neuen, mächtigen Zusammenfassens aller dichterischen Mittel bedurft hätte, lauerte der Unstern, um das Gelingen zum Teil zu hemmen.

Eine Hirnentzündung befiel den Erstgeborenen, der damals anderthalb Jahre alt war, und stürzte das Haus in Schreck und Jammer. Die zarte körperliche Anlage des Kindes gab wenig Hoffnung auf Rettung. Der Dichter verbrachte die Nächte am Bette des Knaben neben der verzweifelnden Mutter, die unter solchen Umständen nicht mehr daran dachte, sein Schaffen zu behüten; die Tage teilte er zwischen dem Schreibepult und dem Krankenzimmer. Jenen künstlerischen Egoismus, der sich die Störungen um jeden Preis vom Halse hält, kannte er nicht, auch erlaubte ihm die Enge der Wohnung kaum sich abzusondern, und seine angstvolle Zärtlichkeit für den Knaben stand der der Mutter wenig nach. In dieser Aufregung stockte der Strom der Erfindung, die Gesichte verschwanden. Welcher Dichter hätte nicht schon jenen Sturz aus Wolkenhöhe erlebt, wo die umgebende Wirklichkeit, die vor der Anspannung des inneren Schauens völlig versunken war, plötzlich mit Gewalt ihre Rechte zurücknimmt und die Gesichte verscheucht, daß, wo vorher eine ganze lebendige Welt gewesen, auf einmal nichts mehr da ist als ein leeres weißes Papier? Auf die Rückkehr der Stimmung zu warten, war dem Verfasser des „Sonnenwirts" nicht vergönnt, der Verleger drängte, die Setzer klopften stürmisch an die Tür, die Bogen mußten abgeliefert werden; so griff er zu einem verzweifelten Auskunftsmittel, indem er auf die freie Darstellung verzichtete und von der Muse Abschied nahm, um an ihrer Stelle die Geschichtschreibung im Aktenstaube wühlen zu lassen. Das 38. Kapitel gibt in der Tat den Rohstoff in fast unbearbeiteter Gestalt und sogar teilweise in Auszügen aus den Gerichtsakten, was die Kritik von jeher, und mit Recht, gerügt hat. Die psychologische Wichtigkeit des hier massenhaft

gehäuften Stoffes, den er bei dichterischer Darstellung zum großen Teile hätte über Bord werfen müssen, mochte ihn zu diesem Ausweg mit verleitet haben. Aber man hat doch dem Dichter die Erfindung von der Muse, die nicht in die Höhle des Verbrechens und über die Schwelle des Gerichtssaales mitkönne, allzu willig geglaubt, indem man annahm, daß ihm an dieser Stelle der Stoff schlechtweg über den Kopf gewachsen sei und die Gestaltungskraft lahmgelegt habe. Nach der ganzen Ökonomie des Romans konnte es nie in der Absicht des Verfassers gelegen haben, nach dem Rachemord am Fischerhanne, womit der Held seinem Schicksal verfällt, das Gewebe der blutigen Taten noch weiter zu spinnen. Vielmehr war es hier ganz augenscheinlich von vornherein auf das Überspringen eines langen Zeitraums und auf eine wahrscheinlich großenteils im Dialog zu gebende knappe Rückschau über die dem Morde folgenden Ereignisse abgesehen, woran sich unmittelbar die letzte Peripetie schließen mußte. Daß beides zu einem dürren urkundlichen Bericht geworden ist, war, wie gesagt, eine Wirkung äußerer, unabwendbarer Umstände. Auch ist dieser Bericht nur für solche Leser gänzlich dürre, denen die Phantasie nicht über die Schulter mitliest, weil der Gang, welchen die Dichtung nehmen sollte, unter der aktenmäßigen Darstellung sich, wenn auch verschüttet, durchfühlen läßt. Bei der Begegnung des verfemten Mannes mit dem württembergischen Deserteur an der badischen Grenze der ihm das verderbenbringende Pferd aufdrängt, bis zu seinem traumverlorenen Eintritt in das verhängnisvolle Vaihingen, hört man deutlich das Schreiten der tragischen Muse. Sollte es wirklich für den Dichter in seiner Vollkraft eine unübersteigliche Schwierigkeit gewesen sein, von hier aus die Menge des zwischen dem vorhergehenden und diesem Kapitel liegenden Stoffes, die Gemeinschaft mit dem wirklichen Verbrechertum, zusammenfassend zu bewältigen? Ich glaube es nun und nimmermehr. Meint man doch da und

dort die Punkte durchzufühlen, wo das Gewebe sich befestigen ließ, wie denn ein aus so tiefen Wurzeln gewachsenes Dichterwerk das Gesetz seiner Entwicklung in sich selber trägt. Freilich bleibt darum das Auskunftsmittel, zu dem der Verfasser gezwungen war, nicht minder zu bedauern; es lag mir hier nur daran, einmal den wahren Hergang, wie er in der Familie bekannt ist, klarzulegen.

„Sechs Setzer hat Meidinger hinter mir hergejagt," schrieb mein Vater nach Vollendung der Arbeit aufatmend an seinen Freund Kausler. Als das Kind aus der Gefahr und das häusliche Leben wieder im Gleise war, hatte ihm die zurückgekehrte Muse noch das kurze, ergreifende Schlußkapitel geschenkt, in dem es ihm gelang, die dichterische Höhe wieder zu erreichen.

Ihm selber blieb das vielberufene 38. Kapitel lebenslang ein Pfahl im Fleische, und daß es umgearbeitet werden müsse, stand ihm fest. Wäre es rasch zu einer neuen Auflage gekommen, solange die Fülle des Stoffes ihm noch gegenwärtig war und die Stimmung vorhielt, so wäre der Umguß der verfehlten Partien sicher vollzogen worden. Aber nach dem ersten buchhändlerischen Erfolg — binnen acht Monaten waren nach Mitteilung Meidingers mehr als dreitausend Exemplare abgesetzt — kam der Vertrieb ins Stocken, der Unstern trat wieder ins Spiel, der treffliche Verleger starb unversehens weg, das Buch geriet in fremde Hände, der Anteil an dem „Sonnenwirt" erkaltete, und zwar nicht nur beim Publikum, sondern schließlich beim Verfasser selbst. Erst in den sechziger Jahren, als das von Janke in Berlin unterdessen erworbene Verlagsrecht zu Ende ging, trat die Frage der Neubearbeitung ernstlich an ihn heran. Aber ein Jahrzehnt war unterdessen vergangen, die unmittelbare Begeisterung für den Gegenstand war in ihm verdampft, ja, er fühlte eine Art von Grausen, sich aufs neue in die Wogen dieses blutigen Stoffes tauchen zu sollen.

„Was du vom Sonnenwirtle sagst, findet mich gepanzert," schrieb er damals in seiner humoristischen Art an Paul Heyse, der nicht abließ, ihm den hohen Wert dieses Werkes und die Notwendigkeit einer Überarbeitung vor Augen zu halten. „Frieder, mir gruselt vor dir," muß ich mir immer sagen, wenn ich denke, daß er in drei Jahren aus dem Zuchthaus (Janke) kommt und von seinem unglücklichen Vater versorgt, gewaschen, gekämmt usw. sein will. Mit Dornhandschuhen will ich ihn empfangen."

Um jene Zeit hatte ohnehin das Nervenleiden schon begonnen, das ihm die freischaffende dichterische Tätigkeit lähmte, obwohl er sich dessen noch nicht bewußt war, und es kam niemals auch nur zum Versuch. So ist der „Sonnenwirt" einem edlen antiken Torso zu vergleichen, dem ein nicht entsprechender Arm oder Fuß angestückt ist. Man sollte sich, meine ich, endlich damit abfinden können.

Als das Buch im Oktober fertig war, rächte sich das mißhandelte Nervensystem durch die ersten vorübergehenden Anzeichen jener Überreizung, die sich später zu einem chronischen Leiden entwickeln sollte. Diesmal trug das Übel noch seine Heilung in sich selbst. Die Unruhe trieb ihn gleich zu einem neuen dichterischen Entwurf, dessen Stoff er der Vorbewegung des Bauernkrieges entnehmen wollte. Er durchwanderte zu Fuß das Remstal, um auf dem Kapellenberg und in Schorndorf die Spuren des „Armen Konrad" aufzusuchen, und kam schon nach wenigen Tagen von der Bewegung in freier Luft erfrischt und neugeboren nach Hause; so wenig bedurfte es damals noch, um seine Nervenkraft von einer Riesenanstrengung wiederherzustellen. Weshalb der „Arme Konrad", auf dessen Entstehen Meidinger mit Eifer drang, am Ende doch nicht geschrieben wurde, weiß ich nicht; der Dichter mochte es wohl auch satt sein, im Blute zu waten. Jedenfalls war die nächste Arbeit, die er in Angriff nahm, idyllischer Natur. Meidinger wünschte für 1855 eine Weih-

nachtsnovelle. So entstand während eines Sommeraufenthalts in dem Schwarzwaldbad Liebenzell der „Weihnachtsfund". Die Fabel dazu oder vielmehr das wirkliche Ereignis, worauf sie beruht, war dem Verfasser zur rechten Stunde durch den Stadtpfarrer Buttersack geliefert worden, bei dem wir dort zur Miete wohnten — ich sage „wir", denn die kleine Familie war im Winter durch meine schreiende Wenigkeit vermehrt worden. Der Landaufenthalt war der Arbeit sehr günstig: am frühen Morgen ging der Dichter mit Papier und Bleistift in den Wald und brachte dort, auf Rasen und Nadelstreu liegend, mit einem Stein als Unterlage seine erste Niederschrift aufs Blatt; der frische Harzduft ist der Erzählung noch anzuspüren. Der Form nach ist sie ein kleiner Roman geworden. Ihr Stoff lag dem Verfasser insofern sehr glücklich, als er ihm Gelegenheit gab, aus seiner unerschöpflichen Kenntnis der Sitten, Bräuche und Anschauungen des Volkes heraus wieder einen seiner farbensatten Kulturhintergründe für die einfache Herzensgeschichte aufzubauen. Die Kritik hat den „Weihnachtsfund" immer sehr hochgestellt — zum Teil sogar über des Dichters andere Werke, worin ich ihr nicht beipflichten kann —, aber buchhändlerisch hat er erst recht kein Glück gemacht. Denn um die Zeit seines Erscheinens hatten die Auerbachschen Dorfgeschichten den Geschmack für bäuerliche Stoffe zwar in den weitesten Kreisen geweckt, ihn aber auch auf Jahrzehnte hinaus verdorben. Ein Menschenalter später hätten sowohl der „Sonnenwirt" wie der „Weihnachtsfund" einem neuerwachten literarischen Bedürfnis entsprochen und das äußere Glück ihres Dichters begründet.

Eine Anekdote aus jenen Tagen sei ihrer Symbolik halber hier eingeflochten. Als mein Vater einmal bei Bechers Besuch gemacht hatte, sagte nach seinem Weggang Frau Becher zu ihrem literarisch angehauchten Dienstmädchen: „Haben Sie sich den Herrn gut angesehen? Der ist es, der

den Weihnachtsfund geschrieben hat.“ Das Mädchen blickte sprachlos. Endlich brachte sie aus der Tiefe ihrer schwäbischen Seele die Frage hervor: „Ja, lebe' denn die?“ Es läßt sich nicht ausdrücken, was diese Frage alles enthält. Neben einem Anklang an die Ehrfurcht vor dem allen Bauern geläufigen Buch der Bücher, das ja auch nicht von Menschen verfaßt ist, liegt noch etwas ganz Besonderes, Echtschwäbisch-Irrationales darin, das die Worte so ergreifend macht. Es hilft aber auch erklären, warum die Schwaben sich so wenig um ihre Dichterpersönlichkeiten bekümmerten: Ja, leben denn die?

Die ersten Jahre nach dem Rücktritt vom „Beobachter“ gehören zu den dichterisch fruchtbarsten meines Vaters. Wenn sein Schaffen vorher und nachher immer stoßweise ging, so lag das nicht an einer Ungleichheit der Eingebung, wie es dem Uneingeweihten scheinen muß, sondern lediglich an den äußeren Verhältnissen, die ihn so oft zur Zersplitterung seiner Kraft zwangen; der Genius war immer willig, wenn der Dichter ihm nur gehören durfte. Jetzt gehörte er ihm einmal ganz, und zugleich war ihm, zum ersten und letzten Male, das Glück widerfahren, einen Verleger zu finden, der ihn durch freudigen Glauben und opferwillige Begeisterung auf seinem Wege förderte und vorwärtsdrängte. Der treffliche Mann gab sich auch alle Mühe, meinen Vater zur Übersiedlung nach Frankfurt zu bereden, was vielleicht sein Heil gewesen wäre, wie alles, was ihn der heimischen Enge entrissen hätte. Aber er konnte ihm nicht die für die Familie genügenden Mittel bieten, und schließlich kam die Zeitschrift, in deren Redaktion mein Vater eintreten sollte, überhaupt nicht zustande. Wenige Jahre später wurde dann das schöne Verhältnis zwischen Dichter und Verleger durch den frühen Tod des letzteren zerrissen.

Unter den Plänen, die den Dichter in jener Zeit des neuen Aufschwungs beschäftigten, war auch die Dramatisierung

des Sonnenwirts. Schon hatte ein gewisser Walburg Kramer den Versuch gemacht, den „Erzböswicht“ auf die Bühne zu bringen, und hatte ein höchst lächerliches Machwerk zustande gebracht, das der gräßlichen historischen Wahrheit und aller poetischen Möglichkeit in die Zähne dem Trauerspiel einen rührenden Versöhnungsschluß gab. Da mußte, nachdem durch drei Akte die Dialoge des Romans nicht ohne eine gewisse Geschicklichkeit zusammengestoppelt waren, im vierten, gerade im Augenblick der Katastrophe, der Herzog Karl in eigener durchlauchtiger Person auf den Brettern erscheinen, um den Verbrecher zu retten und ihn samt seiner Christine glücklich nach Amerika zu befördern. Ob die vieraktige Mißgeburt jemals über die Bühne ging, weiß ich nicht. Nun wollte Hermann Kurz, um ähnlichen Verballhornisierungen vorzubeugen, die Bühnenbearbeitung selbst übernehmen. Der Verleger war Feuer und Flamme für den Plan, weil er nicht nur der Sache selbst einen glänzenden Erfolg, sondern auch eine günstige Rückwirkung auf den Absatz des Romans erhoffte. Der erste Akt wurde fertig, von dem leider nur eine Seite erhalten ist. Diesen legte Meidinger einem angesehenen Schauspieler vor, der die Arbeit für aussichtsreich erklärte, aber allerlei Ratschläge gab, die den Dichter als undichterisch berühren mochten. Im Grund widerstrebte ja der Stoff einer dramatischen Behandlung, denn mit der Entfernung der zweiten Christine mußte eins der reizvollsten Motive und zugleich eine wichtige psychologische Triebfeder ausfallen, und doch war diese Entfernung unerläßlich, denn die Spaltung seiner Seele zwischen zwei Frauen hätte dem Helden als Bühnencharakter für die Empfindung jener Tage erst recht den Hals gebrochen. Mein Vater sah dies jedenfalls zeitig ein, wie ich aus dem raschen Abbrechen des Versuchs schließe.

Der „Weihnachtsfund“ war das letzte, was Hermann Kurz im breiten epischen Stil geschrieben hat. Die anderen Romanentwürfe, die seltsamerweise alle auf den Namen

„Konrad" gingen, denn außer dem „Armen Konrad", der zwar freilich keinen Personennamen bedeutet, war noch ein „Konrad Breuning" und ein „Konrad Wiederhold" geplant, kamen nicht mehr zur Ausführung. Vielmehr kehrte der Dichter in jener Periode verjüngter Schaffenslust nunmehr auf das Gebiet der Novelle zurück, wo er sich die ersten Sporen verdient hatte und wo seine Kunst sich besonders rein und freudig ausspricht. Es versteht sich ja von selbst, daß ein so gewaltiger Bau wie der „Sonnenwirt" und selbst die jugendlicheren „Heimatjahre" größere Anforderungen an die Kraft ihres Dichters stellen, dagegen gewähren die kürzeren Erzählungen dem Leser ein köstliches Ausruhen im reichsten künstlerischen Genuß. Ein so berufener Kritiker wie Ludwig Pfau pflegte das „Arkanum" schlechtweg die beste deutsche Novelle zu nennen. Ich hatte von Jugend auf unter diesen Novellen eine stille Liebe, „Die blasse Apollonia", deren Reiz ich mir früher nicht mit Gründen erklären konnte, die ich aber später mit gereifteren Augen als ein Juwel von höchster künstlerischer Schönheit erkennen lernte. Denn hier ist ein tiefes psychologisches Problem, das den Stoff zu einem ganzen Romanband enthält, auf wenige Seiten zusammengedrängt, und ebenso große Bewunderung verdient die geradezu einzige Form der Einkleidung: wie aus dem Munde zweier Berichterstatter von verschiedenem Temperament und Bildungsgrad, die sich gegenseitig widersprechen und ergänzen, gleichsam zwischen zwei Spiegel gerückt, die ergreifende Gestalt des seltsamen Mädchens ersteht und wie der Schluß poesievoll das Grauen der Richtstätte wieder wegwischt durch das friedliche Wiesengrün einer lichteren, menschlicheren Zeit. Auch die Apollonia kann man noch gewissermaßen zu den Stoffen aus der Familiengeschichte rechnen, denn bei der Verurteilung der vierzehnjährigen Mörderin hatte ein Ahnherr eingegriffen, indem er den grausamen Spruch, der auf den Scheiterhaufen lautete, in den Tod durch das Schwert milderte. Dieses

Prachtstück der neuen Novellensammlung war übrigens schon in den Karlsruher Tagen entstanden. Aus Briefstellen meines Vaters geht hervor, daß damals Auerbach, dem er die Erzählung frisch aus dem Manuskript vorlas, das Urteil abgab, die Geschichte sei recht hübsch, aber es fehle etwas daran, weshalb ihn der Autor verschiedentlich um Belehrung anging, was denn fehle, bis er im Herbst desselben Jahres in Auerbachs „Gevattersmann" die Entdeckung machte, daß dieser sich unterdessen selber des Motivs bemächtigt und es für eine seiner Tendenztiraden zurechtgeschneidert hatte. So wenig wurde die schlichte wundervolle Fassung dieses novellistischen Edelsteins verstanden.

Dieselbe künstlerische Meisterschaft, die mit jedem Stoffe die Form wechselt, geht durch fast sämtliche Novellen von Hermann Kurz bis herab zu dem unscheinbaren, aber innerlich bedeutsamen „Donnerwetter im Hornung". Es zeigt sich in ihnen der reine Grundtypus der Novelle als erweiterte und ganz mit Kunst durchtränkte Anekdote, wie sie die großen Künstler lateinischer Rasse von Boccaccio bis auf Maupassant gepflegt haben, deutlich ausgeprägt. Der Gaumen des deutschen Lesers ist nur leider im Durchschnitt auf die Feinheit solcher Kost nicht eingerichtet, er zieht meist eine tüchtige Menge Stoff und eine Handvoll grobes Gewürze vor. Und auch dem feinsinnigeren Kritiker entgeht es nur allzu leicht, wieviel dazu gehört, eine Geschichte zu formen, die ganz aus der Tiefe des Menschenlebens und der gehäuften Erfahrung geholt ist, fern von jeder Willkür, dann wiedergeboren im Geist, um und um losgelöst vom grobstofflichen, ganz durchleuchtet von der ewigen Wahrheit und dabei doch sinnlich greifbar bis in die kleinste Einzelheit. Man schätzt den Geist des Dichters, man wärmt sich an seinem Gemüt, aber die eigentliche Kunst wird kaum beachtet, ja man könnte sagen, am Nichtverstandensein kennt man bei uns den feineren Künstler. Doch darf man den deutschen Leser nicht allzu hart verklagen,

denn auch die Nationen von älterer Kultur machen es in dieser Hinsicht kaum besser. Der feinste Künstler, den Frankreich in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts hervorgebracht hat, Guy de Maupassant, mußte die Aufmerksamkeit der Welt durch eine Reihe dickflüssiger, gequälter, höchst gepfefferter und doch so langweiliger Romane auf sich ziehen, während seine wundervollen kleinen „Contes", Juwelen, die für die Ewigkeit geschliffen sind, mit lächerlich geringen Auflageziffern neben den 160 oder mehr Auflagen des Belami stehen. Seit die Massen lesen können und lesen wollen, mußte die Literatur um so viel herabsteigen, als die mittlere Bildungshöhe gesunken ist. In hundert Jahren, wenn, so Gott will, unsere Kolonien in Blüte gekommen sind, wird der deutsche Buchhandel auch mit dem Geschmack des Kamerunnegers zu rechnen haben.

Bei der in den fünfziger Jahren entworfenen dreibändigen Sammlung der „Erzählungen" legte Hermann Kurz, seiner früheren Neigung zum novellistischen Potpourri entgegen, einen festgeschlossenen Zyklus an, worin Altes und Neues in bestimmter Ordnung zusammengestellt werden und ein Stück dem anderen gewissermaßen die Hand reichen sollte. Leider war auch diesmal dafür gesorgt, daß nicht alle Blütenträume reiften, denn mehrere der geplanten Erzählungen blieben ungeschrieben, weshalb sich jenes innere Ineinanderschließen nicht durchführen ließ.

Er verstand es, diesen kleinen bodenwüchsigen Geschichten die ganze altschwäbische Traulichkeit zu geben ohne die im Leben davon unzertrennliche Kleinlichkeit. Sein Stil machte alles, womit er sich beschäftigte, groß, denn über dem kleinsten Stoff steht er mit der Weltweite seines Gedankens: immer öffnet er Fenster ins Universum hinaus. Erst in späteren Jahren, als seine innere Vereinsamung zunahm, in der Obereßlinger und Tübinger Zeit, begegnet es ihm dann und wann, daß er ein Schiebfensterchen aufzieht, das nicht ins Weite,

sondern in ein Gewinkel von kleinen Innenhöfen führt, wo es zwar ganz heimelig aussieht, aber weil wir nicht als Kinder mit ihm dort gespielt haben, finden wir uns nicht darin zurecht. Damals aber ging sein Blick noch in lauter grünes sonniges Gelände. Man fühlt es diesen Novellen ordentlich an, wie der Verfasser sich über der Arbeit verjüngte. Er legt seinen im Roman schon fast zu herbe gewordenen Realismus wieder ab und taucht aufs neue seine Gegenstände in die Farbe des Morgenrots. Der wundervolle Humor, der über den Erzählungen schwebt, veranlaßte den feinsinnigen Kausler auf die Übersendung des ersten Bändchens zu der Frage, weshalb der Autor nicht einen humoristischen Roman aus der deutschen Geschichte schreibe. Der köstliche Schwank „Den Galgen, sagt der Eichele“ hatte die Lust nach mehr von dieser Gattung geweckt. Die Antwort, die Hermann Kurz auf diesen Vorschlag gab, wirft auf ihn selbst und auf die Dinge ein so helles Licht, daß ich es mir nicht versagen kann, die bezügliche Briefstelle wiederzugeben.

„An einen humoristisch-historischen Roman habe ich gerade früher oft gedacht,“ schreibt er zurück. „Seit ich aber die deutsche Geschichte näher zu kennen anfange, ist mir das Ding vergangen. Sie hat freilich politische Schellenkappen genug, womit man einen Don Quixote und einen Sancho aufputzen könnte, dabei aber ein so echtes und herzbrechendes Pathos, daß ich kein Stück von ihr, nicht einmal 1848, vorzunehmen wüßte, das nicht weit über den Don Quixote hinausginge. Bis zur lächelnden Rührung zwar bringt's dieser auch, aber in unserer Geschichte ist immer mindestens soviel Stoff zum Weinen und zur Erschütterung als zum Lachen, und das sprengt die Form des komischen oder auch nur bloß-humoristischen Romans. Ich habe mich deshalb mit dem Eichele auf den Standpunkt eines mittelalterlichen Faschings gestellt, an welchem ein politischer Fastnachtsschwank vorgetragen wird, der als bloßer Schwank so kurz als möglich sein muß, d. h. ein

„unsinniglicher" historischer Roman, aber auf einem halben Bogen. Historisch sind die Begebenheiten großenteils, selbst bis zum wollenen Kappenzipfel[1]) inklusive."

Eine fernere Stelle dieses Briefes ist für den aufmerksamen Leser der „Erzählungen" gleichfalls von Reiz, weil sie zeigt, wie dem Verfasser der innere Zusammenhang der Geschichten untereinander vorschwebte.

„In der Zaubernacht sollte nur scheinbar dem mit der Reformation aufgegangenen Lichte ein Morgenlied angestimmt werden, denn die christliche Reaktion, die mit Luther dem italienischen Heidentum bereitet wurde, tat den christlichen Höllenrachen weiter auf, als er je in den vergangenen Jahrhunderten geöffnet war, und beide Konfessionen, die lutherische voraus, verbrannten in ihrem durch die Trennung gestachelten Wetteifer im 16. und 17. Jahrhundert mehr Hexen als das ganze Mittelalter, wohl zehnmal mehr und drüber. Daß bei dem „Riesenfeuerteufel" ein Nachkomme eines alten malleus maleficarum beteiligt war, erfährt der Leser freilich erst aus dem zweiten Band.[2]) Diesmal aber fürchte ich, würde dir's ein Pietist im Verständnis zuvorgetan haben, und zwar mit unaussprechlichem Brummen. Eher noch werde ich den Katholiken mit dieser Zusammenstellung gewinnen, und dies ist auch nötig, da ich ihn im zweiten Band samt einer gemischten Ehe per Pulvermühle in die Luft fliegen lassen will. Dies natürlich sub rosa, wie sich's bei jeder Pulververschwörung von selbst versteht."

Mit der letzteren Stelle ist die Novelle „Der heilige Florian"

---

[1]) Diese historische Grundlage hat der Verfasser in viel späteren Jahren in dem Aufsatz „Der Kappenzipfel" aufgedeckt. Erschienen in der Germania, Vierteljahrsschrift für deutsche Altertumskunde. XV. Jahrgang. Wien 1870. S. 95 f.

[2]) Scheint sich auf die Geschichte der als Hexe verbrannten Afra, die mein Vater damals schreiben wollte, für die aber nie die Feder eingetaucht wurde, zu beziehen.

gemeint, die gleichfalls unausgeführt geblieben ist. Das Motiv von der katholisch-protestantischen Brautschaft und von dem Schutzheiligen des katholischen Teils, der auf Glas gemalt und in einer Pulverfabrik unbedacht als Fensterscheibe eingesetzt, durch eine kleine Linse Braut und Bräutigam mitsamt dem ganzen Konfessionsstreit in die Luft sprengt, war äußerst verführerisch, aber das Werk wurde nicht zur guten Stunde begonnen, die Anlage war augenscheinlich zu breit, und der Ton hat auch nicht die den Erzählungen sonst fast durchweg eigene bezaubernde Frische, weshalb es weggelegt und nie wieder aufgenommen wurde.

Dagegen hatte der Dichter mittlerweile seinen allerglücklichsten Griff getan mit jener von Humor sprudelnden Erzählung, die unter ihrem späteren Titel „Die beiden Tubus" allgemein bekannt ist. Es hieße Eulen nach Athen tragen, wenn ich von dieser Erzählung weiter sprechen wollte, da sie von allen Werken meines Vaters weitaus die größte Verbreitung gefunden hat, wenn auch leider erst nach dem Tode des Verfassers. Auch diese Erzählung stützt sich auf eine wirkliche Begebenheit, wie es oft bei solchen Motiven der Fall ist, die der Leser für die allerwillkürlichste Erfindung des Dichters hält, denn das Leben selbst ist der barockste aller Humoristen. In einem Taschenbuch meines Vaters steht darüber die kurze Notiz: „Die beiden Pfarrer (Rechberg und Frickenhofen), die einander durch den Tubus kennen lernen, als Anknüpfung einer Novelle."

Niemand würde es dieser gesundheitsprühenden, von siegreichstem Humor wahrhaft durchsonnten Erzählung ansehen, daß sie ihren Verfasser nach der Vollendung im traurigsten Zustand zurückließ. Seit lange ohne alle Ausspannung und Erholung und stündlich gehetzt durch die Sorge um die Erhaltung der wachsenden Familie, hatte er sich bei der freudigsten Arbeit derart übernommen, daß sein vorher schon empfindliches Nervensystem in völligen Aufruhr geriet und eine ge-

fährliche Krankheit zu drohen schien. Ein schlimmer Zufall vermehrte noch das Übel: er hatte zwei ganz gleiche niedere Steinkrüge auf seinem Tischchen stehen, wovon der eine ein Mineralwasser, der andere Arak enthielt. Von heftigem Durst gepeinigt, goß er eines Tages ein Glas voll und trank die farblose Flüssigkeit, im Glauben, daß es Wasser sei, auf einen Zug aus. Er hatte sich in der Aufregung geirrt und den Arak ergriffen. Die Wirkung war schrecklich, er glaubte innerlich zu verbrennen. Er konnte keinen Laut mehr ertragen und schloß sich in seinem Zimmer ein; das Essen mußte ihm durch ein Schiebfenster hineingestellt werden und blieb gewöhnlich unberührt. Durch mehrere Tage ließ er keine Seele vor sich, nicht einmal seine Frau, die Tag und Nacht spähend an seinem Schlüsselloch stand, immer in Furcht vor einer Katastrophe. Da sah sie ihn stundenlang am Waschtisch stehen, wie er mit einem großen Schwamm die Stirn kühlte oder die Haare, deren Fülle ihn belästigte, fort und fort mit dem Kamm nach oben strich. Endlich gelang es unserem Hausarzt, dem trefflichen Dr. Stockmayer, sich durch List, indem er ein wichtiges Geldgeschäft vorschützte, Einlaß zu verschaffen; unter dem Vorgeben, daß man im Freien sich besser unterreden könne, lockte er ihn zu einem Spaziergang hinaus und schleppte ihn durch Wälder und Dörfer, immer weiter, bis der Kranke physisch völlig ermattet war. Bei sinkender Nacht brachte er ihn todmüde, aber genesen zurück. Ein tiefer Schlaf folgte, der erste seit Wochen, und am Morgen waren die Gespenster verschwunden.

Ähnliche Zustände, nur von geringerer Heftigkeit und Dauer, waren auch schon nach der Überanstrengung am „Sonnenwirt" eingetreten und sollten fortan jeden Aufschwung zu dauernder, rein schöpferischer Tätigkeit begleiten als tragische Buße für die Mißhandlung des Genius, der seine frischesten Kräfte in der Fron einer Zeitungsredaktion eingesetzt hatte. Als sein Leben zur verfrühten Neige ging,

spielten „Die beiden Tubus“ noch einmal eine verhängnisvolle Rolle, denn bei einem unternommenen zweiten Teil dieser Arbeit war es, daß ihn der letzte und schwerste dieser Anfälle traf.

Die drei Bände Erzählungen, unter die auch einige der älteren Stücke aus den „Genzianen“ und den „Dichtungen“ in teilweiser Überarbeitung herübergenommen wurden, erschienen in den Jahren 1858—60 bei Franckh in Stuttgart; — der treffliche Meidinger war unterdessen zum größten Unheil meines Vaters gestorben. Sie machten von allen Arbeiten des Dichters noch das schlechteste Glück. So unüberwindlich war die Stumpfheit des Publikums, daß jene Auflage, wie man mir versicherte, vor wenigen Jahren noch nicht völlig vergriffen war.

Unterdessen war es gegen Schluß des Jahres 1856 endlich zu einer Neuauflage der „Heimatjahre“ gekommen — dreizehn Jahre hatten seit ihrem ersten Erscheinen, zwanzig seit der Vollendung des Manuskripts verfließen müssen, zwei Zahlen, die ebenso die Ungunst des Glückes anklagten, wie sie für die innere Lebenskraft des Werkes Gewähr gaben. In völlig durchgearbeiteter, straff zusammengezogener Gestalt, wobei es nichts von seinem Jugendreiz eingebüßt hatte, trat es jetzt aufs neue ans Licht. Aber der alte Unstern wollte nicht weichen. Das Buch mußte abermals im selben kleinen Verlag wie das erstemal erscheinen, denn alle Versuche Meidingers, es für sich zu erwerben, waren an der Weigerung des neuen Eigentümers der Franckhschen Buchhandlung, Leins, gescheitert. So drang es auch diesmal nicht mit Flugkraft über die schwarzroten Grenzpfähle hinaus (obschon es ins Französische übersetzt wurde und unter den „Meilleurs romans contemporains“ erschien); innerhalb des Landes aber erhielt sich sein Ruhm nur wie eine dunkle Sage, ohne den Vertrieb in Gang zu bringen.

Auf Wunsch des Verfassers, dem daran lag, sich von einer parteilosen Feder bestätigen zu lassen, daß seine politische

Tätigkeit nicht auf die Neugestaltung des Romans abgefärbt hatte, übernahm Kausler die Anzeige des Buchs; sein Lob war so fein und so leise, daß Autor und Verleger sich an dem diskreten Ton freuten: — „Der Mann heißt Leins[1]) und muß es wissen," schrieb der Autor an den Rezensenten —, daß aber das Publikum gar nicht aufhorchte. Meines Vaters Freunde waren ihm innerlich viel zu sehr verwandt, um laut für ihn ins Horn zu stoßen, und konnten darum die breite Masse, unter der sie selbst als Fremdlinge lebten, nicht nachziehen. Kauslers Mahnung, jetzt endlich die alte Sünde an dem Verfasser gutzumachen, verhallte ungehört. Und noch jahrzehntelang sollten sich die glänzendsten Federn Deutschlands vergebens für dieses Werk regen; das Auge der Menge blieb mit Blindheit geschlagen: den Geist sieht, den Schatz hebt nur das Sonntagskind.

---

[1]) Schwäbisch für leise.

Unsere Kinderstube

In den letzten Tagen desselben Jahres, das bei seinem Aufgang meinen Eltern ihren Erstling Edgar beschert hatte, zu Stuttgart erblickte ich das Licht der Welt. Es ist mir oft erzählt worden, daß ich wie im Märchen durch den glühenden Wunsch der Eltern nach einer Tochter dem Schicksal abgerungen worden sei und daß ich schon vor der Geburt mit Geschlecht, Namen und persönlichen Zügen in ihrer Phantasie gelebt hätte. Da die Mutter gleich unter die Sterne der Poesie gegriffen und für mich den Namen Isolde heruntergeholt hatte, der ihr aus der Tristan-Bearbeitung ihres Gatten teuer war, so gab der Vater mir noch die Namen Clara Maria mit, für den Fall, daß die Romantik sich späterhin mit der Wirklichkeit nicht vertrüge. Unter den Julien, Luisen und Amalien, die damals die Welt bevölkerten, befand sich eine Isolde von vornherein in einer Ausnahmestellung, und wer eine solche einnahm, konnte auf dem Boden meiner Heimat seines Lebens nicht froh werden. Dies hatte mein Vater wohl bedacht, als er mir durch die Nebennamen Clara und Maria einen Notausgang öffnete, doch das Ungestüm meiner Mutter ließ solche Rücksichten nicht gelten, und es blieb allein mein Rufname an mir haften, der späterhin in der kleinstädtischen Umgebung, wo ich heranwuchs, mir viel Ungemach zuzog.

Da meine Geburt der Welt nicht mit goldenen Lettern angekündigt wurde wie die des Bruders, so sorgte ich nun selbst dafür, daß mein Dasein nicht unbeachtet blieb, indem ich mich durch das ganze erste Lebensjahr durchschrie, ja, ich soll sogar schon geschrien haben, bevor ich in die Erschei-

nung trat. Mein Bruder Edgar war um jene Zeit nach den Schilderungen der Mutter ein schönes, blasses, großäugiges Kind, das wenig Lärm machte, dem aber schon die ganze Stärke seiner Seele aus den durchdringenden Augen blickte. Doch sollte er seine ganze Knabenzeit hindurch körperlich zart und seelisch reizbar bleiben, bis er sich im Heranwachsen durch freiwillige Abhärtung eine dauernde Gesundheit erzwang. Die Mutter pflegte jedem der Kinder ein Schicksalsliedchen an der Wiege zu singen, worin ihm seine Art und Zukunft gedeutet wurde. Das an Edgar lautete:

Ich bin ein kleiner Träumer,
Ein Erdengutversäumer,
Ein Dichter und ein Denker,
Wohl nie ein Schlachtenlenker,
Doch in des Geistes Reichen
Da werd' ich keinem weichen.

Von diesem Vers, der auf das sinnende Wesen des Knaben genau zu passen schien, sollten jedoch später nur die zwei letzten Zeilen in Erfüllung gehen, denn gerade ihn führten Naturell und Umstände in ein höchst tätiges und verantwortungsreiches Leben, während die Poesie, die ihm gleichfalls im Blute lag, nur eine liebe Nebenbeschäftigung für ihn blieb. Die Verse, die mir auf den Lebensweg mitgegeben wurden, begannen:

Ich bin ein kleines Mädchen,
Hab' Augen wie Feuerrädchen

und veranlaßten den besonnenen Vater, gleichfalls poetisch einzugreifen und

Der kleinen Feuerwerkerin
Ein wenig Vicar-of-Wakefield-Sinn

mit allerlei häuslichen Tugenden hinzuzuwünschen, was aber der Mama keineswegs einleuchtete, denn ihr war das Gold-

smithsche Idyll, das der Dichter damals mit großem Wohlgefallen las, viel zu hausbacken.

Solch ein leises Mahnen durch die Blume war die einzige Form, unter der er zuweilen mäßigend in ihre Leitung eingriff, wenn es gar zu stürmisch über Stock und Stein dahinging. Denn im ganzen ließ er ihr völlig freie Hand. Er sei für das Mutterrecht der alten Naturvölker, pflegte er scherzend zu sagen. Es blieb ihm auch nichts übrig, als abzudanken, da er gar keine Zeit für uns hatte, während die Mutter sich einzig und ausschließlich mit uns beschäftigte und eifrig bestrebt war, uns nach ihrem Sinn zu modeln.

Ich war des Bruders völliges Widerspiel, ein rundes, gesundes Stück Natur, das seinen Ernst durch jauchzende Daseinslust erhellte; wir entwickelten uns gegenseitig aneinander und sahen jedes im andern das Maß der Dinge. Ich sprach schon im ersten Jahre ganz geläufig, er, der durch Kränklichkeit etwas aufgehalten worden war, lernte es erst im Wettstreit mit mir. Dagegen blickte ich mit inniger Bewunderung zu ihm auf, als er seinen ersten Gehübungen oblag, und pflegte ihm auf dem Boden sitzend mit großer Geschwindigkeit von einer Zimmerecke in die andere nachzurutschen, was mir freilich nur durch die Erzählungen der Erwachsenen bekannt ist.

Dem zarten, wachsbleichen Knaben, der von einer Kinderkrankheit in die andere fiel, verordnete der Arzt zu seiner Stärkung die Schwarzwaldluft. Man mietete einen Omnibus, der mit Hausrat vollgepackt wurde, Eltern und Kinder nebst der getreuen Josephine, die jetzt Fina hieß, stiegen dazu ein, und fort ging es, dem anmutigen kleinen Badeort Liebenzell entgegen. In Ehningen wurde ein paar Stunden Rast gemacht, die stolze Equipage fuhr vor dem Pfarrhaus vor, wo das Mohrsche Ehepaar die junge Familie begrüßte und gastlich bewirtete. Der alte Pfarrer wurde ein warmer Verehrer meiner Mutter, und die Tante Mohr, in der die Seele ihrer

Schwester fortlebte, bemühte sich, uns Kindern die großmütterliche Liebe, die das Schicksal uns vorenthalten hatte, zu ersetzen.

In Liebenzell bezogen wir eine Wohnung im Städtchen bei dem meinem Vater befreundeten Stadtpfarrer Buttersack, doch konnten wir Kinder den größten Teil des Tages in den würzigen Tannenwäldern spielen, denn das Wetter war trotz der frühen Jahreszeit mild und sonnig. Der Vater schrieb währenddessen seinen „Weihnachtsfund" gleichfalls im Grünen. Keines seiner Werke ist ihm so leicht geworden wie dieses, das er, erlöst vom Stadtlärm und mitten in der ländlichen Welt, die ihm den Stoff geliefert hatte, in einem Zuge aufs Papier warf. Die Liebenzeller Tage gehörten später zu seinen liebsten Erinnerungen: das freudige Gelingen der Arbeit, das Wiederaufblühen des kranken Knaben, die hoffnungsreiche Verbindung mit dem neuen Verleger, die leider so bald ihr Ende finden sollte, das alles hatte in seinem Gemüt eine Sonnenspur zurückgelassen, daß er sogar auf unseren Kinderspielen mit Vergnügen in der Erinnerung weilte. Besonders gerne erzählte er mir, wie wir des Morgens, mit zwei kleinen Hämmerchen bewaffnet, nach einer nahegelegenen Töpferwerkstatt auszogen, um dort, glühend vor Pflichteifer, der sich durch nichts beirren ließ, halbe Tage lang die auf der Straße herumliegenden Scherben kleinzuschlagen.

Noch wonniger genoß meine Mutter diese Tage der Erquickung und das Glück, ihren von den Ärzten schon aufgegebenen Liebling dem Leben entgegenblühen zu sehen.[1]) Seit

---

[1]) Zwei Sonette, die sie in Liebenzell auf seine Genesung schrieb, mögen hier ihren Platz finden.

I.

Die Sonne siegt; die schlanken Tannen heben
Das dunkle Haupt aus grauem Nebelmeer,
Der Kühe Glöcklein tönet ringsumher,
Und es beginnt im Walde reges Leben.

der Stunde seiner Geburt füllte dieses Kind, dessen zartes Leben immerdar an einem Faden zu schweben schien, all ihre Gedanken aus; selbst der Vater, der einem solchen Rivalen nicht grollen konnte, mußte vor ihm zurücktreten. Er wurde wie ein kleiner Prinz behandelt und ging stets mit kostbaren Stoffen und Spitzen aus der Brunnowschen Garderobe phantastisch angetan. Kaum war seine Heilung vollendet und

---

Tautröpflein hängen dort wie Perlen schwer
Im dunklen Moose, und es zieht daneben
Der Waldbach murmelnd durch das Tal einher,
Den Wiesen sein befruchtend Naß zu geben.

Hieher, mein zarter Knabe, laß dich bringen,
Wo Morgenlüfte kosend dich umweh'n,
Der Tannen Düfte stärkend zu dir dringen.

Hier laß ich dich des Waldes Wunder seh'n,
Indes die Bächlein dich in Schlummer singen
Und holde Blumen nickend dich umsteh'n.

II.

Schon liegt er schlafend jetzt in meinem Schoße,
Leis atmend und die Augen halb geschlossen,
Von sanftem Rot die Wangen übergossen,
Mit seinen Härchen spielt der Westwind lose.

Ein Zauber scheint auf alles ausgegossen,
Und knisternd regt sich's neben mir im Moose,
Als hörte man die kleinen Blüten sprossen:
Erdmännlein sind's im traulichen Gekose.

Sie schlingen um mein Kind den Elfenreigen,
Sie küßten es auf Wange, Stirn und Mund
Und flüstern, wie sie sacht sich zu ihm neigen:

„Wir küßten dich, o holdes Kind, gesund!"
Verschwunden sind sie, wieder tiefes Schweigen,
Und dankend stand ich auf vom Waldesgrund.

auch das Werk des Dichters zu gutem Ende gediehen, als die bevorstehende Ankunft des dritten Kindes die Familie zu schleunigem Aufbruch trieb. Zwei Tage nach unserer Rückkehr, am 4. August 1855, kam mein Bruder Hermann Alfred zur Welt. Er war ein sehr kräftiges und schönes Kind, das seine ersten Lebensmonate ganz mit Trinken und Schlafen ausfüllte und seiner Umgebung wenig Mühe machte. Vielleicht beginnen gerade deshalb meine deutlichen Erinnerungen an ihn erst später, in der Zeit, wo er durch seine unbändige Kraftnatur den Frieden der Kinderstube zu erschüttern anfing. Um seiner putzigen Streiche willen und weil er ein Jahr nach der Vollendung des „Sonnenwirts" geboren war, gab Ludwig Pfau, als er unter unserem Dach weilte, ihm den Namen „Sonnenwirtle", was aber der kleine Dicke sich nicht gefallen ließ, denn er selber nannte sich „Butte" oder „Butzel".

Zunächst blieb noch für lange Zeit der Bruder Edgar mein einziges Gegenüber. Er hieß damals in unserer Kindersprache, die auch von den Großen angenommen wurde, Sninke (Schlingel) und ich die Meta (Mäde). Edgar soll ein frühreifes, ganz besonderes Kind gewesen sein mit ausgesprochenen Zu- und Abneigungen, die sich besonders gegen die Besucher des Hauses äußerten. Als einmal eine Bekannte zu seiner Mutter kam und dem Knaben der Besuch länger als billig zu dauern schien, ging er aus der Ecke, wo er still für sich gespielt hatte, ruhig nach der Tür und rief dem Stubenmädchen, sie solle einen Besen bringen und den Unrat hinauskehren. Diese kam eiligst mit dem Besen gelaufen und sah sich um, welchen Unrat er meine, da sagte der Kleine laut und nachdrücklich: „Den, der bei Mama auf dem Sofa sitzt." Am Schwesterchen hing er zärtlich, wir hatten alles gemeinsam und wurden jeden Tag im grünangestrichenen Kinderwägelchen spazieren geführt, wobei das Prinzchen den Vordersitz inne hatte, ich als die Jüngere rückwärts fuhr. Auf einer dieser Ausfahrten sahen wir

zum erstenmal den Schnee. Der Anblick der großen, weißschimmernden Fläche entlockte mir ein Jubelgeschrei, wir waren beide einig, daß es Zucker sei, aber über die Aussprache dieses Wortes gerieten wir sofort in Streit, denn als ich begeistert „Didde!“ rief, belehrte mich der Bruder, daß man „Zidde“ zu sprechen habe. Ich wollte mir die Zurechtweisung nicht gefallen lassen, denn da die Großen, wenn sie mit mir sprachen, sich meiner Sprechweise anbequemten, mußte ich glauben, im Rechte zu sein. Wir strampelten voll Entrüstung mit den Beinen gegeneinander unter den vergeblichen Beschwichtigungsversuchen der guten Josephine: „Es heißt Zidde!“ — „Nein, Didde! Didde! Didde!“ daß die Vorübergehenden stehen blieben und grollend sagten: „Was für unartige Kinder!“ Eine so lebhafte Meinungsverschiedenheit zwischen ihm und mir gehörte jedoch zu den Seltenheiten, gewöhnlich lebten wir in inniger Harmonie, da sein reiferes Alter und sein gemessenes Wesen ebenso wie die besonderen Rücksichten, die ihm von den Erwachsenen erwiesen wurden, mir eine tiefe Ehrfurcht einflößten.

Deutlich erinnere ich mich einer Phantasiegeburt, die wir gemeinsam ausgeheckt hatten und der wir Tag für Tag mit leidenschaftlicher Schöpferfreude nachhingen. Es waren zwei von uns erfundene Fabeltiere, das Schnuffeltier und das Buffeltier, die wir uns am Anfang der Zeiten auf einer noch unbewohnten Erde heimisch dachten und deren Taten wir jeden Morgen in unsere Chronik, ein uns zu diesem Zweck überlassenes ungeheures Rechnungsbuch, eintrugen in einer Bilderschrift, die ihren Sinn nur unseren eigenen Augen offenbarte, denn die Erwachsenen konnten nichts sehen, als ein Gewirr kühnschweifender Striche, in denen sich mit einigem gutem Willen etwa das Horn des Buffeltiers oder die lange Schnauze des Schnuffeltiers erkennen ließ. Bei diesem Spiele schieden sich schon deutlich die Geschlechter, denn das angriffslustige, alles für sich begehrende Buffeltier war männliche

Erfindung, das friedliche, aber höchst naseweise Schnuffeltier dagegen war das Werk meiner Phantasie.

Sehr frühe wurden wir in die Buchstabenwelt eingeführt. Als meine Mutter den vierjährigen Knaben im Lesen und Schreiben zu unterrichten begann, fand sie es rätlich, das dreijährige Mädchen gleich zuzuziehen, teils um ihr Lehramt dadurch zu vereinfachen, teils auch, um den gegenseitigen Wetteifer anzustacheln. An einem kleinen Tischchen sitzend, wurde buchstabiert; auf jedes der Kinder kam eine halbe Stunde, und wer sich besonders auszeichnete, erhielt eine Belohnung. Diese bestand in einer kleinen, buntfarbigen Schachtel, deren die Mutter eine Reihe auf dem Schrank vor unseren Augen aufgestellt hatte, immer eine in der anderen steckend, bis herab zum Liliputformat. Aber auch ohne die Prämien, die uns sehr ergötzten, gab das gemeinsame Lernen schon an sich eine köstliche Unterhaltung ab, denn was waren die Buchstaben damals für eine kurzweilige Gesellschaft! Ein jeder hatte, besonders wenn er beim Schreiben etwas regelwidrig ausfiel, sein eigenes Gesicht. Ein i, dem das Tüpfelchen fehlte, war ein Blinder, das d, wenn seine Schleife zu lang ward, ein Major mit gezogenem Degen; da gab es ferner Knieschlotterer, Dickbäuche, Kropfige und mit anderen Geschwülsten Behaftete. Mitunter glich so eine geschriebene Seite einem Siechenhaus. Bald stellte sich aber auch der Kunsttrieb ein und half dieser bresthaften Gesellschaft auf die Beine. Im Handumdrehen konnten wir kleine Uhlandsche Gedichte diktiert schreiben und behielten dabei die Verse gleich auswendig, denn beide hatten wir für alles Metrische von klein auf ein sehr glückliches Gedächtnis. Auch brachten wir den Gedichten, die man uns jetzt in großer Anzahl lesen und lernen ließ, mit unseren drei und vier Jahren schon die ausgesprochenste Zu- oder Abneigung entgegen, wobei unser Geschmack durchaus nicht immer übereinstimmte. Wenn die gute Fina uns eins von Edgars damaligen Leibliedern:

„Der Winter ist ein harter Mann,
Kernfest und auf die Dauer,
Er zieht sein Hemd im Freien an“ usw.

vorsang, ein Lied, an dem mich das unschöne Bild von dem Hemdenwechsel im Freien aufs tiefste verdroß, so suchte ich ihr den Mund zuzuhalten und verlangte flehentlich ein anderes, wobei man sich gewöhnlich nach einigem Streit auf den „Rinaldo Rinaldini“ einigte, der uns beiden teuer war. Darin kam eine Stelle vor, die den Knaben, dessen Sinn früh auf die Ergründung technischer Schwierigkeiten gerichtet war, durch ihre Unverständlichkeit lange umtrieb, ohne daß ihm seine verschlossene und selbständige Natur gestattet hätte, bei anderen Aufklärung zu suchen. Bei dem Verse: „Er lad't doppelt sein Gewehr“ zog nämlich sein Ohr zwei Worte in eins zusammen, das „ladoppelt“ lautete, und jahrelang verfolgte ihn das Problem, was das „Ladoppeln“ eines Gewehrs für ein Handgriff sein möchte. Ich dagegen verfuhr mit den unverständlichen Stellen in Josephinens Liedern sehr leichtfertig und kümmerte mich nie um den wahren Sinn, weil mir gerade die verstümmelten oder ineinandergezogenen Worte die zauberhaftesten Bilder vor die Augen führten. Ein durch Josephinens Aussprache veranlaßtes Mißverständnis hat sich mir sogar erst in reifen Jahren aufgeklärt. Zu ihren und unseren Leibstücken gehörte „Bertrands Abschied“, ein in ihrer Jugend von jedem Leierkasten gespieltes Lied, das aber damals schon im Verhallen war. Wenn sie nun sang:

Ich war in Ruhm und Glück stets sein Gefährte,

so vernahm mein Ohr bei ihrer Aussprache regelmäßig:

Ich war in Rom und Glückstadt sein Gefährte,

worauf sich dann ganz natürlich anschloß:

Ich will nun auch in Leyden bei ihm sein.

Doch stammt diese geographische Phantasmagorie, die mich durch mächtige Raumvorstellungen erbaute, aus einer etwas späteren Zeit. Alle Lieder unserer Fina wurden übrigens so ziemlich nach der nämlichen Melodie gesungen, die mit geringen Variationen dem jeweiligen Versmaß angepaßt war und uns durchaus befriedigte. Etwas anderes war es freilich, wenn zuweilen des Abends der Vater mit seiner Flöte in unser Schlafzimmer kam, um uns durch Musik zur Ruhe zu bringen. Er war sehr musikalisch, und es war eine Lust, ihm zuzuhören, wenn er auch nicht eigentlich sang, sondern nur mit gedämpfter Stimme in einer Art Rezitativ die Lieder vortrug, deren Melodie er uns danach auf der Flöte in den schmeichelndsten Nachtigallentönen blies. Wie ging uns das Geschick des armen „Häsulein" zu Herzen, wenn er so ergreifend sang:

Ich fresse ja nur die Blätterchen
Um mich daran zu sättigen

und dann den Vorwurf des guten geschundenen Tierchens in langgezogenen Klagelauten auf der Flöte austönte. Noch schöner aber war es, wenn er uns das auf Mozarts Namen getaufte Schlummerliedchen blies: „Schlafe, mein Kindchen, schlaf ein." Die holdselige Weise dieses Liedchens hat sich mir so tief in die Seele geprägt, daß ich noch jetzt zuweilen ganz plötzlich seine Stimmung beim Einschlafen empfinde, jenen unbeschreiblich süßen Frieden der nächtlichen Kinderstube, wenn das Nachtlicht prasselnd auszugehen beginnt und mit dem Gefühl der treuen Hut und sicheren Geborgenheit die tiefe Ruhe sich herniedersenkt.

Mein Vater soll in jungen Jahren ein großer Kinderfreund gewesen sein und sich wunderbar mit dem kleinen Völkchen verstanden haben. Als er selber Familienvater geworden war, kam ihm diese Gabe mehr und mehr abhanden. Er hing mit unendlicher Zärtlichkeit an uns, trug uns auch, solange wir klein waren, im Wettstreit mit der Mutter und der guten

Fina, halbe Nächte umher, aber sein ernstgewordener Sinn konnte nicht mehr so recht auf die kindliche Welt eingehen, auch pflegte ihn der Lärm aus dem Kinderzimmer zu vertreiben. Daher lernten wir schon früh, uns vor ihm zusammen zu nehmen, und dieser Zwang, der einzige, der uns auferlegt war, ließ kein so vertrautes Verhältnis wie mit der Mutter zu. Diese mit ihrem aufschäumenden Temperament erschien uns immer wie eine Gleichaltrige, mit der man sich mitunter stark entzweite und dann wieder aufs innigste vertrug, denn Autorität verlangte sie keine. Den Vater aber, der nur zärtliche und gute Worte für uns hatte, verehrten wir wie ein höheres Wesen, dem man sich nicht mit seinen kleinen Wünschen und Klagen zu nahen hat. Und so blieb es auch späterhin: so stürmisch es im Hause zuging, vor der Studierstube des Vaters legten sich die wilden Wellen. Es versteht sich, daß man sie nie unaufgefordert betrat und daß keine Aufregung dorthin mitgenommen werden durfte; nur des Abends wurden wir hineingerufen, ihm einzeln gute Nacht zu sagen, während er langsam seine Pfeife rauchte, zu der er sich aus alter Gewohnheit noch immer mit dem Zündstein das Feuer schlug. Ab und zu brach wohl auch der alte Humor wieder bei ihm durch, dann erzählte er uns kleine Schnurren und Eulenspiegeleien aus alten Historien, deren ich mich nicht entsinne; nur ihr urdeutsches Schrot und Korn ist mir als etwas Eigentümliches im Gedächtnis geblieben.

Von der äußeren Szenerie, die uns in Stuttgart umgab, weiß ich wenig zu sagen. Die schöne Gartenwohnung in der Paulinenstraße Nr. 5, wo wir drei Ältesten geboren sind, ist völlig für mich im Nebel versunken. Das umgebende Grün machte dieses Haus meinen Eltern sehr lieb, bis ein pensionierter Offizier, der in dem oberen Stockwerk einzog, sie durch fortgesetztes Gehämmer auf dem Klavier zum Auszug nötigte. In der Militärstraße, wo sie sich nun einmieteten, kam der Dichter vom Regen in die Traufe, denn kaum war

die Einrichtung vollendet, so wurde ein Nebenhaus abgebrochen und umgebaut, und vor dem Krachen und Poltern mußte man abermals flüchten. Zum Glück fand sich nun in dem sogenannten „Königsbad", einem zwischen Stuttgart und Berg gelegenen, ehemals königlichen Anwesen mit großen, hohen Zimmern und parkähnlichem Garten der rechte Ort. Hier gab es Stille für das schaffende Dichterhirn und prächtige Spielplätze für uns Kinder; ich kann sie in nebelhaften Umrissen gerade noch erblicken. Der berühmte Nesenbach — eines der Wahrzeichen des damaligen Stuttgart —, der heute völlig überbaut und sogar aus der Phantasie der Kindheit verschwunden ist, wälzte sich trübe und übelriechend am Haus vorüber. Gleichwohl war er die Wonne unserer Jugend. Es war uns freilich verboten, an dem Bach zu spielen, sowohl um seiner Miasmen willen als wegen der Gefahr des Hineinfallens, aber dieses Verbot machte uns seine mit Scherben und anderem Unrat stets beworfenen Gestade erst recht anziehend. Und wie herrlich tollte sich's in dem großen, abwechslungsreichen Garten mit den steilen, grünen Hängen, die man eins hinter dem andern hinabkugelte. Die gute Fina stand dabei und wusch hernach geduldig die Grasflecken aus den Kleidern. Eines Tages war über dem Spielen und Jagen unvermerkt ein schweres Gewitter aufgezogen; als der erste Donner krachte, riß Josephine erschrocken den kleinen Alfred auf den Arm, ihren Liebling Edgar nahm sie an die andere Hand und lief, so schnell sie konnte, den langen Kiesweg nach dem Hause hinab, während ich schreiend nachfolgte. Da schlug ein greller Blitzstrahl mit mächtigem Zischen hart neben mir in den Boden, daß von der Erschütterung alle Scheiben im Hause klirrten. Das riß den Vater aus seiner Studierstube; entsetzt rannte er in den Garten und trug sein Töchterchen den andern nach ins Haus. Diesem Blitz verdanke ich's, daß mir die Lokalität im Gedächtnis geblieben ist, er steht als ein flammendes Ausrufungszeichen

über dem Kiesweg mit seinen niederen Buchsbaumhecken. — Die Innenräume unserer Wohnung waren mit den Resten einer einst kostbaren Einrichtung, teils im Stil des Empire, teils in dem der Biedermeierzeit angefüllt: den alten Oberefslinger Herrlichkeiten, soweit sie nicht schon zu Gelde gemacht waren. Diesen aristokratischen Erbstücken aus dem eigenen Hause mochte es schlecht in den engen Räumen der Mietwohnungen, durch die sie sich jetzt schleppen lassen mußten, behagen, aber bald sollten sie ihrer unebenbürtigen Umgebung nur zu ähnlich werden, als wir Kinder anfingen, unsere Kräfte an ihnen zu erproben. Die Mutter war der Meinung, daß man den kindlichen Zerstörungstrieb austoben lassen müsse, um ihn unschädlich zu machen, und gab uns die schönen Geräte preis, auf deren Erhaltung sie bei ihrer wahrhaft asketischen, Bequemlichkeit und Luxus verachtenden Sinnesart keinen Wert legte. Wenn der Geist der Tollheit über uns kam, sprangen wir von den eingelegten Tischen auf den Flügel, daß es hoch aufrauschte, und wieder vom Klavier in die damastenen Polster des Diwans hinab; nach Bildern und Gipsbüsten schossen wir mit der Armbrust. So gab es bald kein Möbel mehr im Hause, das seinen ursprünglichen Glanz bewahrt hätte, und nur die außerordentliche Gediegenheit und Dauerhaftigkeit dieser Geräte machte, daß sie uns doch noch durch eine lange Reihe von Jahren, freilich in fast unkenntlicher Gestalt, begleitet haben.

Nur *ein* Möbel gab es im Hause, das heilig und unverletzlich war wie die Bundeslade der Hebräer und von ebenso geheimnisvollen Schauern umschwebt: die Kommode Josephinens. Sie barg die merkwürdigsten Gegenstände, alle vom unschätzbarsten Familienwert, lauter Erinnerungen an die Großeltern Brunnow, teils von ihnen geerbt, teils meiner Mutter abgebettelt und dadurch unseren verderblichen Händen entrückt. Da gab es Armbänder und Ringe aus Haaren, gemalte Blumen, unvollendete Stickereien, kleine Schmuck-

sachen und Miniaturbildchen der Großmutter; (eines in himmelblauem Schal, das leider verloren ging, zeigte sie in entzückender Schönheit). Eine zerdrückte Schachtel enthielt eine unendliche Auswahl von Bändern in allen erdenklichen Schattierungen, weiche Atlasbänder in hinsterbenden Rokokofarben, vielfarbig geflammte und gewässerte Bänder: die ganze Poesie der Schäferzeit samt dem kalten Prunk des Empire barg sich in dieser Bänderschachtel. Dann kamen die Basteleien meines Großvaters, geschnitzte und gedrechselte Sächelchen, selbstverfertigte Seifen, der schwarz-rot-goldenen Tochter zuliebe in diese Farben gehüllt, und andere Spielereien. Solche aufgespeicherten Schätze nehmen mit der Zeit völlig die Natur ihrer Besitzer an. Wie hat Gottfried Keller das öde, nüchtern barocke Wesen der Jungfer Züs durch ihre abgeschmackten Raritäten ausgedrückt. Die unserer Fina waren im Gegenteil ganz Gemüt und Seele geworden. Da war nicht ein Gegenstand, der sich gleichgültig verhielt, wenn man ihn berührte. Mit diesem Spitzentüchlein hatte sie einst der toten Ottilie, um die sie ewig trauerte, das Gesichtchen zugedeckt, in jener angefangenen Straminarbeit war noch das letzte Geschenk erhalten, womit das kranke Kind seine Pflegerin hatte erfreuen wollen, das Nadelbüchschen aus geschnitztem Elfenbein erzählte von den kunstgeübten weißen Fingern unserer Großmutter. An einem Bande waren verkleinerte goldene Nachbildungen der Ordenssterne und -kreuze des Großvaters aufgereiht und erweckten mir phantastische Bilder von Kriegszügen und Abenteuern in fernen Ländern. Edgar dagegen erbaute sich am liebsten an Großvaters homöopathischer Hausapotheke, einem Holzgestell mit niedlichen verkorkten und etikettierten Fläschchen, die ihn vielleicht den künftigen ärztlichen Beruf voraus empfinden ließen. Wollte Josephine ein paar Stunden Ruhe vor uns haben, so hob sie einfach den Deckel von der Kommode ab und setzte uns in das tiefe obere Fach mitten unter

ihre Sachen hinein, und die Heiligkeit dieser Gegenstände redete dann so vernehmlich zu uns, daß wir ängstlich bedacht waren, nichts zu beschädigen.

Mit eben solcher Treue pflegte sie die historischen Erinnerungen des Brunnowschen Hauses. Sie war es, die uns immer wieder des Großvaters Erlebnisse aus dem russischen Feldzug erzählte, vor allem den unvergeßlichen Augenblick, wo der junge Offizier aus Napoleons eigenem Munde den Auftrag zur Besetzung eines Dorfes empfing; das „Oui, Sire" des Großvaters sprach sie mit größter Feierlichkeit nach, und der Wert, den sie auf das Ereignis legte, ließ uns lange Zeit glauben, daß jenes Dorf in Rußland durch die militärische Besetzung des Großvaters unser Eigentum geworden sei. Dann von abenteuerlichen Einquartierungen, von der sibirischen Gefangenschaft und der kühnen Flucht, die er in Gesellschaft seines treuen Burschen quer durch Rußland bewerkstelligte. Viele Jahre später lernte ich jenen Burschen als ehrsamen Familienvater in Weilheim unter Teck, wo ich ihn mit meiner Mutter von Kirchheim aus besuchte, kennen; da vernahmen wir aus seinem Munde die Bestätigung aller dieser Geschichten und freuten uns, wie das Gesicht des Mannes sich belebte und verjüngte, wenn er seines Herrn gedachte.

Im Königsbad vermehrte sich die Familie noch um einen zarten goldhaarigen Knaben, der die Namen Erwin Dietbald erhielt. Er wurde am 13. April 1857 geboren. Wir waren nun unser viere geworden, und das wachsende Häuflein mochte wohl einigen Stoff zum Nachdenken geben, da des Vaters rastloses künstlerisches Schaffen so ganz ohne materiellen Erfolg blieb. Doch ließ man sich die gute Laune noch nicht durch Sorgen trüben. Wir teilten damals das Haus mit einer nahe befreundeten Familie, die sich in ähnlichen Glücksumständen befand. Wenn der Steuereinnehmer kam, so versteckten sich die beiden jungen Frauen hinter den Bäumen des Gartens und ließen ihm durch die Dienstmädchen sagen,

sie seien ausgegangen. Der Mann verstand und entfernte sich wohlwollend mit dem Versprechen, gelegentlich wieder einmal nachzufragen. Es war allgemeiner Lebensstil, dergleichen nicht schwer zu nehmen; daß solche Verhältnisse in der geistig bevorzugten Klasse häufig vorkamen, machte sie für die Betroffenen erträglich. Man nahm es mit dem Schicksal auf, das dann immer nach einiger Zeit auch wieder nachgab. Im Optimismus waren meine beiden Eltern sich völlig gleich. Was auch für Enttäuschungen kommen mochten, nie wurde in meiner Mutter der Glaube schwankend, daß ihr Dichter endlich durchdringen, sein Volk zu sich heranziehen werde, und ihre Begeisterung war es, was ihm in den schwersten Zeiten den Glauben an sich selbst nicht sinken ließ. Ebenso wetteiferten sie in der persönlichen Bedürfnislosigkeit. In den zweiundzwanzig Jahren ihrer Ehe hat sie sich nur ein einzigesmal, auf acht Tage, von Hause entfernt, von einer Freundin fast gewaltsam weggeschleppt und auf jedem Schritt sich die Erholung mißgönnend, weil er sie nötiger gehabt hätte. Dagegen konnte sie es auch nur mit Mühe durchsetzen, daß er sich zuweilen auf eine Erholungswanderung begab oder den Abend mit Freunden zubrachte. Sie selber wollte nie dabei sein trotz ihrer geselligen Natur; ihr einziger Umgang waren ihre Kinder. Im Königsbad wurde ihr Glück zum erstenmal ernstlich getrübt durch jenen schweren Nervenanfall, der meinen Vater nach der Vollendung der „Beiden Tubus" befiel. Es war die Beeinflussung ihrer Liebe, die uns wildem Heer trotz unserer zarten Jahre und unserer völligen Disziplinlosigkeit damals die Einsicht gab, uns viele Tage lang musterhaft zu verhalten und durch keinen Laut den Fortgang der Genesung zu beeinträchtigen.

Oberesslingen

Im Frühjahr 1859 nahmen meine Eltern den Vorschlag ihres alten Freundes, des Expfarrers und Landtagsabgeordneten Hopf, der lange Zeit in den inneren politischen Kämpfen Württembergs eine Rolle gespielt hat, an und zogen zu ihm nach Oberesslingen, in die alte Heimat meiner Mutter. Dieser Entschluß, aus der Not geboren, sollte für Hermann Kurz verhängnisvoll werden, da er ihn dem freilich schon längst stockenden literarischen Leben der Hauptstadt entrückte, um ihn der tiefsten Vereinsamung entgegenzuführen; uns Kindern hat er freilich eine Reihe idyllisch schöner Jugendjahre gesichert. Zunächst wirkte die ländliche Stille und die stete Berührung mit der Natur sowie der tägliche Umgang des zuverlässigen, gleichmäßig gestimmten Freundes wohltätig auf des Vaters reizbar gewordenes Nervensystem. Meine Mutter war selig, die Orte wiederzusehen, wo sie ihre Jugend und die ersten Monde einer glücklichen Liebe verbracht hatte. Noch war das Dörflein ganz das alte; der Neckar floß still und klar zwischen flachen Weidenufern vorüber. Dorthin wanderten wir an den Sommerabenden groß und klein, um im Freien zu baden, und ich erinnere mich gut, wie einmal mein Vater an tieferer Stelle auf einem mosigen Stein ausglitt und mich vom Arme fallen ließ, daß ich untersank und bewußtlos wieder aufgefischt wurde. Das Hopfsche Haus, das wir bewohnten, lag nur wenige Schritte von dem ehemaligen Besitz meiner Mutter entfernt in einer großen Obstwiese, die von Hühnern und Pfauen bevölkert und von einer Mauer eingefaßt war; es sollte das Paradies unserer Kindheit werden. Wir hatten zwar nur eine kleine Mansarden-

wohnung; dafür konnten wir Kinder aber fast die ganze Zeit im Freien verbringen, daher ich mich auf die Innenräume nicht mehr deutlich besinne. Meines Vaters Zimmer war ziemlich geräumig aber niedrig und hatte nur kleine Mansardenfenster, doch lag es zum Glück vom Lärm des Haushalts abgesondert. Wir kleines Volk hatten Garten und Wiese zur fast unbeschränkten Benutzung und erhielten von dem Hausherrn, der ein großer Kinderfreund war, noch jedes seine eigene Rabatte zugeteilt, die wir bebauen durften, auch gingen wir seinen jugendlichen Töchtern in der Gartenarbeit zur Hand oder glaubten es wenigstens zu tun, da wir ihnen wohl mehr im Wege standen als halfen. Freund Hopf hatte damals die Redaktion des „Beobachters“ inne, die seit meines Vaters Rücktritt schon durch verschiedene Hände gegangen war, und fuhr jeden Abend von Stuttgart nach Obereßlingen heim. Der kleine, bewegliche Mann mit der rötlichen Löwenmähne und ebensolchem Bart widmete sein ganzes Leben dem Wohle der unteren Volksschicht. Eine Feuerseele mit praktisch-nüchterner Richtung und ausgesprochen pädagogischer Anlage, war er von der Natur zum Erzieher und Lehrer der niederen Klassen geschaffen. Er gehörte der Generation von Mörike und Bauer, Strauß und Vischer an, war seinerzeit wegen burschenschaftlicher Tendenzen aus dem Stift ausgewiesen worden, hatte dann später als Pfarrer sich die dürftigste Gemeinde ausgesucht, um recht ein Helfer und Schirmer seiner Herde sein zu können. Er pflegte das Landvolk auf der Kanzel über alles, was ihm nützlich sein konnte, bis herab zur besten Düngerbereitung aufzuklären. Als er zur Strafe für die Befreiung politisch Verurteilter, darunter des bekannten „Reichskanarienvogels“ Rößler von Öls, von der ihm liebgewordenen Gemeinde weg zu einer anderen versetzt wurde, ließ er sich nicht beirren, sondern begann an dem neuen Orte gleich sein Liebeswerk von vorn. Er speiste und kleidete die Armen, ließ die Mädchen

in Handarbeiten unterrichten und sorgte praktisch für seine Schafe. Durch grobe Rechtsverletzung, die zu späterer Berichtigung führte, von der Kanzel vertrieben, kaufte er sich dann ein Gut im Schwarzwald, um als Bauer zu leben, und seine dankbaren Anhänger sandten ihm einen Wagen voll Saatkorn zum Einstand in sein neues Leben nach. Aber lange duldete es den tätigen Mann nicht in der Stille, er gab seinen Besitz wieder auf und übernahm die Führung des „Beobachters", die ihm noch die Zeit ließ, das kleine Gütchen in Obereßlingen zu bebauen. Nachdem er in den württembergischen Landtag gewählt worden war, vertrat er dort durch allen Wechsel der Zeitströmungen in seiner Person die äußerste Linke. „Dieser Rote, dieser Hopf," so übersetzte einmal ein aufgeräumter Politiker das Sprichwort Hic Rhodus, hic salta. Für die bruchlose Ganzheit und Einfachheit seines Wesens kann man nur unter den Gestalten des Tell einen Vergleich suchen. Furchtlos wie sein Wahlspruch „Gradaus", den er später zum Titel einer mit Opfern gegründeten und lange aufrechterhaltenen Volkszeitung machte, ging er, ohne rechts und links zu sehen, seinen Weg; an seiner vollkommenen Uneigennützigkeit haben auch seine Gegner nie gezweifelt. Seine Wähler hielten denn auch durch siebenundzwanzig Jahre an ihm fest, sogar sein glänzender Mitbewerber um das Vaihinger Mandat, F. Th. Vischer, mußte vor ihm die Segel streichen. Hopf war auch philosophisch und humanistisch gründlich unterrichtet, ein Verehrer der alten Literatur, doch ohne künstlerisches Bedürfnis, ganz aufs Moralische gerichtet. Es gehörte zu den Eigentümlichkeiten der Achtundvierziger, daß sie abweichende Meinung als einen Flecken im Charakter betrachteten, davon hat Hopf eine rühmliche Ausnahme gemacht und sich in den politischen Kämpfen, die so oft in persönliche ausarteten, seine Duldung und Menschenliebe zu bewahren gewußt. An meinem Vater wie an allem, was er liebte, hing er mit einer Kraft der Treue und Aufopferung,

die ihresgleichen selten findet. In allen Schwierigkeiten wußte er einen Ausweg. In Zeiten der Überreizung verstand er es liebevoll klug auf die Stimmung des Dichters einzugehen und ablenkend zu wirken. Sein Auge war immer wachsam über dem Schicksal meiner Eltern, und wir Kinder hatten in seinem Haus für alle Zeit eine Heimstätte.

Als wir in Obereßlingen einzogen, waren die alten Freunde und Nachbarn meiner Mutter noch alle am Leben; auch die Dorfleute, die der Großvater Brunnow sich einst verpflichtet hatte, kamen herzu, und alles überschüttete uns mit Freundschaftsbeweisen. Das Kindergemüt meiner Mutter jubelte, als ihr beim Einzug eine Nachbildung des Aspergs, aus Zucker geformt, die Wälle mit Kaffeebohnen aufgefüllt, überreicht wurde. Die Geberin des sinnigen Geschenks, das auf die dort verbüßte Festungsstrafe meines Vaters anspielte, war ein altes Fräulein aus der Nachbarschaft, von uns wie von aller Welt die „Tante Bertha" genannt. Hier steht sie wieder vor mir, die unvergeßliche Freundin unserer Kindheit mit dem weißen Scheitel, worauf ein schwarzes Fransentüchlein gefühlvoll schwankte, den lebhaften blauen Augen und den schmalen, von Begeisterung stets geröteten Wangen. Sie war die Hilfe der Bedrängten, der Trost der Klagenden, ein Feuerbrand gegen alle Tyrannen, eine flatternde Fahne der Freiheit. Noch ganz erfüllt von den Achtundvierziger Idealen, machte sie sich zur Agentin der Volkspartei und verstand es geschickt, die demokratischen Wahlzettel in dem Bezirk unterzubringen. In ihrem Kopf thronten die erhabensten Vorstellungen von Freiheit und Völkerglück; dabei vernachlässigte sie aber auch ihren kleinen Kramladen an der unteren Dorfstraße nicht. Jedem Bauern, der sich eine Zigarre kaufte, legte sie seine Bürgerpflicht, freisinnig zu wählen und den „Beobachter" zu lesen, ans Herz. Sie hatte die Gewohnheit, jede Steck-, Näh- und Haarnadel vom Boden aufzuheben, und wenn ein Häuflein beisammen war,

zu sortieren, zu polieren und wieder zu verkaufen. Die Fadentrümmchen, die da und dort hängen blieben, wickelte sie sorgfältig auf ein Kärtchen und nähte damit ihren eigenen Bedarf. Wer sie so zusammenklauben sah, mußte sie für die geizigste Person von der Welt halten, und doch war sie gerade das Gegenteil. Sie sparte bloß an sich selbst, gönnte sich nur das Schlechteste, berührte, wenn sie zu Gaste war, die Speisen kaum, nahm keinen Zucker zum Kaffee, aber für andere wußte sie immer etwas zurückzulegen, und kein Armer ging unbeschenkt aus ihrem Hause. Das Seltsamste war, daß sie aus unwiderstehlichem Triebe jedem Leichenzug folgen mußte, gleichviel, ob sie den Verstorbenen gekannt hatte oder nicht; auch an fremden Orten, wo sie sich nur vorübergehend aufhielt, befolgte sie diesen Brauch, ja sogar den politischen Gegnern, die sie sonst grimmig haßte, weihte sie am Grab ihre Zähre, und man konnte wirklich von ihr sagen:

Ob er heilig, ob er böse,
Jammert sie der Unglücksmann.

Überhaupt war sie in immerwährender Bewegung. Hatte sie politische Geschäfte in Stuttgart, so übergab sie den Kramladen einer ihrer Nichten, marschierte nach Eßlingen und dampfte von dort in die Residenz. Sie half bei jedem Umzug, und war irgendwo in befreundeter Familie eine Krankheit ausgebrochen, so erschien sie als Pflegerin. Trotzdem fand sie immer noch Zeit zum Lesen und beschäftigte sich besonders gerne mit Geschichtsbildern, durch die sie sich wie durch etwas Gegenwärtiges aufregen ließ. Ich habe sie einmal ganz unvermittelt bei Tische in Tränen ausbrechen sehen über den Tod des Sokrates. Uns Kindern pflegte sie auf Spaziergängen, zu denen sie uns häufig mitnahm, mit hohler, von Bewegung zitternder Stimme die Polenlieder vorzutragen, die in der Zeit ihrer Jugend allenthalben verbreitet gewesen waren. Der „tapfere Lagienka“ und der „sterbende Kosciusko“ wurden durch sie unser täglicher Umgang, und wenn sie gar

die „letzten Zehn vom vierten Regiment" aufmarschieren ließ, so war es unmöglich, nicht mit ihr an den Ufern der blutgeröteten Weichsel zu jubeln und zu trauern. Die Werke meines Vaters las sie mit Andacht und kannte sie fast wörtlich genau. Sie erzählte mir auch von dem Urbild der Laura in den „Heimatjahren", jener Hofdame unter König Wilhelm I., die der Hofluft und ehelicher Langeweile satt, mit einem Zigeuner in den Schwarzwald entfloh, und häufig rezitierte sie ein Gedicht der romantischen Schönen über ihr Zigeunerglück, wovon mir nur Anfangs- und Schlußvers haften geblieben sind. Es begann:

Was nützt ein Mann im Galarock
Und in der Hand den schönsten Stock?

und ging dann in den Preis des geliebten Zigeuners über, der mit den Worten schloß:

Mit einer Zither in der Hand
Zieh ich mit ihm durchs ganze Land.

Aus dieser, wie es scheint, etwas handfesten Persönlichkeit entwickelte sich im Schmelztiegel der Poesie die Elfengestalt Lauras.

Unter Tante Berthas eigenen Familienangehörigen teilte nur ihre jüngste Nichte, ein blasses, herzkrankes Mädchen, ihren Schwung. Diese war als Kind von meiner Mutter, die stets das Bedürfnis hatte, andere an ihrer geistigen Welt teilnehmen zu lassen, in Geschichte, Mythologie, Literatur und auch ein wenig im Französischen unterrichtet worden und hatte darin einen Ersatz für die versagten Jugendfreuden gefunden, so daß sie ihre kurze Lebensspanne heiter verbrachte, sehr viel las, auch Verse und Komödien schrieb, was ihr in ihrem eigenen Kreise Bewunderung und Überschätzung eintrug, meiner Mutter aber die rührendste Anhänglichkeit und Dankbarkeit von ihrer Seite.

In dem ehemalig Brunnowschen Hause wohnte um jene Zeit ein ganz merkwürdiges Paar, der alte Baron v. Rieger

mit seiner geistreichen, ihm in allem unähnlichen Gemahlin. Er war ein später Abkömmling jenes Obersten Rieger, berufenen Andenkens aus „Schillers Heimatjahren", ein sehr gelehrter Herr, der in seiner Jugend als Gesandtschaftsattaché weite Reisen gemacht hatte und den Hafis und Tausend und eine Nacht in der Ursprache las. Aber im Kopfe war es bei ihm nicht ganz richtig. In seinem nie gelüfteten Zimmer hielt er eine große Anzahl Papageien, die ihm in den verschiedensten Sprachen entgegenkreischten; noch meine ich seine durchdringende Stimme zu hören, wie er seinem Liebling, einem großen weißen Kakadu, Achille! Achille! rief. In jungen Jahren hatte er durch Spiel und Verschwendung ein ungeheures, von seiner englischen Mutter stammendes Vermögen durchgebracht; er soll ein so schlechter Haushälter gewesen sein, daß er Kapitalscheine und Banknoten haufenweise am Boden liegen ließ, wo sie von den freilebenden Papageien zerbissen oder auch vom verschütteten Badewasser der Vögel eingeweicht wurden. Jetzt lebte er mit seiner Frau in tiefster Armut. Man sah ihn oft im grauen, schlotternden Schlafrock, ein kleines, schmieriges Mützchen auf dem Kopf und rote Pantoffel an den Füßen, durch die Felder schweifen; daß ihm dabei die Gassenjungen nachliefen, beachtete er nicht, denn er sprach arabische Verse vor sich hin. Nach vier bis fünf Schritten blieb er jedesmal stehen und betrachtete über die Schulter seine aufgehobene Sohle; wegen dieser Gewohnheit hieß er im Dorfe der „Absatzbaron", und man behauptete, er sehe sich noch immer um, ob ihm nicht eine Banknote am Schuh hänge. Ich stand als kleines Kind einmal dabei, wie er in den Laden der Tante Bertha trat und für einen Kreuzer rot und weißes Baumwollband kaufte, um seinen Schlafrock damit zu gürten. Die Elle wollte um seinen hageren Leib doch nicht reichen, deshalb schnitt ihm die Tante Bertha noch um einen zweiten Kreuzer ab und knüpfte die Stücke zusammen, worauf er mit zwei Knoten um den Leib versehen abzog.

Daß die Tante Bertha ihn „Gnädiger Herr" titulierte, sich aber doch nicht dazu verstand, für seine zwei Kreuzer ihm ein neues, ganzes Stück abzuschneiden, verfolgte mich lange als peinlicher Widerspruch. Die befreundeten Familien sorgten für die Küche des verarmten Hauses, indem sie Speisen und Vorräte hinüberschickten. Doch hinderte die Not ihn nicht, von Zeit zu Zeit nach der Stadt zu gehen und in einem bekannten Spielwarenladen teures und für jene Zeit sehr fein ausgeführtes Kinderspielzeug einzukaufen, an dessen Mechanik er sich einsam vergnügte. Da gab es grünlackierte Brunnen, aus denen man Wasser pumpte, und Mühlwerke, die unter Gerassel das oben eingegossene Mehl an anderer Stelle wieder von sich gaben. Wir Kinder durften zuweilen, wenn wir krank waren, hinter dem Rücken des Besitzers mit diesen Herrlichkeiten spielen, und einmal führte uns Frau v. Rieger heimlich auf ihren Speicher, wo die Schätze des Barons aufbewahrt lagen, und ließ uns da in einen ganzen Himmel blicken. Das Hauptstück war ein rot- und weißgestrichenes blechernes Schifflein, das leicht uns Kinder selbst hätte fassen können; es einmal heimlich herabzuholen und auf dem Neckar schwimmen zu lassen, blieb für Edgar und mich ein unerreichbarer Herzenswunsch.

Frau v. Rieger war die vertrauteste Jugendfreundin meiner Großmutter gewesen und hatte nach deren frühem Tod ihre Liebe auf meine Mutter übertragen. Äußerlich glich sie einer Nippfigur. Alles an ihr war klein und zierlich, der Anzug äußerst sorgfältig gehalten, die braunen Haare in Löckchen geringelt. Von Zeit zu Zeit zog sie eine niedliche blaue Dose hervor und führte mit einem kleinen goldenen Löffelchen etwas Tabak an die Nase; eine Marquise vom Hofstaat Ludwigs des Fünfzehnten konnte sich dabei nicht stilvoller bewegen. Überhaupt war sie in ihrem ganzen Wesen eine Nachzüglerin des graziösen, leichtlebigen und tapferen achtzehnten Jahrhunderts, an dessen Ausgang sie das Licht

erblickte. Aus großem Reichtum in die äußerste Dürftigkeit versetzt, schien sie unter ihrer Verarmung nicht zu leiden, denn sie war immerzu geistig beschäftigt, lesend und schreibend oder auf langen, einsamen Spaziergängen durch die Gegend streifend, wobei sie sich in die vergangene Zeit versenkte. Meinen Vater, der der winzigen, etwas tauben Dame stets mit zartester Ritterlichkeit begegnete, liebte sie ausnehmend und nannte ihn den „schönen Herkules". Wie der französische Emigrantenadel wußte sie sich in die beschränkteste Lage zu finden, ohne von der Vornehmheit ihres Auftretens das geringste einzubüßen. Sie aß nur wie ein kleiner Vogel und trank niemals Wein, aber jeden Morgen erhob sie sich vor Sonnenaufgang und wanderte nach dem eine Stunde entlegenen „Zeller Brünnlein", um dort ein großes Glas frisches Wasser zu trinken. Nur ihre ästhetischen Zirkel konnte sie nicht verschmerzen. Des Abends deckte sie sich jetzt selbst den Teetisch mit der gewohnten Eleganz und Pünktlichkeit, denn ihr Silberzeug hatte sie gerettet; die silberne Zuckerdose enthielt auch noch Zucker, aber Tee und Rahm fehlten, doch die Gäste, die sich einfanden, machten keine Ansprüche: bei jeder Tasse lag eine Visitenkarte als Vertreter irgendeiner abwesenden oder wohl auch schon verstorbenen Persönlichkeit, und sie soll abendelang mit der stillen Gesellschaft die angeregteste französische Konversation geführt haben. Ob sie dieses Auskunftsmittel von dem berühmten „Justizrat Hasentreffer" entlehnt hatte oder ob sie selbständig darauf verfallen war, weiß ich nicht. Tatsache ist, daß sie sich auf diese Weise für die verlorenen geselligen Genüsse schadlos hielt, und ich erinnere mich genau, daß eines Abends meine Mutter von einem Besuch bei ihr nach Hause kam und erzählte, wie soeben die alte Dame sie mit einem wehmütigen Lächeln entlassen habe, weil sie ihre stillen Gäste erwartete. Dies geschah jedoch ohne eine Spur von Mystizismus, denn Frau v. Rieger huldigte einer Aufklärung im Sinne Voltaires

und seiner Zeitgenossen. Ihre Kultur war eine französische, obwohl reines deutsches Blut in ihren Adern floß, und sie soll sich erst vom Jahre Achtundvierzig an, als sie an eine Zukunft Deutschlands glauben lernte, zu der deutschen Sprache bequemt haben. Die feine Aristokratin las sogar mit großem Wohlgefallen die derben Schriften eines Johannes Scherr, weil sie darin die Verherrlichung des Vaterlandes fand. Im Jahre Siebzig loderte sie in Flammen der Begeisterung auf, allein wie sehr sie nun auch jeden Einfluß des „Erbfeindes" abschwor, das Gepräge ihres Geistes, die Art ihrer Unterhaltung und ihr ganzer Lebensstil war und blieb französisch, doch ein Französisch des achtzehnten Jahrhunderts. Es hat mir immer an ihr gefehlt, daß sie nicht einen schnupfenden Abbé mit Schnallenschuhen zur Begleitung hatte.

Ein freundliches Geschick wollte, daß sie kurz nach unserem Wegzug von Obereßlingen von seiten der englischen Verwandten ihres unterdessen verstorbenen Mannes die Nutznießung eines Nabobvermögens erbte. Sie benutzte das Geld fast ausschließlich zum Wohltun, zur Linderung von Armut, deren Druck sie selbst empfunden hatte, und zur Förderung gemeinnütziger Zwecke, indem sie für sich selbst nur wenig verbrauchte. Die Zeit erschien machtlos dieser seltsamen Persönlichkeit gegenüber; als ich sie fünfzehn Jahre nach den Eßlinger Tagen in Cannstatt wiedersah, hatte sie noch dieselbe schlanke, zierliche Gestalt, denselben aristokratischen Kopf mit den braunen, vollen Locken, und auch das goldene Löffelchen in der Tabatière war noch in Tätigkeit. Sie sollte ein nahezu biblisches Alter erreichen, ohne dessen Trübsal zu kosten, denn ihre Seele schien im Genuß des Wohlstandes nur immer noch frischer und jugendlicher zu werden. In den achtziger Jahren plante sie noch einen Besuch bei uns in Florenz, der aber nicht mehr zustande kam. In ihren letzten Briefen an meine Mutter erzählte sie in Makamenform, welche Dichtart ihr bei der rein verstandesmäßigen Anlage ihres Geistes offenbar

besonders zusagte, drollige Erlebnisse einer Schweizerreise und ergoß über einen „unreifen Springinsfeld von siebzig Jahren", der der reifen Neunzigerin seine Hand angeboten hatte, noch einmal die Fülle ihres französischen Esprits.

Zu den merkwürdigen Gestalten, von denen das kleine Obereßlingen wimmelte, gehörte auch ihre Nachbarin und Freundin, das alte Fräulein von Bär. Auch diese war eine von den Vertrauten meiner Großmutter gewesen und hatte ihre Neigung auf den Nachwuchs vererbt. Obgleich nicht groß, war sie von gebietender Erscheinung, dunkelhaarig, ein wenig beleibt und trug sich immer weiß mit einem großen, nickenden Gartenhut nach einer längst verschollenen, aber mit dem idyllischen Charakter des Ortes harmonierenden Mode. Aus einer verarmten Adelsfamilie stammend, war sie in ihrer Jugend als Gouvernante in ein vornehmes Haus nach Italien gekommen; von dort hatte sie wohl die anmutige Grandezza ihres Wesens mitgebracht. Nach ihrer Rückkehr erhielt sie ihrer außergewöhnlichen Bildung wegen den Posten einer Vorsteherin am „Katharinenstift" in Stuttgart, wo sie sich großer Beliebtheit erfreute, aber ein zunehmender Mystizismus, mit dem sie auch die Schule zu färben suchte, machte ihre Stellung unhaltbar. Nach ihrer Pensionierung ließ sie sich von meinem Großvater, der nach allen Richtungen dilettierte, das kleine, niedliche, einem Spielzeug gleichende Schweizerhäuschen bauen, das sie noch zu unserer Zeit mit ihrer schwachsinnigen Schwester bewohnte; auch die Tannen, die es ringsum beschatteten, waren von seiner Hand gepflanzt. Wieviel sie aber auch auf den alten Herrn hielt, in ihrem Geisterglauben, der seinem Rationalismus sehr zuwider war, ließ sie sich nicht von ihm irremachen. Sie geriet vielmehr mit den Jahren immer tiefer in den Bann der „Seherin von Prevorst". Unter ihren Tannen ging sie oft gestikulierend auf und nieder und unterredete sich auf Italienisch mit der Geisterwelt, weil dies die Sprache ihres frühverstorbenen Jugendgeliebten

war. Den sektiererischen Reiseprediger Gustav Werner ließ sie Vorträge in ihrem Gartensalon halten. Das hinderte sie aber durchaus nicht, feine Weltdame mit politisch-fortschrittlicher Gesinnung zu sein. In ihrem Zimmer hing ein lebensgroßes Bildnis Garibaldis, für den sie schwärmte. Sie bestärkte meine Mutter in der schon von der Großmutter ererbten Vorliebe für alles Italienische, wodurch wiederum ich schon in den frühesten Jahren auf italienische Sprache und Literatur hingewiesen wurde.

Auch unseres Nachbars sei hier gedacht, des schönen Nimrods Rommel mit den gewaltigen Hunden, für den alle Dorfmädchen glühten, und der von früher Jugend an meine Mutter schwärmerisch verehrt hatte. Jetzt übertrug er seine Liebe auf die Kinder, besonders auf das Töchterchen, das er zu ihrer höchsten Wonne bisweilen im Hofe auf seinem hochbeinigen Rappen reiten ließ. — All diesen eigentümlichen Menschen war eins gemeinsam: sie lebten in einer Enge, die man sich heute kaum mehr vorstellen kann, und trugen die Weite der ganzen Welt in ihren Herzen.

Äußere Ereignisse gab es in dem kleinen Dorf keine; die Zeit stand vollkommen still. Höchstens daß ab und zu ein Zigeunertrupp durchzog und die Zigeunerweiber zum Betteln und Wahrsagen im Haus erschienen. Waren sie jung und schön, so eilte meine freigebige Mutter an einen großen Schlafdiwan, dessen als Truhe dienender Hohlraum die Reste verschwundener Pracht, Hofkleider der Großmutter, gewirkte Schals und Schärpen, Spitzen und Stickereien barg. Da holte sie irgendein rot- oder gelbseidenes Prunkstück hervor, um den braunen Zigeunernacken damit zu schmücken. Dann wurde mein Vater gerufen, damit er sich mit der Beschenkten auf Rotwelsch unterhalte. Ihm war die Zigeunersprache geläufig aus den Zeiten, wo er wegen der Studien zu den „Heimatjahren" und zum „Sonnenwirt" mit dem fahrenden Volk im Lande herumgezogen war, um ihre Sprache, ihre

Gebräuche und Anschauungsweise kennen zu lernen, vor allem, um die mündlichen Überlieferungen vom Hannikel zu sammeln. Die Zigeuner sind bekanntlich sehr zurückhaltend mit allem, was ihren Stamm und seine Erinnerungen betrifft; gegen meinen Vater aber waren sie nicht karg gewesen, wie die zwei großen Romane bezeugen, und meine Mutter suchte jeder durchziehenden Zigeunertruppe den Dank dafür durch Geschenke abzutragen, die bei dem dauernden Geldmangel des Hauses nur in solchen vererbten Putzstücken bestehen konnten. Da der Inhalt besagter Truhe mich immer lebhaft beschäftigte, wollte mein Vater mich einmal hinter dem Rücken der Mutter damit erfreuen; er zog den schweren Deckel in die Höhe, aber im Augenblick, wo ich mich niederbeugte, blieb ihm der lederne Griff in der Hand, und der Deckel fuhr schmetternd zu, daß ich gerade noch den Kopf zurückziehen konnte. Der namenlose, versteinernde Schrecken, den ich in seinem völlig erbleichten Gesichte las, gab mir für diesen Tag eine nicht unbehagliche Wichtigkeit.

Um jene Zeit schrieb er den Text zu Weißers „Bilderatlas zur Weltgeschichte". Die in seinem Zimmer aufgestellten Stiche und Zeichnungen nach den schönsten damals bekannten Antiken, nach Statuen und Reliefs, nach Vasen und Gemmen machten auf unsere Kinderseelen einen unauslöschlichen Eindruck. Wir mühten uns, sie ohne Anleitung nachzuzeichnen und liebten sie auch noch in den Ungestalten, die wir selbst hervorbrachten. Die Mutter kam dieser Neigung entgegen, indem sie uns mit der homerischen Götter- und Heroenwelt bekannt machte, die schon ihre eigene Jugend durchleuchtet hatte. Mein Großvater Brunnow mit seinem Sinn für drastische Komik hatte dereinst der Tochter die Blumauersche Travestie der Äneide in die Hände gegeben, aus der sie, den niedrigen Ton überhörend, das reinste Entzücken am Gegenstande sog: sie gab uns dafür die Ilias. Alsbald wurden die schönen Gestalten des Bilderatlasses lebendig, sie stiegen aus den Blättern her-

unter und lebten mit uns selbständig weiter, in viel höherem Maße, als die Erwachsenen wußten. Wir führten in unseren Spielen ihre Taten auf und verwuchsen ganz mit ihnen. Es gab eine Zeit, wo wir schlechtweg an die griechischen Mythen glaubten, und die schönen, stummen Götterbilder gewannen mehr Einfluß auf uns, als die ganze lebende Umgebung, die ja häufig einen Stich ins Groteske hatte. Wie oft wurde in unserem Grasgarten die heilige Troja mit ihren Mauern aus Lehm aufgeführt, dann verteidigt und gestürmt und schließlich dem Erdboden gleichgemacht. Die Mutter ließ uns Helme und Schilde aus Pappe und Goldpapier sowie hölzerne Lanzen anfertigen; Pfeile und Bogen machten wir uns selbst, dazu bekamen wir noch Sandalen an die Füße, und ich erhielt außerdem ein Panzerhemd, worauf ein goldenes Medusenhaupt leuchtete, denn ich stellte nichts Geringeres als die Athene dar, weil Edgar, der überall der Erste sein mußte, sofort in die Rolle des Achilleus gefahren war, und unser zartes gegenseitiges Verhältnis es mit sich brachte, daß ich ihm als Helferin zur Seite trat. Wir hatten auch vereinte Kräfte nötig, um unserem Alfred, genannt „Butzel", zu widerstehen, der gerade damals ein Stadium unbezähmbarer Wildheit durchmachte. Er, der an natürlicher Güte uns alle weit übertraf, war zu jener Zeit und noch lange danach in seinen Kraftausbrüchen fast unnahbar. Da ihm am wohlsten war, wenn er wie ein Eber daherrennen oder sich brüllend am Boden wälzen konnte, so gab es nur einen Gott, dessen Züge ihm paßten, den tobenden Kriegsgott, und er hat auch seine Aresrolle stets mit der tiefsten Überzeugung gespielt. Auch unseren kleinen Erwin nötigten wir, sich mit Pfeil und Bogen an den wilden Kriegsspielen zu beteiligen, woran er aber bei seinem zarten Alter weniger Gefallen fand. Er war übrigens jetzt nicht mehr der Jüngste; am 18. Mai 1860 war noch ein Nachzügler erschienen, ein vierter Knabe, zwar ungerufen, aber nicht minder willkommen. Da meine Mutter

sich um jene Zeit für die Befreiung Italiens begeisterte, verlangte sie, ihm den Namen Garibaldi zu geben. Mein Vater willigte ein, weil er sich erinnerte, daß irgendein alter Langobardenherzog Garibald geheißen, weshalb er den Namen als einen deutschen ansprach; er stiftete aber noch den zweiten, Winfried hinzu, denn dieses Reservatrecht hatte er sich gewahrt. Wir Geschwister aber nannten ihn Balde, und diesen Namen behielt er fortan; so fehlte ihm nur ein r zu dem jugendlichen Sonnengott der Germanen, an den er später durch seine strahlende, von keinem Leiden je zu trübende Heiterkeit und durch seinen Jugendtod nur allzusehr erinnern sollte.

Wie auf einer weltfernen Insel hausten wir hinter unserer Gartenmauer, die zwar nicht hoch, aber doch bedeutend höher war als wir selbst, auf den Raum eines Obstgartens angewiesen, den wir für ein Stück Griechenland hielten, und wußten nichts, rein gar nichts von der Außenwelt noch von dem Jahrhundert, in dem wir lebten. Ein Besucher verdarb es einmal schwer mit uns, indem er uns der Tracht nach für Perser hielt, welches doch unsere Erbfeinde waren. Im Dörflein aber erregte unser Treiben, von dem man nichts begriff, Kopfschütteln und Ärgernis. Die Welt war nicht mehr so harmlos wie in der Jugendzeit des Fräuleins v. Brunnow, das unbehelligt als Jungfrau von Orleans durch die Felder spazieren konnte; uns war die Dorfjugend aufsässig, die das Blinken unserer goldenen Waffen für eine Herausforderung ansah, und sobald wir den Fuß aus den Mauern setzten, waren wir in Feindesland. Dies nahm uns auch nicht wunder; denn in den groben Bauernjungen, die uns Schimpfwörter und Steine in den Garten warfen, sahen wir feindliche Barbarenvölker, als was sie sich schon durch ihre rauhe Aussprache darstellten. Der Edle von der Mancha hat nicht überzeugter für seine Irrende Ritterschaft gestritten als wir für unser eingebildetes Griechentum. Wir gaben ihre Würfe tapfer zurück, wozu die Roßkastanien unterm Haus die Geschosse

lieferten, und wagten auch gelegentlich einen Ausfall, wenn so ein Trupp vorüberkam.

Unter den Geschwistern standen Edgar und ich uns immer noch am nächsten; wir hatten ja schon ein Menschenleben in verkleinertem Maßstab zusammen durchlebt, bis die anderen uns nachkamen. Er war das anerkannte junge Oberhaupt des Hauses und hielt darauf, in seinen Vorrechten nicht verkürzt zu werden. Mit seinen Sachen, auf die er bei seinem starken Ichgefühl großen Wert legte, durfte nur ich spielen, und auch ich nur, wenn er bei Laune war; er forderte mich dann wohl einmal schriftlich dazu auf. Wir beide pflegten aus der lauten Ausgelassenheit ganz tief in uns selbst zurückzukehren, wobei ein jedes seinen eigenen Weg ging: er beobachtete alsdann still die Natur, fing Salamander, Wasserspinnen, Kaulquappen, während ich von fernen, raunenden Rhythmen rastlos umhergetrieben war. Dabei griff er alles anders an als andere und führte es auf seine Weise hartnäckig ans Ziel. Er lernte spielend, man kann es kaum lernen nennen, denn womit er in Berührung kam, das faßte er und hielt es fest. Auch mir fielen die Dinge von selber zu, allein sie fielen ebenso leicht wieder von mir ab, während er das Seinige nicht mehr losließ. Aber seine nervöse Reizbarkeit und ein Mangel an derberer Lebenslust, der ihm noch von den kränklichen Kinderjahren anhaftete, schuf dem Hause viele Not. Beim Anblick des gedeckten Tisches entlief er gewöhnlich in den Garten; seine Fina, die ihn anbetete, lief ihm dann mit dem Suppenteller die kreuz und quer nach und suchte ihn durch das Versprechen eines Sechsers zum Essen zu verführen. Solche Freiheit konnte er sich erlauben, weil das wirkliche Familienhaupt an der Mahlzeit keinen Teil nahm. Dem Vater mußte das Essen aufs Zimmer gebracht werden, wo er stehend und gehend ein paar Bissen zu sich nahm. Er kam wohl zuweilen zur Mittagsstunde herüber, um einen raschen Blick auf unsere blonden Köpfe zu werfen und sich an unserer Eßlust zu freuen,

denn wir anderen waren keine Kostverächter. Er kostete dann vielleicht einmal flüchtig von einer Speise mit der scherzhaften Frage: „Ist's erlaubt?" Aber das Gewirr jugendlicher Stimmen konnte er schon damals nicht auf längere Zeit ertragen.

Unser Unterricht lag nach wie vor in den Händen der Mutter, nachdem ein Dorfschullehrer vorübergehend zugezogen und bald wieder entlassen worden war, weil er den lebhaften Alfred nicht zu behandeln verstand. Sie weihte uns jetzt in die lateinische Grammatik ein, die sie sich selber einstmals zum größten Teil auf autodidaktischem Wege angeeignet hatte. Gewöhnlich mußte aber der Unterricht unter dem Drang der Umstände noch mit irgendeiner häuslichen Verrichtung verbunden werden, so daß die Aufmerksamkeit der Schüler wie der Lehrerin eine sehr geteilte war. Mir brachte sie noch überdies des Morgens die Anfangsgründe des Französischen und Italienischen bei und strählte dazu meine langen, unbezähmbaren Haare, weshalb dieser Teil des Stundenplans meist mit Geschrei und Tränen endigte. — Als ich später Goldonis Locandiera, die wir so zusammen lasen, auf italienischen Bühnen wiedersah, da wunderte ich mich über die lachende Grazie dieses Stücks — aus unserer Kämm- und Sprachstunde war es mir nicht in so sonniger Erinnerung geblieben. Unser Unterricht war also ein sehr sprunghafter, dagegen zeichnete er sich durch außerordentliche Vielseitigkeit aus; etwas Ordnung und Zusammenhang mußte ich mir später mit Mühe dazu erwerben, was den Brüdern durch die Schule leichter gemacht wurde.

Vollkommen verboten waren mir dagegen die weiblichen Handarbeiten, für die ich eine von der Großmutter Brunnow ererbte Neigung hatte: mein Mütterlein verachtete sie tief und wollte sie deshalb, wenn nötig, eher selber tun, als gestatten, daß ihre Tochter sich damit befaßte. Ich mußte also dieser Vorliebe, die mir auf keine Weise auszutreiben war, heimlich frönen, wodurch sie sich erst recht in mir befestigte.

Wie oft saß ich mit Nadel und Schere in irgendeinem Winkel versteckt, um mir aus dem Inhalt der alten Truhen und Schränke irgendein Gewandstück zurechtzuschneidern, ja, ich erinnere mich, einmal mit dem schlechtesten Gewissen von der Welt heimlich Alfreds zerrissene Höschen geflickt zu haben, denn wenn ich mich über der Arbeit ertappen ließ, so wurde sie mir unnachsichtlich weggenommen und durch eine lateinische Grammatik ersetzt. Nicht einmal bei Josephinen, sonst der Vertreterin des juste-milieu, fand ich in solchen Fällen Unterstützung: so ganz war sie eins geworden mit ihrer Herrin, daß sie mich immer schleunigst aus der Küche entfernte, wenn ich ihr etwas von ihren Künsten ablernen wollte.

Besonders eine Heimlichkeit gab es im Hause, von der ich strenge ferngehalten wurde und die mit dem Reiz einer verborgenen Kulthandlung auf mich wirkte. In später Nachmitternachtsstunde kamen je und je unheimliche, nornenhaft aussehende Weiber mit Laternen aus dem Dorfe angerückt, um sich unter Josephinens Leitung in der Waschküche zu versammeln. Es war das Mysterium der Monatswäsche, die nach uraltem Brauch, wovon Josephine nicht lassen wollte, in tiefer Stille der Nacht vor sich ging, denn am Tag wäre nach ihrer Überzeugung kein Segen bei dem Werke gewesen. In solchen Zeiten war der Morgenkaffee dünner als sonst, ein Seifengeruch ging durchs ganze Haus, und die Reissuppe, die es alsdann am Mittag gab (auch das gehörte zum Ritus), schmeckte gleichfalls nach Seife. Da mir trotz aller Bitten das Zusehen nie gestattet wurde, schlich ich mich einmal heimlich ein mit dem Schauer des Uneingeweihten, der sich zur Isisfeier drängt. Ich wohnte der heiligen Handlung des Laugebereitens bei, sah die Schicksalsfrauen reibend und spritzend am Waschtrog stehen, wo der Seifenschaum klatschte, und hörte, wie sie ihre Erfahrungen über die inneren Vorgänge in den Nachbarhäusern austauschten. Josephine stand ernst und edelmilde unter ihnen und sprach nur, um die Seifen-

schlacht zu lenken. Es war das Schöne an ihr, daß sie gegen die Angehörigen ihres eigenen Standes gar keinen Hochmut zeigte, sondern ihre höhere Kultur bloß durch das schweigende Ablehnen des Klatsches und der Kleinlichkeit an den Tag legte. Erst als eine der Waschfrauen die besorgte Frage stellte, ob wohl der Morgen gutes Aufhängewetter bringen werde, öffnete sie den Mund und antwortete mit ihrer tiefen, wohlklingenden Stimme: „Das wissen die Götter!" — Die Gute war, ohne es zu bemerken, gleichfalls in den homerischen Stil geraten.

Dieses edle Herz, dessen Hülle damals zu schrumpfen begann, diente nicht nur in jener kargen Zeit ganz ohne Lohn weiter, sondern verwendete noch ihr Erspartes zur Ausbesserung häuslicher Schäden und zu Geschenken für die Kinder.

Der Fremdling

Mit dem Umzug nach Obereßlingen beginnt in meines Vaters Leben deutlich die absteigende Kurve. Der Aufenthalt war zuerst nur vorübergehend gemeint, bis sich in Stuttgart, aus dem wir durch den Verkauf des „Königsbads" vertrieben worden waren, eine neue passende Wohnung gefunden hätte, aber man blieb, und dieses Bleiben wurde dem Dichter verhängnisvoll, denn das Landleben ist für den Schaffenden nur als Erholung, nicht als dauernder Zustand günstig. Hier traf es noch mit einer Zeit der tiefsten Enttäuschung zusammen. Seine Schöpferkraft, die, solange er noch durchzudringen hoffte, auch in den schlimmsten Drangsalen immer neue Blüten getrieben hatte, begann angesichts der völligen Hoffnungslosigkeit zu versagen. Er wußte jetzt, die Masse der Leser war für seine Kunst nicht reif, und wie er es auch angriffe, er würde ihren Geschmack niemals treffen. Als im Jahre 1861 der letzte Band seiner Erzählungen erschien und ebenso schlechtes Glück machte wie alle seine Vorgänger, da entsank ihm endlich Lust und Schaffensmut: die übrigen teils erst geplanten, teils schon entworfenen Novellen blieben in der Feder stecken. Nur ein wenig Luft zum Atmen, eine kurze Erfrischung in veränderter Umgebung, und die versiegten Quellen hätten neu gesprudelt. Allein die Lebenssorgen versperrten ihm jeden Schritt ins Freie, und es gab aus dieser Enge keinen Ausweg mehr, denn seine politische Vergangenheit verschloß ihm die Möglichkeit einer Anstellung im Staatsdienst.

Die Schwierigkeit des Fortkommens vermehrte sich von Tag zu Tage. Jetzt wanderte nach und nach all das schwere Brunnowsche Silbergerät, der schöne Samowar und andere

wertvolle Erbstücke zum Verkauf. Uns Kindern blieb gleichwohl das Gefühl der Not ferne, und wäre nicht ab und zu meiner Mutter ein verzweifeltes Wort entfahren, das von meinen sechsjährigen Ohren aufgefangen wurde und mir des Nachts in Gestalt schrecklicher Träume wiederkehrte, so hätte ich an jene Zustände schwerlich eine persönliche Erinnerung. Daß der Genius ihres Dichters in dieser Drangsal einer unaufhaltsamen Zerstörung entgegenging, konnte auch sie zum Glück nicht übersehen. Man hatte damals in Laienkreisen noch wenig physiologische Einsicht, und niemand dachte daran, er selber vielleicht am wenigsten, daß seine wachsende Nervosität mit seiner Lebensweise zusammenhing. Er wetteiferte jetzt an Genügsamkeit mit seinem Pfarrer von V... burg. In Obereßlingen bestand seine Hauptmahlzeit gewöhnlich aus einem Teller schwarzer Brotsuppe, seiner spartanischen Suppe, wie er sie nannte; darauf folgte noch ein Butterbrot mit Kräuterkäse bestrichen, den er seines prickelnden Geschmacks wegen liebte. Statt des Weines trank er lange Zeit Essig mit Wasser vermischt, und da er das Rauchen nicht entbehren konnte, wickelte er sich, als der Tabak ausging, Zigarren aus getrockneten Erdbeerblättern. Zwar seine Frau und Josephine überboten ihn fast noch an Enthaltsamkeit, aber ihn trafen die Folgen verderblicher, denn sein angegriffener Kopf mußte noch fortfahren hervorzubringen. Später, als die Verhältnisse sich besserten, blieben seine Verdauungsorgane geschwächt und zwangen ihn, die kärgliche Lebensweise der schlimmen Tage beizubehalten. Die nächste Folge war eine Unruhe und Reizbarkeit, die mit physischer und seelischer Gedrücktheit abwechselten und auch seinem geistigen Schaffen, das so lange den Verfolgungen des Schicksals siegreich widerstanden hatte, die Spur der Ermüdung aufdrückte. Sehr mit Unrecht nannte man diesen Zustand sein Nervenleiden: eine Riesenanlage begann endlich nach heroischem Kampf dem Druck des Lebens zu erliegen.

Dennoch arbeitete er rastlos weiter. Die Beschäftigung mit dem Weißerschen Kunstatlas zog ihn in archäologische Forschung hinein, für die er von je einen starken Sinn gehabt hatte, denn bloß Gelerntes und Gelesenes wiederzugeben, wie es für solche populären Arbeiten gefordert wird, war ihm seiner Natur nach unmöglich; die Spannkraft und Vielseitigkeit seines Geistes zwang ihn, jedem Gegenstand, mit dem er sich gerade beschäftigte, seinen innersten Gehalt abzufragen. Bei diesem Ausflug auf das Gebiet der Archäologie entdeckte er als erster die wahre Bestimmung des Tempels von Ägina,[1]) ein Fund, der erst in diesen letzten Jahren von den Fachkreisen gewürdigt worden ist.[2])

Da seine dichterischen Schöpfungen ihm nicht die Mittel zur Erhaltung seiner Familie lieferten, glaubte er jetzt eine Zeitlang ganz zur Historie übergehen zu sollen, denn daß die unzünftige Wissenschaft ihren Mann noch weniger nährt als die Poesie, wußte er bei seiner Welt- und Geschäftsunkenntnis nicht. Er griff nach einem vaterländischen Stoff, dessen Szenerie ihn umgab, nach Studien aus der Zeit des Franzoseneinfalls von 1688, wofür er in Eßlingen, das unter den Greueln der Melacszeit mit am meisten gelitten hatte, reichliche Quellen fand. Doch das Bedürfnis nach einer künstlerischen Darstellung überlieferter historischer Ereignisse, auf das er gezählt, war nirgends vorhanden, und er fand für diese Arbeiten erst recht keine Teilnahme. Mit Mühe brachte er sie nach vielen Fehlversuchen im „Morgenblatt“ unter. Es war ein Zug, der durch sein ganzes Leben ging, daß jedesmal, wenn er für den Broterwerb schaffen wollte, der Ertrag noch am allerdürftigsten ausfiel.

---

[1]) Hermann Kurz. Ein Schreibfehler von Herodot? Neues Schweizerisches Museum. 3. Jahrgang. Bern, Deutsche Buchhandlung, 1863.

[2]) S. Furtwängler, Das Heiligtum der Aphäa, Einleitung (1907—1908).

Übrigens war ihm die mit den freundlichsten Hoffnungen begonnene Arbeit nicht einmal nach Wunsch gelungen: er selber klagte gegen Kausler, daß er zu tief in das Gestrüppe des Stoffes geraten sei. Hier zeigt sich zum erstenmal in seinem Schaffen die deutliche Spur der Erschöpfung, die die Folge einer entkräftenden Lebensweise war. An vielen seiner Entwürfe aus jener Zeit erkennt man, wie die Übersicht des Stoffes dem ermüdeten Hirn zu fehlen begann, während es noch eine Fülle von Einzelgestaltung hervorbrachte. Schon bei dem liegengelassenen „Heiligen Florian" hatte er sich in ein Wirrsal von Nebendingen verstrickt, die den Gang der Erzählung aufhielten; das gleiche sollte ihm in späteren Jahren beim Versuch einer Fortsetzung der „beiden Tubus" abermals begegnen. Die anmutigen, echt epischen Mäander, die er immer liebte und die ihn sonst so sicher ans Ziel führten, hier wurden sie zu Abwegen, wo er sich selbst nicht mehr zurechtfand.

Und doch raffte sich gerade zu dieser Zeit der zu Tode gequälte Dichtergenius, als er mit einem seiner Natur verwandten Stoffe zusammentraf, noch einmal auf zu einem mächtigen Fluge ins Land der Poesie. Eine Redaktion hatte ihn zu einem poetischen Beitrag angegangen und ihm dazu den Leitgedanken von dem im Rabenneste ausgebrüteten Adlerjungen geliefert. Wie der Gegenstand ihn ergriff und unter seinen Händen zu einem Bilde der Erdenlaufbahn des Genius emporwuchs, davon kann jeder Leser des „Fremdlings" sich überzeugen. Daß ihm auch sein eigenes Schicksal dabei vorschwebte, ist klar: diese Symbolik lag ja schon im Stoffe, und er hätte ihr gar nicht ausweichen können; auch mögen ihm bei dem Straffermon des Oberkorax und der öden Lebensklugheit des Rabenfräuleins eigene Jugendeindrücke vorgeschwebt haben. Aber es war damals doch ein gröbliches Mißverstehen von seiten der Freunde, daß sie meinten, in diesem Gedicht den Ausdruck der Verbitterung

wegen persönlich erlittener Kränkungen finden zu müssen; vielmehr lag ja schon in der Allgültigkeit des Symbols vom Lose der Großen die innere Versöhnung. Noch mehr lag sie in der glanzvollen Schlußapotheose, die zugleich des Dichters eigene Laufbahn großartig abschloß. Wie der aus der Rabengemeinschaft Ausgestoßene in dem vorüberschießenden Königsadler seine eigene Gestalt wiederfindet und endlich jubelnd sich selbst erkennt, dann der Sturm im Hochgebirge und das Gemälde der Alpennacht mit dem nachfolgenden Sonnenaufgang, endlich des Adlers letztes Verschweben im Blau: es war der höchste lyrische Flug, der dem Dichter selber noch gestattet war, ehe er mit gebrochenen Flügeln niedersank. In diesem Liede hat er seine poetische Kraft ausgehaucht; daß er von da an fast ganz verstummte, gereicht seinem Gesamtbild nicht zum Schaden.

In einer Rebenlaube zu Obereßlingen wurde das Gedicht geschrieben. Ich kann noch die majestätische Gestalt des Dichters vor mir sehen, wie er mit glänzenden Augen den schmalen Wiesenweg neben der Gartenmauer auf und nieder schritt und dabei wie im Traum zuweilen mit einem langen Stecken die vom Wind herabgerissenen Ranken der wilden Rebe an der Stakete befestigte, da sie seinen Ordnungssinn störten; wir Kinder mußten unsere wilden Spiele damals in einen anderen Teil des Gartens verlegen.

Es war am Schluß des Schillerjahres 1859, daß der „Fremdling" entstand, und wohl mögen die Eindrücke des Festjubels, der von weitem in seine stille Klause drang, durch ihren Gegensatz mit dem Erdenlose des Gefeierten auf die Dichtung mit eingewirkt haben. Auch bei diesem Feste sollte er es noch einmal an eigener Person erfahren, was die Nation für ihre lebenden Dichter übrig hatte. Die Franckhsche Buchhandlung hatte eine Festausgabe von „Schillers Heimatjahren" veranstaltet, die übrigens nur eine Titelauflage war und dem Verfasser nichts eintrug. Diese buchhändlerische

Spekulation stand, wie man denken mußte, unter den günstigsten Aspekten, denn die Schiller-Veröffentlichungen lagen zu jener Zeit noch in der Wiege, und die „Heimatjahre", die ja ganz auf erstem Quellenstudium beruhen, waren so ziemlich das einzige Werk, aus dem Schillers Landsleute bei der Jahrhundertfeier seiner Geburt sich mit Schillers Jugend vertraut machen konnten. Vergebens, auch diese Ausgabe — die Festkrebsausgabe, wie ihr Verfasser sie erbittert nannte —, fiel gänzlich ins Wasser; das Publikum wollte seine Begeisterung gratis beziehen. Was Wunder, daß Hermann Kurz damals den ganzen Schillerkultus für Heuchelei erklärte und jede Beteiligung am Feste ablehnte.

Sein Leben war nur eine Kette von Kampf und Mühsal gewesen. Jetzt begann das Schlimmste, das Vergessenwerden. Wie lange graue Fäden spann sich's um ihn, die allmählich unzerreißlich wurden. Die Werke, die er mit seinem Herzblut genährt und mit seiner feinen Künstlerhand gebildet hatte, lagen verschollen, wie in einen tiefen Brunnen versunken. Niemand erhob die Stimme für ihn. Wenn er je noch von einer literarischen Zeitschrift zu Beiträgen aufgefordert wurde, so war es ein Ereignis. Selbst die alles verschlingenden Anthologien vergaßen ihn. Halb der Vergangenheit, halb der Zukunft gehörig, hatte er keine Gegenwart mehr. Und der Menschenumgang, wenn er ihn überhaupt noch pflegen mußte, wurde ihm zur Qual. Auch sein Briefwechsel, sonst mit Feuer betrieben, flaute ab; was hatte er den Freunden noch zu sagen?

Im Spätherbst 1859 schrieb er an Kausler:

— — „Auch meine politischen Illusionen sind zu Ende. Da steckt man sich hinter den alten Kaiser, wie man sich hinter Schiller steckt. Genug davon. Ich habe nach und nach das Mittel gefunden, auch ohne Glauben zu arbeiten. Laßt mir die Einsamkeit unbeschrien, sie ist ein gutes Kraut. Ich fühlte mich neulich in Stuttgart in der Gesellschaft weit einsamer als hier."

Die Öde von Obereßlingen spann ihn immer tiefer ein. Wohl hatte er noch sorgende Liebe und Treue um sich, aber niemand, der auf sein Künstlertum erfrischend wirkte, der ihn zu neuer Tatenlust, zu Hoffen und Glauben wecken konnte. Und die Sonderlinge unseres Obereßlinger Verkehrs, die für uns Kinder so anregend waren, mochten ihn zuweilen wie ein Gestrüpp des Unsinns überwuchern. Sich ohne eine Hand von außen diesen Verhältnissen zu entwinden und anderswo von vorne zu beginnen, war eine Unmöglichkeit: der tägliche Bedarf einer Schar von Kindern gestattete keine Geld und Zeit erfordernden Versuche mehr.

Ein neidischer Dämon schien ihm auch die kleinste Erfrischung zu mißgönnen. Ich erinnere mich noch eines Herbsttages, wo er in dem leichten Röckchen, das er immer trug, zu Fuße auszog, um Rudolf Kausler in Klein-Eislingen zu überraschen. Meine Mutter hatte nicht geruht, bis er sich zu dem Ausflug entschloß. Aber als er fort war, befiel sie plötzlich eine heftige Unruhe und das unabweisliche Gefühl, daß ihm etwas zugestoßen sei. Sie schickte ihm unser Kindermädchen Christine nach, das ihn in der Nähe von Plochingen bei schneidender Kälte ganz verkrümmt und hilflos auf einem Steinhaufen an der Landstraße sitzend fand und mit großer Aufopferung den schweren Mann, der sich auf sie stützen mußte, bei sinkender Nacht wieder nach Hause brachte. Dieses Ereignis, das in mein siebentes Lebensjahr fiel, steht mir noch deutlich im Gedächtnis Er selbst berichtete darüber in seiner humoristischen Art an Kausler, daß er unterwegs durch einen rheumatischen Anfall von wahrhaft grandiosem Auftreten beinahe zum Ludwig Tiek zusammengezogen worden sei.

Die Obereßlinger Jahre sind die trübsten seines Lebens gewesen. Dennoch war er auch damals kein Verbitterter und sollte es niemals werden. Entsagung war es wohl, was ihn trieb, sich in so langem, tiefem Schweigen von der Welt abzuwenden, aber keine Verbitterung. Nie entfuhr ihm ein

herbes Wort gegen die Glücklicheren und Verdienstloseren. Er mußte nach langem, schwerem Ringen einsehen, daß seine Zeit ihn nicht trug. Er grollte ihr nicht — vorübergehende Stimmungen ausgenommen —, er verwünschte sie nicht, er zog sich schweigend von ihr zurück und lebte da, wo es keine Zeit gibt, unter den Großen, die alle Zeitgenossen sind. Wäre er verbittert gewesen, so hätte man seine Stimme vernommen, denn die Menschenhasser machen immer ihren Weg. Daß ich, die ein so frühreifes und feinhöriges Kind war, die Tragödie seines Lebens fast nur historisch und wenig aus persönlichen Eindrücken kenne, zeigt, wie er den kristallenen Spiegel seiner Seele von jeder Trübung rein zu halten wußte.

Auch war er ja ein viel zu liebender Vater, um nicht unser freudiges Wachstum für einen Ausgleich des Schicksals hinzunehmen, so wenig er sich fähig fühlte, einen bestimmenden Einfluß darauf auszuüben. Er hatte uns nichts geben können als sein Blut, denn seine Zeit und seine Kräfte hatte er der Allgemeinheit geopfert, aber so wild und gesetzlos er uns aufschießen sah, er zweifelte nicht, daß dieses Blut ein jedes von uns den rechten Weg durchs Leben führen würde. Nur daß ihn sein reizbarer Zustand auch um die Freuden des Familienlebens betrog. Er war zu spät Vater geworden und blieb darum inmitten der Seinigen ein Einsiedler und Junggeselle. Sobald er sich nur auf einen Tag von Frau und Kindern entfernte, befiel ihn quälendes Heimweh, und dennoch litt er vom Zusammenleben. Ich erinnere mich, soweit ich zurückdenken kann, nicht einer einzigen Mahlzeit, die er mit uns gemeinsam eingenommen hätte. Freilich wäre die brodelnde Unruhe unserer Häuslichkeit auch für stärkere Nerven zu viel gewesen. So fand zwischen ihm und der heranblühenden Jugend wenig Wechselwirkung statt. Unsere geistige Welt dankten wir weit mehr der Mutter, und sie trug auch ein von der seinigen etwas verschiedenes Gepräge. Er verleugnete in der Kunst und im Leben den alten Theologen nicht, seine

Bildersprache bezog sich auf die Bibel. Durch den „Bilderatlas“ hatte er zwar den Anstoß zu unserer Bekanntschaft mit der griechischen Mythe gegeben, allein obwohl gründlichster Kenner, war er selber ihr doch nicht so unmittelbar mit allen Fasern verwachsen, wie es bei uns der Fall war; näher lag ihm wohl die Welt der Edda, weshalb wir frühe auch diese in unseren Vorstellungskreis aufnahmen. Unvergeßlich ist mir, wie er einmal, als ich beim Fallen das Knie verstoßen hatte, mir mit tiefer raunender Stimme als Heilsegen den Merseburger Zauberspruch vorsagte: „Phol ende Wôdan fuorun zi holza,“ der durch meine Freude an dem „Balderes Volon“, das ich leibhaft als weißes Füllen vor mir sah, seine Trostwirkung vollkommen tat.

Während jener dunkelsten Zeit fand auch der Genius der Freundschaft, der von je die Ungerechtigkeiten des Schicksals an ihm gutzumachen gestrebt hatte, von neuem den Weg in sein Leben. Paul Heyse, damals noch in seiner apollohaften Jünglingsgestalt, schon vom frühen Ruhm umglänzt, suchte den Einsiedler in seiner stillen Klause auf. Er war der erste gewesen, der die „Erzählungen“ öffentlich nach ihrem Werte anerkannt und damit in dem erfolglos ringenden Dichter den Glauben an ein endliches Verstandenwerden wieder erweckt hatte; — daß es ein Norddeutscher war, der für ihn die Stimme erhob, tat dem in seiner Heimat Totgeschwiegenen doppelt wohl. Ein Briefwechsel hatte sich darauf entsponnen, der bald zum innigsten Herzensbund führte. Paul Heyse selbst hat in seinem Vorwort zu den Gesammelten Werken meines Vaters das Entstehen und den Fortgang dieser seltenen Freundschaft geschildert, und ich darf mich füglich enthalten, seiner dem unmittelbaren Erleben entquollenen Darstellung noch aus zweiter Hand etwas hinzuzufügen.

Woran es meinem Vater so lange gefehlt hatte, das trat jetzt von auswärts in sein Dasein. Gewiß, die alten Freunde, allen voran sein Rudolf Kausler, standen zu ihm wie je,

und er vergaß der ersten Liebe nie; aber selber alternd, entsagend, konnten sie ihm keine Erfrischung mehr bieten. Hier kam das Neue, eine junge Liebe; und die großen Verschiedenheiten des Alters, des Stammes, der Individualität dienten nur dazu, die Anziehung zu erhöhen. Weit mehr als bloß das künstlerische Verständnis, das ihm so nottat, war ihm mit dieser Freundschaft zuteil geworden. Auch was wir Kinder ihm hätten geben sollen und nicht geben konnten, weil der Abstand der Jahre ein zu großer war und er unsere Reifetage nicht mehr erlebte, das fand er in dem jüngeren, seinem Herzen so nahen Freund: das Wiederaufglänzen der Jugend und den Zusammenhang mit der Gegenwart. Es war jedesmal ein Trunk aus dem Jungbrunnen, wenn er, wie von jetzt an alljährlich geschah, ein paar Tage lang mit Heyse sein Schwabenland zu Fuß durchstreift hatte, denn es versteht sich, daß dieser nun vor allem seine Heimat kennen lernen mußte. Meine Mutter war die Dritte im Bunde, sie umfaßte die neue Erscheinung mit dem ganzen Feuer ihrer Natur, sonnte sich in seinen Briefen wie in seinen Dichtungen, und die schönen Wandertage der beiden genoß sie aus ganzer Seele mit, indem sie zu Hause blieb. Nur selten kam der Gefeierte unter unser Dach, und wir Kinder, die wie auf einer unbewohnten Insel aufgewachsen waren, wurden dann vorsichtigerweise in einiger Entfernung gehalten. Eines Besuchs in unseren Tübinger Jahren erinnere ich mich, wo wir, noch immer etwas insularisch und mit einigem Zagen elterlicherseits, dem berühmten Gaste vorgeführt wurden, dessen Erscheinen nicht nur für unser Haus ein festliches Ereignis war: halb Tübingen, besonders der weibliche Teil, schwärmte hernach für den glänzenden Fremdling (ein Preuße war dazumal in Schwaben noch als ein Fremdling angesehen). Nur unser vierjähriger Balde, befremdet von dem norddeutschen Akzent des Gastes, meinte kopfschüttelnd, dieser könne nicht sprechen; ein Vorwurf, der dem wortgewandtesten

unter den deutschen Dichtern wohl nur dieses eine Mal gemacht worden ist.

Nicht nur den Bann des Verkanntseins nahm Heyse von der Seele des Einsamen, er machte sich jetzt auch zu seinem Mentor in weltlichen Dingen. Denn alles Welt- und Geschäftswesen war ja meinem Vater lebenslange ein schlüpfriger Boden, auf dem er sich unsicher bewegte. Daran hatte wohl zum Teil die Poetennatur, gewiß aber in nicht minderem Grade Stammeseigentümlichkeit und Seminarerziehung schuld. Er selbst kannte diese Schwäche wohl; hatte er doch schon als junger Mann anläßlich seiner Simplizissimusstudien einmal an A. Keller in seiner launigen Weise geschrieben, er möchte sich selbst einen Titel beilegen, und da er seinem Namen nicht die drei englischen Buchstaben hinzufügen könne, die ein ungelehrter Vetter für Eskimo genommen habe, so gedenke er sich künftig zu schreiben: H. Kurtz, Simpl.

Von Geld zu reden war ihm schon abscheulich, er verließ sich im geschäftlichen Verkehr auf den guten Willen und die Anständigkeit seines Gegenüber. Am stolzesten trat er auf, wenn es ihm am schlechtesten ging, und solche Umstände wurden oft genug von fremder Seite durchschaut und ausgenutzt. Die Freunde seiner ersten Zeit waren ihm wie in vielem anderen, so auch hierin zu ähnlich; man pflegte vielleicht sogar in seinen früheren Kreisen die Unweltläufigkeit ein wenig als eine besondere provinzielle Form des Idealismus. Wie ganz anders hätte sein Leben sich gestaltet, wäre einer unter ihnen gewesen, der mit der hohen Kultur und dem warmen Freundeswillen auch den praktischen Weltsinn verbunden hätte, den Heyse als Sohn der Großstadt von Hause aus besaß. Von ihm erfuhr jetzt mein Vater zum erstenmal, welche Ansprüche der Schriftsteller zu machen und wie er seine Erzeugnisse richtig zu verwerten habe. Wie ein im dunklen Walde Verirrter, kindlich froh und dankbar ergriff der Vielgeprüfte die Hand des jungen Freundes, der ihm den Weg aus dem Dornen-

gestrüpp zeigte und sich dafür oft im Scherz seinen Vater nannte.

Der Briefwechsel der beiden Freunde, der das letzte Jahrzehnt meines Vaters umfaßt, liegt von der Hand des Überlebenden geordnet in zwei starken Mappen da und wird gewiß früher oder später vor die Öffentlichkeit treten. In ihm hat Hermann Kurz die Summe seines späteren Lebens niedergelegt, denn was ihn geistig und gemütlich beschäftigte, das teilte der Ungesprächige, aber innerlich Sprudelnde dem Freunde brieflich mit. Nicht geringeres hat Heyse gegeben, ja diese Briefe gehören vielleicht zum schönsten, was aus seiner Feder gekommen ist, und werden seinem Bilde einmal nicht unwesentliche Züge hinzufügen. Die späteren Jahrgänge sind mehr literarhistorisch wertvoll, denn sie sind fast ganz mit der Redaktion des „Novellenschatzes“ ausgefüllt und bilden eine fortlaufende kritische Heerschau über die neuere erzählende Literatur vom höchsten künstlerischen Standpunkt aus. Desto menschlich anziehender sind die früheren Jahre, wo es sich vor allem um das Persönliche handelt, um die gegenseitige Förderung der eigenen Arbeit und um den Ausgleich der inneren Gegensätze. Mit dem Enthusiasmus der Jugend und mit der reifen Klarheit, die ihn so früh auszeichnete, gab Heyse dem Verkannten, was die Mitwelt ihm verständnislos vorenthielt, und suchte ihn zu neuen Taten zu spornen, ja ihm Stoffe, die seiner Natur entsprachen, förmlich aufzudrängen. Das alles kam nur leider um zehn Jahre zu spät. Daß mein Vater in jener schwersten Zeit wieder Lebensfreudigkeit faßte, war vor allem Heyses Werk, aber das Verhängnis, das sich schon leise vorbereitete, konnte auch er nicht mehr aufhalten. Nach dem Tode des Freundes tat er dann noch das letzte, was der Treue zu tun übrigblieb: er sammelte die zerstreuten Werke des Dichters und legte die Grundzüge seines persönlichen Bildes für die Nachwelt fest. In einem Sonett hat er sie später noch einmal knapp zusammengefaßt:

Wann hat ein Kämpfer lachender gestritten?
Wann hat ein Starker Süßeres gespendet?

Zwei unvergeßliche Zeilen, aus denen meines Vaters Angesicht leibhaftig blickt!

Der Verkauf des Hopfschen Gutes im Sommer 1862 machte unserem Obereßlinger Idyll ein Ende. Aber von einer Rückkehr in größere Verhältnisse war keine Rede, es fragte sich nur, in welches der kleinen schwäbischen Nester man sich jetzt vergraben würde, denn das Gemüt des Dichters schien die Berührung mit der Welt nicht mehr ertragen zu können. Die Wahl fiel auf Kirchheim, ein am Fuße der Teck gelegenes altertümliches Städtchen, das mit ganz besonderen stimmungsvollen Reizen in meiner Erinnerung lebt. Die Gegend war bedeutender als unsere seitherige Umgebung; mein Vater hatte ihr aus der Zeit, da er in Weilheim unter Teck den Vorstudien zu den Heimatjahren oblag, eine Vorliebe bewahrt. Von der anmutigen Kette der Schwäbischen Alb umsäumt und von zwei Flüßchen, der Lauter und der Lindach, durchschnitten, besaß sie hinlängliche landschaftliche Abwechslung, um die von der Einförmigkeit der Tage erdrückte Dichterphantasie wieder zu beleben, wovon sich bald die erfreulichen Folgen zeigten. Er selbst fühlte sich zufrieden. Am 7. August 1862 schrieb er darüber an einen Freund:

„Wir sind seit acht Tagen hier und „soweit“ gern hier. Gestern nämlich war der große Tag (ihr Geburtstag), an welchem meiner Frau ein Licht darüber aufgegangen ist, daß wir, so wie wir sind, nirgends urbium hintaugen würden, daß also Kirchheim für uns gerade so gut ist wie irgendein anderes Nest. Damit ist natürlich nur das Innere gemeint, denn mit dem Auswärtigen ist es fürtrefflich bestellt. Beweis: wir sind mit dem Einräumen noch weit zurück, weil wir viel in der Gegend herumgehen, daher denn auch kein Tag mit Ächzen und Krächzen beschlossen wird. Mir ist das ein ganz neues Leben. Den Tag über läuft die Arbeit

nach Wunsch, dann folgt der behaglichste Feierabend. Daß die Berge wohltun, versteht sich von selbst, aber auch die Menschen draußen, sowie man nur einen Schritt vor die Stadt tut, haben's meiner Frau ordentlich angetan. Mir ist der Schlag ja von alters her bekannt, drum bin ich so gern in die Gegend gezogen."

Jeden freien Tag, den er sich gönnte, benutzte er zu einem Besuch seiner alten Berge, die er nicht um die Jungfrau und ihre Gesellen hingegeben hätte. Uns Kindern benannte er von der unmittelbar hinter dem Städtchen ansteigenden „Plochinger Staige" aus alle die ragenden Häupter vom Hohenstaufen bis zum Hohenzollern: die Teck mit ihrer Mauerkrone, den schlanken Neuffen, den Breitenstein, Rauber und Sattelbogen, die Baßgeige und wie sie alle hießen; wenn er aber auf einen besonders anmutigen Kegel deutend sagte: „Kinder, dies ist die Achalm!", so legte er einen geheimnisvoll-ehrerbietigen Ton in die Worte, wie ein Sakristan, der den Besuchern das Allerheiligste enthüllt. Denn alles, was zu seiner engeren Heimat gehörte, blieb für ihn von magischem Licht umflossen. Auch die berühmte Wagenspur der Sibylle zeigte er uns im Grün der Wiesen und Felder. Die gute Fina aber erstieg mit uns die nahen Berge selbst, indem sie uns die von der ängstlichen Mutter aufgedrungenen schweren Mäntelchen nachschleppte, ließ uns durch die Ruinen der Teck und des Neuffen klettern und in den halbverschütteten Eingang des Sibyllenlochs kriechen. — Wie aus fernen Träumen dämmert mir das Bild des Städtchens, das ich seitdem nie wieder gesehen habe: die alte Kirche, an deren Außenmauer der Grabstein Konrad Wiederholds, des tapferen Verteidigers von Hohentwiel, steht, ein festes Schloß mit hohem Wallgarten und Graben im Stadtinnern — daß die Bäume dieses Gartens ihre Wurzeln hoch über meinem Haupte hatten, erfüllte mich damals mit staunender Bewunderung —, ferner ein Frauenstift von klösterlicher Bauart,

wo meine Mutter einmal Besuch machte und mich samt dem allgefürchteten Butzel mitnahm, der in einem unbewachten Augenblick nichts eiligeres zu tun hatte, als im Hof den Schweinestall aufzuschließen und die grunzenden Bewohner mit wildem Hallo durch den langen engen Gang des Stiftes zu jagen, daß die entsetzten Stiftsdamen sich schreiend in ihren Zimmern einriegelten.

Das Haus, das wir zuerst bewohnten, lag in einer engen Gasse, deren Lauf die Lauter als ein trüber, schmutziger Bach begleitete. Am Tage des Einzugs, während der Möbelwagen abgeladen wurde, saß Alfred mit einer Brotrinde in der Hand unter der Haustür, als ein Mann aus dem Volke stehen blieb und, um auf dem kürzesten Weg über die neuen Mitbürger ins klare zu kommen, den Kleinen ohne weiteres fragte: „He du, seid ihr reich?" „Nein, da täten wir uns schämen," antwortete dieser trotzig, auf beiden Backen kauend; so wenig hatte er je Anlaß gefunden, die Lage der Bessergestellten zu beneiden. Zwar sollte auch in Kirchheim das ökonomische Mißgeschick noch fortdauern, doch war man mittlerweile durch das Eingreifen der im Schillerjahr gegründeten Schillerstiftung wenigstens über die schlimmste Zeit hinweggekommen; für den Dichter lag etwas Versöhnendes darin, daß es der Schatten seines Schiller war, der dem Ringenden endlich die Hand zur Hilfe gereicht hatte.

In der dumpfen Gasse war unseres Bleibens nicht lange; schon im Frühjahr 1863 zogen wir in eine freundliche Gartenwohnung, die außerhalb der Stadt an der nach der Teck führenden Dettingerstraße lag. Die Lauter, hier noch klar und rein, schnitt den langgestreckten, blumenreichen Garten in zwei Hälften, die durch einen schmalen Steg verbunden waren; wir plätscherten, sobald die Sonne über die eisigen Lüfte der Alb einige Macht erhielt, den ganzen Tag im Wasser herum. Lustiger Vogelgesang durchschmetterte den Garten, ein hoher Birnbaum streckte seine Zweige bis in



Aufnahme vom Sommer 1873

Papas Arbeitszimmer, und zu allen Fenstern blickte die mauergekrönte Teck herein.

Wir hatten nun wieder die ländliche Freiheit, ohne die es für uns kein Leben gab, aber der schöne Griechentraum war seit unserer Ankunft in Kirchheim zu Ende. Edgar besuchte die Lateinschule, wo er sich so auszeichnete, daß er gleich zwei Klassen überspringen konnte; sein Fleiß und ein ihm eigener zurückhaltender Anstand gaben ihm von vornherein bei Lehrern und Mitschülern eine ganz besondere Stellung. Auch Alfred saß auf der Schulbank und hatte zunächst viele Not, seine Aufmerksamkeit sammeln zu lernen. Da von einem Schulzwang für Mädchen damals noch keine Rede war, bekam ich die Brosamen, die von des älteren Bruders Tische abfielen, denn an seinen nach Hause gebrachten Heften stärkte die Mutter ihr Latein und beeilte sich dann, mir das Neuerworbene mitzuteilen. Die beiden Jüngsten waren noch im glücklichen Alter, wo man nur die Aufgabe hat, zu wachsen und stark zu werden. Mein Vater, dessen Nerven ruhten, ging mehr als sonst auf unser Leben ein. Mich nahm er besonders gerne zu Spaziergängen mit. Lebhaft erinnere ich mich an einen Oktoberabend, wo wir zusammen am Rand eines hochliegenden, schon vom Herbste berührten Waldes hinschritten, während zu unserer Linken eine tiefe Talmulde sich öffnete, über die der Blick frei hinweg nach den gegenüberliegenden Bergen ging. Plötzlich flammte von einer der Höhen ein mächtiges Feuer auf, dem bald das nächste Berghaupt mit einem anderen Flammenzeichen Antwort gab, dann folgte ein drittes, und so ging es weiter die ganze Albkette vom Staufen bis zum Zollern entlang — ein wunderbares, nie gesehenes Schauspiel. Mein Vater weidete sich an meiner Überraschung, und da ich nicht wußte, was diese Höhenfeuer bedeuteten, erzählte er mir von der Leipziger Völkerschlacht, deren fünfzigster Jahrestag an diesem Abend gefeiert wurde. Ich hatte bis dahin von der Napoleonischen Zeit nur durch

die Brunnowschen Erinnerungen gewußt, und der völlig veränderte historische Standpunkt, auf den ich plötzlich gestellt wurde, blieb mir mit Feuerschrift in die Seele geschrieben.

In Kirchheim kehrte der Dichter von seinen historischen Ausflügen auf das ihm natürlichere Gebiet der Erfindung zurück, wo ihm noch ein kurzer Nachsommer blühte. Damals entstand unter anderem „Sankt Urbans Krug", ein novellistisches Meisterstück, das sich an Frische des Tons, an Humor und sicherer Knappheit der Darstellung getrost neben die Werke seiner besten Zeit stellen kann. Es erschien ebenso wie eine andere in Kirchheim geschriebene Erzählung in einem Münchener Blatt; von der letzteren konnte nachmals kein Exemplar mehr aufgetrieben werden, weshalb ich sie nie zu Gesicht bekommen habe und nicht einmal den Titel kenne. Eine kleine historische Skizze „Die Schenke am Rhein", die schon in Obereßlingen geschrieben war, wurde um jene Zeit im „Beobachter" gedruckt. Zugleich beschäftigte ihn die gänzliche Umarbeitung des „Tristan" im Sinne seines freien Schlusses. Ein nicht unbeträchtliches Stück des Anfangs ist damals auch wirklich zustande gekommen, wovon ein Gesang „Rivalin und Blancheflur" in Seegers deutschem Dichteralbum aus Schwaben erschien. Der Rest des Manuskriptes soll bei Seegers unerwartetem Tode unter dessen Papieren verschwunden sein. Kleinere Fragmente haben sich jedoch neuerdings beim Durchsuchen alter Mappen meines Vaters gefunden. Den Anfang des Gesanges „Tristan das Kind", der ein Gedicht für sich bildet und auch seinerzeit als solches in einem, wenn ich nicht irre, von Freiligrath herausgegebenen Dichteralbum gedruckt worden ist, gebe ich als bezeichnende Probe seiner Behandlung des Stoffes diesen Blättern bei. Ähnlich zeigt sich auch bei seinem Schluß des „Tristan" das Bedürfnis, den geschlossenen Gang des Epos je und je durch eine solche lyrische Abschweifung zu unterbrechen, die das Einzelgeschick dem allgemeinen Menschenlose verknüpft.

Es war vor allem ein äußerer Anstoß, der viel zu der erneuten Schaffenslust beitrug. Im April 1863, gerade während unseres Umzugs in die neue Wohnung, bei dem die aus Obereßlingen herbeigeeilte Tante Bertha half, hatte sich mein Vater, einer dringenden Einladung Heyses folgend, nach München begeben, um dort den Boden zu erforschen. Es war nämlich mit einem Male nichts geringeres als der Plan unserer Übersiedlung in die bayerische Residenz aufgetaucht. Dort verbrachte Hermann Kurz nach seinem eigenen Zeugnis „goldene Wochen", teils unter Heyses Dach, der damals Witwer war, teils bei seinem alten Freunde, dem Maler Bernhard Fries. Schon die Reise, die längste, die er je gemacht hat, war für ihn, der jedes Landschaftsbild innerlich verarbeitete, ein Erlebnis. Ein noch größeres war seine Rückkehr ins gesellschaftliche Leben. Der Einsiedler, den sie in seiner Heimat als Menschenfeind verschrien, ließ die neuen Eindrücke mit der Begeisterungsfähigkeit eines Jünglings auf sich wirken. Die Briefe, die er damals nach Hause schrieb, heben sich von seiner übrigen Korrespondenz ab wie ein einzelner sonnbeschienener Fleck inmitten einer gewitterdunklen Landschaft. Es war ja auch der erste Lichtblick, der nach langen, langen Jahren in sein gequältes Dasein fiel, und gleich begannen die versiegten Quellen seines Innern wieder zu sprudeln. Auf einem Gang nach Nymphenburg, wo ihm ein Freund wohnte, regte sich zum erstenmal der poetische Trieb wieder und gab ihm, bezeichnend für sein Naturell, eine heitere Schwankdichtung ein. Neben dem Freunde, den er seinen „Einzigsten" nannte, schloß er sich vor allen an seinen Landsmann Wilhelm Hertz, den Dichter und Gelehrten, an, dessen Wesen ihm wohl am nächsten stand und mit dem er sich auf dem ganzen Gebiet seiner Geisteswelt berührte, ferner an den „grundehrlichen" Melchior Mayr und an Julius Braun, den originellen und geistreichen Ägyptologen, der ihm aus den Karlsruher Tagen ins Herz gewachsen

war und in dessen jungem Hausstand er jetzt heitere Stunden verbrachte. In Heyses Schwiegermutter, Frau Clara Kugler, verehrte er „ein wahres Trostexempel, wie schön und liebenswürdig Frauen im Alter sein können, wenn sie eine geistige Jugend gehabt haben". Mit dem feinen Catullübersetzer Theodor Heyse, dem Oheim des Dichters, der, wie mein Vater schrieb, „Berlin und Rom vereinigte", wurden unterweilen Catullsitzungen abgehalten. Auch die Musik trat wieder an ihn heran: Peter Cornelius, der Jüngere, suchte ihm einen Komponisten für den auf einem Byronschen Vorwurf beruhenden Operntext „Die Insel",[1]) und R. v. Hornstein brachte ihm seine Vertonung der „Klage des Abenzerragen".

Er sah nun, daß er doch kein Verschollener war, und dieser ganze Kreis angeregter Menschen versetzte ihn nach der langen Entbehrung in einen wahren Rausch. Die literarischen Anknüpfungen, die sich dem Vereinsamten boten, gaben Aussicht auf eine befriedigende Wirksamkeit, der auch ihre goldenen Früchte nicht fehlen würden. Sein sanguinisches Temperament schwoll über und ließ ihn die Zukunft im glänzendsten Lichte sehen. Von unserem Umzug nach München sprach er schon als von einer abgemachten Sache — nur die Impffrage schuf ihm noch Bedenken, denn als ein leidenschaftlicher Anhänger des damals sehr bekannten Impfgegners Nittinger hatte er es durch jahrelangen Kampf mit den württembergischen Behörden dahin gebracht, seine Kinder vor der Pockenimpfung zu bewahren, und er fürchtete nun, in Bayern geringerer Duldung zu begegnen als in der Heimat. Ein Kalender, dessen Herausgabe gemeinsam mit Paul Heyse geplant war, sollte die Geldmittel zu unserer Übersiedlung liefern; der Verleger sowie die literarischen und künstlerischen Mitarbeiter waren schon gewonnen, und der eigene Beitrag für den ersten Jahr-

---

[1]) Dieser Text, der von großem lyrischem Schmelz gewesen sein soll, ist noch zu meines Vaters Lebzeiten spurlos verloren gegangen.

gang, ein Landsknechtsschwank in Versen nach Hans Sachsscher Manier, reifte auf langen Gängen ins Freie der Vollendung entgegen. Auch für seine wissenschaftlichen Arbeiten, die ihm neben den poetischen stets am Herzen lagen, eröffnete der Kalender ihm ein aussichtsvolles Absatzgebiet. Das Unternehmen sah so wohlgegründet aus, daß gar kein Zweifel mehr aufkommen konnte, meine Mutter teilte des Vaters Jubel, und es gab in jenen Wochen landauf, landab keine zukunftsfrohere Familie als die unsrige. Nur die schönen Sommermonate wollte er noch an der geliebten Teck verbringen — das sollte der letzte Liebeszoll an die Heimat sein —, und dann hinaus in eine größere, freiere Welt, deren Vorteile vor allem dem jungen Geschlecht zugute kommen sollten. Und da er schon im Zuge war, baute er dem schönen Luftschloß noch einen weiteren ganz phantastisch-kühnen Flügel an: er wollte alle, die uns in der Heimat Liebe und Treue erwiesen hatten, in sein neues Leben nachziehen und, den alten mit dem neuen Freundeskreis verschmelzend, eine Kolonie von Auserwählten begründen. Daß diese auf so ganz verschiedenen Voraussetzungen fußenden Menschen sich alle gegenseitig verstehen und mit gleichem Enthusiasmus umfassen würden, daran zweifelte sein Jünglingsgemüt keinen Augenblick. Aber als der Plan der Übersiedlung reifen sollte, da sagte das Schicksal nein: der erste Jahrgang des Kalenders kam nicht zustande, weil der Illustrator seine Arbeit nicht ablieferte, die glückverheißende Verbindung löste sich auf, und das ganze Unternehmen, an dem die Gestaltung unserer Zukunft hing, fiel ins Wasser. Die Winternebel zogen heran und hüllten die alten Berge ein, und wir lagen noch immer, wie mein Vater sich ausdrückte, „an unserer Polarstation vor Anker, bis etwa eine Wasserstraße frei und die Durchfahrt für irgendeine Atlantis sichtbar würde".

Treue

(Aus „Tristan das Kind“)

Ein Tempel ist die Menschenwelt,
Lebende Säulen zum Bau gestellt,
Ein Wunderwerk in Fug' und Schluß,
Beharrend unter stetem Fluß,
Ja, eines Gottes Tempelhaus,
Allein tieflabyrinth'schen Baus:
Die Sonne blickt auf Dach und Zinnen
Mit ewig heitrem Licht, doch innen
Da dehnt sich's nächtlich, grenzenlos,
Und Grauen wohnt in seinem Schoß.
Dumpf brütet ein Gespenstertraum,
Von Opfern stöhnt's im öden Raum,
Und wo ein scheues Tageslicht,
Ein nächt'ger Blitz das Dunkel bricht,
Da grinsen Schemen schreckumstarrt
Aus Vorzeit und aus Gegenwart.
Schwach dämmert nur der Hallen eine
Von eines ew'gen Lämpchens Scheine,
Der ruht auf ernsten, traurig milden,
Auf friedlich freundlichen Gebilden,
Auf heitrem kühnem Lebensspiel,
Wonach der Schattenhände viel
Aus Wänden, dunklen Ecken langen,
Feindlich das Gotteslicht zu fangen:
Und die dem lichten Gotte brennt,
Die reine Lampe, wer sie kennt,
Der weiß, sie füllt sich stets aufs neue,
Sie lischt nicht aus, ihr Nam' ist Treue.
Treue fürwahr! ein Wunder seht,
Das uralt, immer neu ergeht:
Wie wenig, wenig gibt es deren,
Die diese heilige Lampe nähren,
Und doch, so war's von Anbeginn,
Reicht allezeit das Häuflein hin,
Die kleine Flamme still erfrischt
Zu wahren, daß sie nicht erlischt,

Daß nicht der Tempel, deß Gefüge,
Zernagt vom Nachtgewürm der Lüge,
Sich einzig noch zusammen hält
In Kraft des Lichts, zu Trümmern fällt.
O wachse, wachse, tapfre Schar!
O werde Lichtlein groß und klar
Zur Geistersonne, brich durch und schein'
In all dies lebende Gestein,
Daß von dem alten Bann befreit
Die urbestimmte Herrlichkeit
Sich mög' aus Nacht zum Tag entfalten,
Der Gott im ganzen Tempel walten!

Die Treue hat verschiednen Weg:
Sie wandelt hohen Wolkensteg,
Sie geht auf schlichter leiser Spur
Und ist doch Eine Treue nur.
Der Held, der Denker, Dichter, Lehrer,
Des Volks-, des Menschenhortes Mehrer,
Sie steigen rauhe Felsenbahn,
Der mehr, der minder steil hinan;
Denn süß ist's, wie vor Alters, noch,
Die Brüder rettend aus dem Joch
Im Kampf das Leben hinzugeben,
Viel bittrer meist für sie zu leben,
Doch Treue schreitet stracks einher,
Fragt nicht, ob leidlich oder schwer,
Ob schnell, ob langsam hingeschlachtet,
Gepriesen oder unbeachtet:
Was sie als recht, als schön erkannt,
Wofür als heilig sie entbrannt,
Dem bringt sie auf dem Opferherd
Sich selbst und was ihr lieb und wert.
Tief unter ihr das Haschen, Laufen
Der Welt, ihr Kaufen und Verkaufen,
Verlodert sie in Todesglut —
Und diese Treu ist groß und gut.

Die andre läßt ihr Segenswehn
Von Menschen still zu Menschen gehn,

Daran aufs neu der Glaub' erstarkt,
Daß nicht ein bloßer Krämermarkt
Das Leben sei; und dieser Glaube
Weckt manchen Keim aus totem Staube.
Zwei Menschen auf des Zufalls Pfad
Begegnen sich zur Edeltat,
Den Druck des Lebens in den Mienen,
Eis bis zur Stunde zwischen ihnen,
Und leuchtend plötzlich wird der Bund
Des gottverwandten Wesens kund.
Oft löscht, wie Flugsand, das Getriebe
Der Erdenmühn die Spur der Liebe;
Oft wirkt auch nur ein treulich Wort
Zur guten Stunde fort und fort
Und kann in immer weitern Kreisen
Die Nachwelt noch mit Segen speisen.
Doch ist's die Freundestreu zumeist
Die hier der Flug des Liedes preist,
Die seltne, die ein Märchen scheint,
Doch keine Fabel ist. Sie weint
Am Sarg des Freunds, zu dessen Seite
Sie schritt im Frieden wie im Streite,
Nicht leere Tränen. Sie belebt
Des Freundes Asche, wirkt und strebt
Für seine Sache sorgenschwer,
Als ob's die eigne Sache wär',
Entsagt der Ruh', dem Lebensglück,
Zieht hin und schaut nicht mehr zurück.
Und klanglos führt sie ihr Werk ans Ziel,
Nicht achtend, ob's der Welt gefiel,
Nicht fragend, ob dereinst Geschichte,
Ob Sehermund ihr im Gedichte
Erteilen wird den Ruhmessold, —
Und solche Treu ist schön und hold.

Letzte Lebensjahre

Auserwählt zum Bücherschreiben
Und verdammt zum Schriftverwalten,
Sollst den Einband du bekleiben,
Statt den Inhalt zu gestalten.
Freund, du mußt in Lettern kramen,
Doch von deinem kurzen Namen
Werden mehr als viere bleiben.

Mit diesen Versen begrüßte Ludwig Pfau die Ernennung meines Vaters zum Universitätsbibliothekar in Tübingen, die am Schluß des Jahres 1863 erfolgte. Wie untergeordnet und kärglich bezahlt der Posten auch war, er bedeutete doch nach so viel Stürmen einen Friedensport. Von allen bürgerlichen Ämtern war das eines Bibliothekars das einzige, das seinen natürlichen Neigungen entsprach, und mehr noch fiel ins Gewicht, daß der Aufenthalt in einer Universitätsstadt jetzt das Studium der Söhne ermöglichte. Doch mischte sich auch diesem kargen Glück noch ein Tropfen Wermut bei, da einer seiner liebsten Freunde, der Philologe Bacmeister, gleichfalls ein von der damaligen Enge erdrücktes poetisches Talent, mit in Vorschlag gewesen und freiwillig zurückgetreten war, um mit dem verehrten Dichter nicht in Wettbewerb zu stehen.

Die Ernennung meines Vaters, bei der die alten Freunde in Stuttgart und Adelbert Keller in Tübingen eifrig zusammenwirkten, kam mit Hilfe des liberalen Ministeriums Golther zustande und wurde von der ganzen Presse Schwabens mit Befriedigung aufgenommen. Zu Anfang Dezember reiste er, zunächst allein, nach Tübingen, um seine neue Stellung anzutreten.

Tübingen war damals noch eine fast mittelalterliche Stadt mit den Reizen und Schattenseiten einer solchen. Auch heute,

nach all der stillosen Modernisierung, die darüber ergangen ist, bietet das hochgelegene Städtchen dem Beschauer, der vom Bahnhof kommt, von seinem Hügelrücken noch ein äußerst eigenartiges und ausdrucksvolles Profil. Die langgestreckte Häuserzeile der Neckarhalde, die sich hoch über dem Flusse aufbaut, darüber Türme und Häusergruppen in kühnen Überschneidungen, das Ganze gekrönt von der massiven Wucht des altehrwürdigen Schlosses, und diesseits des Neckars die langen Alleen mit ihren dichten Laubdächern voll Vogelgesang, die in dreifachem Zug den Lauf des Flusses begleiten — diese Silhouette ist zum Glück gar nicht zu verderben. Damals stand aber auch noch die alte stimmungsvolle Neckarbrücke mit ihrer steilen hölzernen Stiege nach dem von den zwei Neckararmen umfaßten und mit hohen Platanen bestandenen „Wörth" hinunter, und am oberen Stadtende schwang sich der vielbesungene Hirschauer Steg über den Fluß. Die Neckarbrücke führte zum Neckartor, das freilich nur im Namen erhalten und aus der Gestalt der engen, hier zusammenlaufenden Gassen zu erkennen war. Und auch diese Straßen, „grad und krumm", waren noch erheblich krümmer als heute. Längs dem steilen, zwischen dem Abhang des Österbergs und einer hohen Mauer eingezwängten Mühlgäßchen stürzte sich die Ammer laut brausend und schäumend herab, um sich mit dem stilleren Neckar zu vereinigen. Doch lebte auch dieser noch in Jugendfreiheit, die er zuweilen durch schrankenloses Übertreten mißbrauchte; ich erinnere mich einer solchen Überschwemmung, bei der auch die sonst so wasserarme Steinlach lustig mittat, so daß die ganze Gegend, von den Weinhalden des Österbergs aus gesehen, einem uferlosen Meere glich, in dem die Spitzen der Kastanien-, Linden- und Platanenalleen lange grüne Furchen zogen und der Bahnhof wie eine verzauberte Insel zu schwimmen schien. Außerhalb der Stadt, die damals noch mit dem Neckartore abschloß, frei an den Fuß des Österbergs gelehnt, mit dem Blick auf die

Neckarbrücke, lag das verwaiste Uhlandhaus, um das immerdar eine stille Weihe schwebte. Der Dichter war ein Jahr vor unserem Einzug in Tübingen gestorben. Der Uhlandsche Garten, der in Terrassen den Hügel hinanstieg, war wie die Uhlandsche Poesie: regelmäßig, bürgerlich-korrekt und wohlgepflegt, dabei doch lauter lebendige, vollsaftige Natur; lange, sauber geschnittene, etwas nüchterne Hecken wechselten mit großen Schattenbäumen, tief gewurzelt wie die deutsche Sage, und besonders die schwerbeladenen Fruchtsträucher sind mir in stattlicher Erinnerung — es war dies nämlich eines der wenigen Häuser, wo meine Mutter Besuch machte und wohin sie auch mich zuweilen mitnahm. In den weiten, klösterlichen Räumen des Hauses, die von der Witwe unverändert erhalten wurden, wehte die stille, kalte Luft der Ewigkeit. Hier, wohin kein Klatsch und keine niedrigen Zwecke den Weg fanden, waltete Emilie Uhland, selbst wie eine Abgeschiedene, ernst und streng, mit ihren Erinnerungen und mit der Verwaltung ihres Besitzes beschäftigt. Sie war eine achtunggebietende, von der Kleinlichkeit der anderen Frauen völlig freie Gestalt, aber man konnte kein Herz zu ihr fassen, denn sie hatte eine seltsame Unnahbarkeit an sich — Hoheit kann ich es nicht nennen, dafür war es zu abgezirkelt und steifleinen —, etwa wie eine gestrenge Oberamtmännin oder Äbtissin aus einem früheren Jahrhundert. Man konnte sich nicht denken, daß dieser strenge Mund je zu einem Liebeslied gelächelt habe; die Uhlandsche Muse war ja auch an Liebesliedern karg. Die einsame, kinderlose Frau stellte in jenen Tagen Uhlands Briefe zusammen, um sie als Manuskript für die Freunde drucken zu lassen, auch diese herb und unpersönlich und allem Gleißen abhold, wie der Mann selbst, der seine Lorbeerkränze in die Küche trug.

Eng und dumpf wie die Gassen, war damals auch der Geist der Einwohnerschaft. Nur wie ein flüchtiger Anachronismus fuhr die Eisenbahn durch das fortschrittentlegene Tal, das

mit seinen Anschauungen und seinem Treiben noch im Mittelalter steckte. In der „unteren Stadt“ wohnte ein Volk, dessen Schmutz, Elend und unheimlich elementare Roheit selbst die wenig kulturverwöhnten Einwohner der oberen erschreckte. In den besseren Stadtteilen war der Student unumschränkter Herr des Pflasters, das er nicht selten nach einem Gelage auch am hellen Tag mit der ganzen Länge seiner Person besetzt hielt, die herankommenden Fuhrwerke zu einem breiten Bogen zwingend. Es gibt eine sehr ergötzliche Schilderung der Sitten und Gewohnheiten der Tübinger Studenten aus dem sechzehnten Jahrhundert; diese traf in der zweiten Hälfte des neunzehnten noch mannigfach zu. Noch hallte von Brücke zu Brücke und aus allen Neckarfenstern der antediluvianische Ruf „Jockele sperr!“, wenn unten die biederen Schwarzwaldflößer vorüberfuhren. Statt der Weltpolitik, die es noch nicht gab, hielt die gegenseitige Stellung der Studentenkorporationen die Öffentlichkeit in Atem, und die Kämpfe der weißen und der roten Rose können zu ihrer Zeit den Bürgern von England nicht wichtiger erschienen sein als denen von Tübingen die Händel der roten, grünen und blauen Mützen. Es gab sogar noch förmliche Studentenschlachten auf den Straßen, bei denen auf den Ruf „Bursch raus!“ alles, was Couleur trug, sich beteiligen mußte; ich erinnere mich einer solchen, die eine ganze Nacht dauerte und wobei die Kämpfenden wiederholt das alte Rathaus stürmten, um ihre Gefangenen zu befreien. Auch der endlose Krieg der Studentenschaft mit Nachtwächtern und Polizeidienern brachte Abwechslung ins Leben. Nun sollte man denken, daß eine Bürgerschaft, die an den Anblick solcher Burschenfreiheit gewöhnt war, auch sonst einer heiteren und freien Weltauffassung gehuldigt hätte. Dem war aber nicht so. Vielmehr rächte sich der „Philister“ für die schrankenlose Freiheit, die er dem Studenten seit Jahrhunderten zugestand, durch um so größere Feindseligkeit gegen alles Neue und Ungewohnte, das von

anderer Seite kam. Die Zustände waren dorfartig ohne die ländliche Harmlosigkeit. Aus der kleinen Stadt, die schon so viel Große beherbergt hatte, fielen Strahlen des Geistes weit über die Lande, aber dieses Licht war nur in der Ferne wahrnehmbar, im Innern blieb es stockfinster. — Auch der gesellschaftliche Boden war schwierig, weil die kleinstädtischen Verhältnisse bis in die akademischen Kreise nachwirkten, die überdies durch wissenschaftliche und politische Fehden vielfach gespalten waren. Mein Vater hatte darum wohlweislich die Antrittsbesuche schon alle vor unserer Ankunft allein abgestattet, denn er wußte wohl, daß seine Frau jedes gesellschaftliche Herkommen haßte und mit ihrer stürmischen Natur wenig geeignet war, den tausendfältigen Rücksichten, die auf diesem Boden gefordert wurden, Rechnung zu tragen. So behielt sie freie Hand, sich ihren Umgang selbst zu wählen. Zunächst war alles eitel Sonnenschein. Meine Mutter, die den Geburtsadel so niedrig angeschlagen hatte, aber um so größere Ehrfurcht vor den akademischen Würden hegte, fühlte sich mit den Ihrigen unmittelbar an die Brüste der Weisheit versetzt, und für uns Kinder war jeder Wechsel an sich ein Hochgenuß. Zum Umzug war wieder die unermüdliche Tante Bertha erschienen, und daß wir die letzte Nacht in Kirchheim auf dem Boden schlafen durften, weil die Betten schon vorausgeschickt waren, das setzte der Glückseligkeit die Krone auf. In Tübingen erwartete uns der Vater an der Bahn, um uns in die von ihm gemietete Wohnung zu führen. Bei der Einfahrt durchzuckte das Herz der Gattin die düstere Ahnung, daß dies die letzte Station auf des Dichters Lebensreise sei und daß sie ihn in diesem Boden einst werde betten müssen. Doch sein gutes Aussehen verscheuchte gleich das schwarze Gespenst. Das neue Haus lag einige hundert Schritte vom Bahnhof entfernt an der Steinlach, einem eiskalten Flüßchen, das mehr Kiesel als Wasser führte, uns aber gleichwohl, sobald nur der Schnee schmolz, zum Baden lockte. Jenseits der Steinlach

dehnte sich eine große Wiese mit Schießständen aus, die von der Studentenschaft täglich zum Exerzieren benutzt wurde; auch gab es große Aufzüge daselbst mit Waffen und Fahnen, denn die Jugend war damals gerade sehr kriegerisch gestimmt, und das Lied „Schleswig-Holstein meerumschlungen" tönte Tag und Nacht durch die Straßen. Beim Einzug gab es einen neuen Jubel, denn ein guter Geist hatte schon für uns gewaltet: wir fanden in der Speisekammer alle Gaben Gottes aufgespeichert, ganze Körbe voll Äpfel und getrockneter Früchte, Würste an Bindfaden aufgehängt und viele andere gute Dinge, die eine Jugendfreundin unserer Großmutter Brunnow, die „Kriegsministerin" von Miller, die in Tübingen dem Hause eines Schwiegersohns vorstand und mir als eine sehr energische Dame mit tiefer männlicher Stimme in Erinnerung steht, zu unserer Überraschung dorthin geschafft hatte. Am Abend wurde uns dann noch ein herzlicher Willkomm im Hause des alten Justizrats Karl Mayer zuteil, jenes schwäbischen Poeten, an dessen unschuldiger Muse Heine so oft sein Mütchen gekühlt hat. Der hochbetagte, aber sehr temperamentvolle Herr schloß gleich meine Mutter, zu der ihn politische Übereinstimmung hinzog, aufs zärtlichste ins Herz, und beide pflegten sich von nun an bei jeder Gelegenheit in Versen anzusingen. Auch uns jungem Volke wurde viel Freundlichkeit von ihm zuteil, denn der Dichter der Blumen und des Frühlings hatte ein Kindergemüt, das sich auf den Umgang mit Kindern verstand. Bei seinen hohen Jahren war er noch so leichtfüßig, daß er uns einmal auf einem Spaziergang zum Schrecken seiner Töchter voll Ungestüm zum Wettlauf aufforderte, wobei wir zum Glück die Einsicht hatten, ihn nicht ins Gefährliche zu steigern, sondern uns nach kurzem Rennen besiegt zu geben. Während der wenigen Jahre, die ihm noch beschieden waren, gehörte der alte Herr mit seinen zwei unverheirateten Töchtern, die ihm haushielten, zum nächsten Freundeskreis meiner Eltern.

Das meinem Vater zugefallene Amt war alles eher als eine Sinekure. Es bestand vorzugsweise im Rechnungswesen, und der kärgliche Gehalt war in den ersten Jahren mit starken Abzügen belastet, weshalb sich die Lage vorerst nur wenig gebessert fand. Im September schrieb er an den ihm befreundeten Germanisten Pfeiffer:

„Es ist ein hartes Jahr, das ich zurückzulegen im Begriffe bin, auch amtlich. Da habe ich nun zwar die ärgsten Berge abgetragen, aber es bleibt noch immer viel Schreiberei und Rechnerei. Zudem ist die Einrichtung des Bibliotheksverwaltangszimmers so, daß man nicht leicht etwas für sich tun kann, und die Nebenstunden zu Hauptstunden zu machen, das ist eine Kunst, die man lernen muß."

Indessen lernte er schnell auch diese Kunst. Sein Jugendfreund Klüpfel, der Schwiegersohn Schwabs, den er an der Bibliothek zum Kollegen hatte, erleichterte ihm die ersten Schritte im Amt. Er lebte, wie mir einer seiner jüngeren Kollegen schreibt, still und unverdrossen seiner Pflicht, war unermüdlich, wenn es galt, für andere einen schwierigen literarischen Nachweis zu liefern, und ein jeder konnte sich seiner entgegenkommenden Gefälligkeit erfreuen. Die Amtsstunden waren von neun bis zwölf und von zwei bis vier Uhr. Da der Weg nach der auf Schloß Hohentübingen befindlichen Bibliothek ein weiter war, pflegte er am Mittag gar nicht nach Hause zu kommen, meine Mutter trug ihm täglich in einem Körbchen etwas Fleischbrühe, Gerstenschleim oder dergleichen hinauf. Er benutzte alsdann die Mittagspause zu eigener schriftstellerischer Arbeit, deren Manuskript er in seinem Stehpult im großen Bibliotheksaal unter den Rechnungen verborgen hielt wie ein Schüler die verpönte Allotria unter den Schulheften. In diesen Stunden, wo er in der weiten Bücherwelt völlig allein war, fühlte er sich behaglich wie in einer ihm unterstellten Provinz. Zuweilen wurde das eine oder andere von uns am Mittag dorthin mitgenommen

und durfte dann unter seiner Führung die großen Bücherschätze oder die Gipsabgüsse nach Antiken besichtigen; allein das Trappistenschweigen, das uns in den weiten, hallenden Räumen auferlegt war, wirkte zu beklemmend, und wir blieben lieber draußen im Freien, um uns in der grünen Wildnis bei dem zerschossenen Melacsturm umherzutreiben oder das weit vorgeschobene Schänzchen zu ersteigen, das damals noch keine Last als die seiner ehrwürdigen Linden trug und das einen stolzen Rundblick auf das grüne lachende Neckargelände zur Linken und das düstere Ammertal zur Rechten gewährte. — Erst um vier Uhr wanderte er nach Hause, um auf dem Zimmer seine erste und einzige Mahlzeit zu sich zu nehmen. Danach arbeitete er noch bis Mitternacht am eigenen Pult, wobei er langsam eine halbe Flasche Wein und in späteren Jahren noch ein Glas Grog austrank. Die literarischen Ergebnisse dieser Jahre sind vorwiegend gelehrter Natur: die kargen Mußestunden gestatteten der Phantasie keine freien Flüge mehr, während andererseits die Bibliothek seinen wissenschaftlichen Studien reiches Material und fortgesetzte Anregung bot. Auch diese Arbeiten geben nach Inhalt und Umfang von rastloser geistiger Tätigkeit Zeugnis. Leider kam der Plan einer Sammlung seiner größeren und kleineren Aufsätze literarhistorischen Inhalts, dem die künstlerische Form einen dauernden Wert gibt, nie zustande, sie liegen vielfach in Zeitschriften zerstreut, und manche unter ihnen sind mir niemals auch nur vor die Augen gekommen. Die im Jahr 1865 in der Beilage der „Allgemeinen Zeitung" veröffentlichten Studien „Zur Geschichte des Romans Simplizissimus und seines Verfassers" trugen ihm von der Universität Rostock den Doktortitel honoris causa ein; es war dies die einzige äußere Auszeichnung, die ihm im Leben widerfuhr. Auch Übersetzungen in Vers und Prosa beschäftigten ihn wieder wie in der Jugendzeit und zeigen ihn in seiner unterdessen noch gereiften sprachlichen Meisterschaft. 1867 erschienen seine „Lustigen Weiber von



Aufnahme vom Sommer 1873

Windsor" mit Einleitung und Anmerkungen,[1]) und im folgenden Jahr, das für ihn ein besonders fruchtbares war, die „Neun Zwischenspiele des Cervantes",[2]) außerdem eine lange Reihe von Untersuchungen über Gottfried von Straßburg und das Gottesurteil seiner Zeit,[3]) sowie das höchst fesselnde Büchelchen „Zu Shakespeares Leben und Schaffen",[4]) das in ebenso tiefgründiger wie überraschender Beweisführung ein pikantes Stückchen altwürttembergischer Hofgeschichte, die sogenannte „Badenfahrt", mit einer Szene aus den Lustigen Weibern verknüpft. In diesen zwei Arbeiten ist es von ganz besonderem Reiz, wie neben der streng methodischen Forschung der sichere dichterische Instinkt hergeht, der sich in ihren Dienst gestellt hat, um die verborgenen Anregungen und inneren Notwendigkeiten aufzuspüren, die auf einen großen Dichtergenius gewirkt haben, und wie er dadurch zu Ergebnissen gelangt, die der bloßen forschenden Gelehrsamkeit nimmermehr erreichbar wären. Als ständiger Mitarbeiter am Shakespeare-Jahrbuch und an Pfeiffers Germania sah er jetzt wenigstens seine wissenschaftlichen Schriften nach Gebühr gewürdigt.

Seine Gesundheit schien sich in jenen ersten Tübinger Jahren sehr zu erholen. Die Nerven waren ruhig, und er hatte keine Zeit, sich zu viel in sich selbst zu kehren, weil die Außenwelt mit ihren Ansprüchen dazwischen stand. Trotz gewisser Schikanen im Amte fühlte er sich zufrieden, einen festen Boden unter den Füßen zu haben. Jeden Donnerstagabend opferte er der Geselligkeit in einem geschlossenen Professorenkreis, der

---

[1]) William Shakespeares dramatische Werke. Herausgegeben von Friedrich Bodenstedt.

[2]) Bibliothek ausländischer Klassiker. Hildburghausen, Verlag des Bibliographischen Instituts. 1868.

[3]) Später noch einmal gedruckt im Jahrgang XV der Germania. Wien. Druck und Verlag von Carl Gerolds Sohn. 1870.

[4]) München. Carl Merhoffs Verlag. 1868.

sich in der „Post" zusammenfand. Die Ereignisse von 1866 verschoben aber bald die geselligen Beziehungen und trieben meinen Vater aus diesem Zirkel wieder heraus. Die Fluten der Erregung gingen, solange wir mit Preußen im Kriege lagen und noch lange danach, viel zu hoch, als daß politische Gegner friedlich am gleichen Tische sitzen, geschweige im Privatleben Freunde bleiben konnten. Die ganze Stadt teilte sich in zwei feindliche Lager, es gab nur noch „Preußen" und „Antipreußen". Die Anwesenheit vieler norddeutscher Familien, deren Lebensstil von dem der Einheimischen abstach, und der Umstand, daß die scharenweise nach Tübingen kommenden norddeutschen Studenten oft beim besten Willen nicht den rechten Ton mit den Landeskindern trafen, mochte die politische Spaltung noch verschärfen, wie ja der Gegensatz zwischen Nord- und Süddeutschen damals noch viel weniger ausgeglichen war als heute. So griff abermals die Politik tief in die persönlichen Verhältnisse hinein, zerriß alte Bande und knüpfte neue. Mein Vater war noch immer großdeutsch gesinnt und konnte in dem Kampf, der sich entspann, weder mit Österreich noch mit Preußen sympathisieren, am wenigsten freilich mit dem letzteren, dem er die Entfesselung des Kriegsdämons schuld gab; daß dieser Krieg die Einheit Deutschlands im Schoße barg, ahnte damals niemand. Er hielt sich zu denen, die die preußische Politik bekämpften; schien doch um jene Zeit für die Mehrzahl der Süddeutschen und besonders für die alten Achtundvierziger das bloße Wort „Preußen" alles zu enthalten, was es Freiheitsfeindliches und Bekämpfenswertes auf Erden gab. Selbst in unseren Kinderköpfen arbeiteten damals hochgeschwungene, wenn auch sehr verworrene patriotische Phantasien gegen den vermeintlichen Feind der deutschen Zukunft, wir schmiedeten Kriegslieder bis herab zum Jüngsten, und lebhaft erinnere ich mich, wie, als eines Tages vom Hechingischen her preußisches Militär bei uns einrückte und gerade vor unserem Haus ein mit schwarz-

weißen Fähnchen besteckter Wagen hielt, ich mir große Mühe gab, den Tag, wo das geschehen konnte, für den schwärzesten meines Lebens anzusehen.

Da das Haus an der Steinlach kalt und zugig war und der grobe Hausbesitzer überdies mit meinen Eltern in einem beständigen Kriege lag, der schließlich bis zum Prozeß führte, so zogen wir im April 1867 aus und ließen uns in einem auf dem Marktplatz gelegenen altersgrauen Haus mit spitzem Giebel und schön geschnitzter altertümlicher Holztreppe nieder, das einem Konditor gehörte. Es hatte seinen Haupteingang in der düsteren Kronengasse, — von dort aus lag unsere Wohnung im zweiten Stock; von der anderen Seite aber blickten die Fenster turmhoch auf den tiefgelegenen Marktplatz hinab und waren voll Sonne. Im Erdgeschoß, das vom Markt aus den ersten Stock bildete, lag ein vielbesuchtes Studentencafé, wo es meist die ganze Nacht nicht stille wurde. Oft kamen im Morgengrauen nachtschwärmende Gäste, die, wenn sie die Haustür geschlossen fanden, vor unseren Fenstern sangen und jubilierten oder wohl auch fluchten und wetterten. Mein Vater fand daher erst seine Ruhe, als nach einiger Zeit noch zwei Mansardenstübchen frei wurden, wohin er sich mit seiner Arbeit flüchten konnte; das eine enthielt sein grünes Stehpult und den runden Tisch, worauf man ihm das Essen stellen mußte und der für gewöhnlich ganz mit Büchern und Heften bedeckt war, sowie einen Lehnstuhl, von dem er wenig Gebrauch machte, da er beim Arbeiten wie beim Essen zu stehen pflegte, das andere sein Bett und sein wenig umfangreiches Büchergestell — der Kern seiner Bibliothek war nämlich beim Wegzug aus Karlsruhe im Gewahrsam eines Freundes zurückgeblieben, der nichts mehr davon herausgab —. Es waren die dürftigsten Räume des Hauses, aber die einzigen, wo er sich vor Störung sicher fühlte. Der Hausbesitzer war ein Pole mit Namen Genschowsky; zu ihm und seiner Familie, die aus Frau und Schwester bestand, traten wir sämtlich in

das freundschaftlichste Verhältnis. Diese einfachen Menschen faßten für den Dichter, der unter ihrem Dach wohnte, eine tiefe Verehrung, die er ihnen durch traulichen Verkehr vergalt. Manche Abendstunde, wenn der Laden nach dem Marktplatz geschlossen war, saß er drunten in dem kleinen Stübchen der Konditorei, das zwei Stockwerke tiefer als die Straße lag, und unterhielt sich mit den freundlichen Hauswirten. Besonders die Frau, eine prächtige Schwäbin voll Charakter und Mutterwitz, zog ihn durch ihr kernhaftes Wesen an.

Lieb war ihm auch der Blick von den Fenstern nach dem alten Marktplatz, auf dessen Gesumme er schon als Student gerne von seines Rudolf Kauslers Giebelfenster hinabgehorcht hatte: uns gegenüber das ehrwürdige Rathaus mit seinem Storchennest auf dem abschüssigen Giebeldach und den zu jener Zeit noch nicht aufgefrischten Wandbildern, davor der schöne altertümliche Neptunsbrunnen und rings auf den leichtgesenkten Platz mündend die düsteren, gekrümmten, steil abfallenden Gassen; das alles bot ein einheitliches, höchst ausdrucksvolles Bild, das man nicht leicht vergessen wird. Hier fand wöchentlich zweimal der Gemüsemarkt statt, wo die weibliche Jugend mit kleinen Körbchen am Arm und sittig von den Müttern begleitet, von der umherschlendernden Studentenschaft in Augenschein genommen wurde; im Frühjahr und Herbst aber zog die große Messe die ganze Land- und Stadtbevölkerung auf diesem Raum zusammen, und es war ein fröhliches Bild, wie sich die Steinlachbauern in ihren langen Leinwandschößen und die hübschen Bauernmädchen mit rotem Mieder und langen blonden Zöpfen, das kokette Mützchen schief auf dem Kopf, zwischen der dichtgekeilten Bürger- und Studentenschaft durchdrängten. Vom Marktplatz waren nur wenige Schritte bis zum Aufstieg des Schlosses, der sogenannten „Burgstaige", was aber meinem Vater, der gleichwohl fortfuhr, die Mittage auf der Bibliothek zu

verbringen, eher zum Nachteil gereichte, weil die ihm so nötige Bewegung im Freien dadurch wegfiel.

Kaum daß das Fortkommen gesichert war, so brachen neue schwere Sorgen über die Familie herein.

Noch in dem zugigen Haus an der Steinlach, während eines besonders grimmigen Winters war unser damals fünfjähriger Balde, zuvor das Bild der blühendsten Gesundheit, an akutem Gelenkrheumatismus, der in der Stadt herrschte, erkrankt. Er hatte drei Wochen in heftigen Schmerzen verbracht, dann war die Krankheit gewichen und man hielt ihn für genesen; daß mit diesem Anfall der Grund zu einem langen Leiden und frühen Tode gelegt war, ahnte zum Glück noch niemand. Doch seitdem klopfte die Krankheit alljährlich aufs neue bei ihm an, und im zehnten Lebensjahr entwickelte sich daraus ein gefährlicher Herzfehler. Immer schwerer wurden nun die Heimsuchungen, immer kürzer die Ruhepausen, wo es ihm vergönnt war, wie ein gesunder Mensch zu leben. Das Leiden verhinderte ihn am regelrechten Schulbesuch, da er nur im Sommer, wo er sich leidlich wohl fühlte, im Gymnasium hospitieren konnte; so war er zumeist auf den mütterlichen Unterricht und später auf eigenes Studium sowie auf Lesen angewiesen. Auch von den Jugendfreuden blieb er ausgeschlossen, denn das arme Herz ertrug keine rasche Bewegung und mußte mit der Zeit sogar vor freudigen Aufregungen behütet werden. Doch mit seinem lebendigen Geiste schuf er sich nach und nach eine innere Welt, die ihm das Versagte ersetzte. Umgeben von Vögeln und anderem Getier, das er liebte, lag er in seinem Bett lesend und studierend; sein Lieblingsfach war die Zoologie, in der er sich mit der Zeit sehr gute Kenntnisse aneignete. Wenn er sich nicht selbst beschäftigen konnte, so mußte man ihm vorlesen oder Geschichten erzählen — durch ihn kam ich zum Prosaschreiben, denn ich mußte ihm Märchen erfinden, die er dann auch niedergeschrieben sehen wollte oder gelegentlich selber niederschrieb,

wie sie aus meinem Munde kamen. Machte die Krankheit eine Pause, so genoß niemand seliger als er die wiedergeschenkte Sonne. Und je mehr sein äußerer Kreis sich durch das Leiden verengte, desto innenkräftiger entwickelte sich seine Genußfähigkeit: er war zuletzt imstande, aus dem Anblick einer blühenden Pflanze Freuden zu saugen, wie sie den Gesunden, Glücklichen völlig unbekannt sind. Da dem kranken Kinde nichts verwehrt wurde, hätte er leicht der Quälgeist des ganzen Hauses werden können, aber sein Wesen war voll Sonnenschein; den Neid kannte er nicht, er nahm von seinem Bette aus an unseren Jugendfreuden teil, und nie kam eine Klage über sein Schicksal aus seinem Mund, noch ließ er seinen Mut niederschlagen. Er hatte eine zarte, ritterliche Verehrung für das andere Geschlecht, und den hübschesten unter den jungen Mädchen, die unser Haus besuchten, pflegte er in stammelnden Versen, die der Kindlichkeit seines Wesens entsprachen, zu huldigen. Poetisches Talent besaß er freilich nicht, dafür war er mit seinem Idealismus, seinem Humor, seiner unverwüstlichen Heiterkeit und Naivität selber ein Stück lebendiger Poesie. Und wie er als Knabe lange die stammelnde Kindersprache beibehielt, die ihm etwas Rührend-Unbehilfliches gab, so folgte ihm die Gewohnheit, sich langsam und mit naiver Originalität auszudrücken, auch in die Jünglingsjahre hinüber. Er hatte einen schönen, einfach kräftigen Kopf von ausgesprochen altdeutschem Schnitt, aber durch das Leiden vergeistigt und mit einem Siegel von Unschuld und Reinheit gezeichnet, das ihn wie ein Geschöpf aus anderen Welten erscheinen ließ. Niemand wird seine strahlende Siegermiene und das geheimnisvolle Lächeln seiner Mundwinkel vergessen, der ihn als Einundzwanzigjährigen in Florenz auf dem Totenbette liegen sah.

Zum Glück blieb dem Vaterherzen der Schmerz dieses Verlustes erspart. Man wußte zwar schon damals, daß dem Jüngsten nur ein kurzes Dasein beschieden sein konnte, und

beide Eltern suchten ihm deshalb, soviel es die kargen Glücksumstände gestatteten, jeden Wunsch zu erfüllen, aber man sah das Verhängnis noch in weiter Ferne. Die Mutter widmete sich schon damals ganz dem kranken Sohn und sollte allmählich mit ihm zu einer Person verwachsen, daß eins die Gedanken des anderen erriet. Wenn die schweren Anfälle der Atemnot und der Herzbeklemmungen kamen, saß sie oft wochenlang Nacht für Nacht an seinem Lager, und später, als das Leiden zunahm, verlernte sie das Schlafengehen ganz: am Fußende seines Bettes hingekauert, nickte sie höchstens noch auf Minuten ein und wurde von ihm, der den Unterschied zwischen Tag und Nacht nicht mehr kannte, gleich wieder zu langen Gesprächen aufgerüttelt. So schlimm wurde es freilich erst in Florenz, in seinen letzten Lebensjahren; in Tübingen gab es immer wieder Pausen, die noch ab und zu der Hoffnung Raum ließen. Zur Zeit, wo die beiden älteren Brüder Medizin studierten, widmeten auch sie ihre Zeit und ihre junge Erfahrung dem Leidenden, und ganz besonders war es Alfred, der oft auf die studentische Geselligkeit verzichtete, um die Nachtwachen seiner Mutter zu teilen, was ihm bei seinem auf jauchzende Lebenslust gerichteten Temperament doppelt hoch von ihr angeschlagen wurde.

Das Leben dieser beiden Brüder, die dem väterlichen Namen so viel Ehre gemacht haben, ist von mir anderwärts geschildert worden;[1]) hier kann bloß ihr Jugendbild Raum finden, das jene veredelten Züge nur eben ahnen ließ. Sie brachten um jene Zeit mit ihrer überschäumenden Jugendkraft viel Stürme in das häusliche Dasein. Die zwei, die sich später in so fester Freundschaft zusammenschlossen, daß nichts ihren Bund trüben konnte, die ein Jahr uns hinwegnahm, weil der unerwartete Tod des Älteren auch die strotzende Lebens-

[1]) Florentinische Erinnerungen, Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.

kraft und -lust des Jüngeren brach, diese zwei haben lange Zeit gebraucht, um sich innerlich zusammenzufinden. Sie mußten sich zueinander durchkämpfen, um ihres gemeinsamen Blutes so recht innezuwerden, und vielleicht war das mit ein Grund, daß sie sich später so fest umfaßten. Ich glaube, daß es gerade die bedeutenderen Naturen sind, die sich auch das, was ihnen schon in der Wiege zufiel, wie die Bruderliebe, erst noch erkämpfen müssen, um es ganz zu haben, und ich denke mir sogar die Dioskuren in ihrer Jugend als feindliche Brüder. Der Vater nahm auch den Krieg seiner zwei ältesten Söhne, die damals wie zwei sich bekämpfende Elemente erschienen, nicht so tragisch wie die Mutter, er kannte sein Blut und erinnerte sich, wie viel auch er mit seinem Bruder hatte ringen müssen, bevor ihr Bund fest geschlossen wurde. Es ist gewiß so schön nach außen, wie beglückend nach innen, wenn eine Familiengruppe von Anfang an fest zusammenhält im Glauben, Wollen und Meinen, aber es deutet nicht auf künftige kräftig entwickelte Persönlichkeiten. In unserem Hause war es anders, alle bedauerten es, ohne es ändern zu können: ein jeder Kopf hatte seine eigene Art, die Dinge anzusehen, und obgleich sich das nach außen nur als vielfache Abtönung derselben Weltanschauung darstellte, erschienen diese Abweichungen nach innen oft wie eine große Kluft.

Edgar war mit siebzehn Jahren Student; seine Begabung war so groß, daß er auch durch die glänzendsten Leistungen niemand in Erstaunen setzte, vielmehr als in einem Schuljahr das ihm sonst regelmäßig zuerkannte Prämium einmal ausblieb, erregte es der Mutter schmerzlichstes Befremden, so sehr war man gewohnt, ihn immerdar in der vordersten Reihe zu sehen. Alfred dagegen saß mit Unlust auf der Schulbank, und da des Bruders reißende Fortschritte den Vergleich herausforderten, galt der arme Junge eine Zeitlang für unbegabt, hielt sich auch selbst dafür, was ihm einmal bittere Tränen auspreßte zum größten Erbarmen unseres Vaters,

der ihm nun verdoppelte Liebe zuwandte, um ihn zu trösten. Doch erwies sich diese Fürsorge als unnötig, denn kaum daß der physische Kraftüberschuß dem Knaben gestattete, sich zu sammeln, entwickelte er in feuriger Lerngier gleichfalls ganz ausgezeichnete Gaben, und sein vorzügliches Gedächtnis ersetzte ihm vielfach, was der Ältere an schöpferischer Eigenkraft voraus hatte. Erst nach völlig erlangter Reife aber sollte sich in ihm die strahlende Liebenswürdigkeit entwickeln, mit der er später jeden, der seinen Weg kreuzte, bezaubert hat. Dem Vater wurde gerade noch die Freude zuteil, auch den zweiten Studenten im Hause zu sehen; wie Alfred heimlich das Physikum bestand, um die Mutter mit seinem Erfolg zu überraschen, und seine ferneren Fortschritte, mit denen er sich eifrig auf Edgars Fersen hielt, während in dem dritten Sohne Erwin das künstlerische Talent durchbrach, das ihn von einer mit Unlust besuchten Schule weg in sein natürliches Fahrwasser trieb, das alles sollte er nicht mehr erleben.

Edgar trat, nachdem er den grüblerischen, schweigsamen Knaben abgelegt hatte, an der Schwelle des Jünglingsalters in ein Stadium von hochfliegendem, fast zur Schwärmerei gehendem Idealismus und stellte Anforderungen an die menschliche Natur, wie sie nirgends erfüllt werden. Jünglingsfreundschaften erfaßte er mit heiliger Glut und litt bitter von dem Zwiespalt seiner hochgespannten Erwartungen mit der Wirklichkeit. In diesem Alter, das bei begabten Naturen ganz der Idee gewidmet ist, warf er sich auf das Studium der sozialen Fragen und nahm, da sein feuriges Temperament ihn nicht lange bei der Theorie verharren ließ, an der sozialistischen Propaganda teil. Es waren die mütterlichen Weltverbesserungsträume, nur ins Männliche gesteigert, wie er überhaupt in seinem Wesen vielfach nach der Mutter geartet war; ihr bewegliches Blut führte ihn denn auch frühe hinaus in die Welt, wo seine Führer- und Heldennatur sich zu ihrer wahren Bestimmung entwickeln konnte und wo der Zug zum

Absonderlichen, der in ihm lag, sich nur noch als Originalität und vollkommene Unabhängigkeit im Denken und Handeln äußerte. Seine Entwicklung ging stoßweise unter heftigen Zuckungen vor sich, deren jede ihn um ein sichtbares Stück auf seinem Wege vorwärts brachte. Natürlich fehlte es dabei an Harmonie und wohnlich war es damals nicht in seiner Nähe. Er war wie eine immer zuckende, züngelnde Flamme. Aufs feurigste durchdrungen von dem, was er gerade für das Richtige hielt, ertrug er keinen Widerspruch, am wenigsten von der Schwester, die jünger war als er und mit der er in der Kindheit jeden Gedanken, jede Regung geteilt hatte. Noch immer hingen wir aneinander wie zur Zeit, wo wir gemeinsam von einem Wikingerschiff träumten, mit dem wir die Meere befahren und ferne Länder entdecken wollten, aber auch ich mußte mir jetzt meine eigenen Wege suchen. Seine Liebe rührte mich ebensooft, wie mich seine Tyrannei empörte. Er warb glühend um Gegenliebe, wollte mir aber keine Freiheit lassen und empfand jeden selbständigen Gedanken als ein an ihm begangenes Unrecht. Man mußte alle Erörterungen vermeiden, aber ihn schmerzte schon das Schweigen, wenn er darin eine andere Meinung las. In weit höherem Maße als später befriedigte ihn damals eine rein materialistische Weltauffassung, mit der ich niemals etwas anfangen konnte, und er sah in meinem Offenlassen der metaphysischen Türen den ersten Schritt zum Aberglauben. Politische und soziale Fragen mußten wir gleichfalls vermeiden, denn er suchte das Heil in einer völlig neuen Gesellschaftsordnung, und ich sehnte mich nach höheren Kulturformen: sein Schlagwort war „frei", das meinige „schön"; wir hätten sie ebensogut austauschen können, denn im Grunde wollten wir doch beide dasselbe, und häufig genug war bei unseren erregtesten Kontroversen der Unterschied nicht größer als einstmals im Kinderwägelchen zwischen Zibbe und Dibbe. In der Literatur fanden wir uns wieder, allein selbst hier gab es Gebreiten, wo es

nicht geheuer war. Auch durch eine seltsame katonische Strenge, wie sie oft den Übergang vom Knaben zum Jüngling zeichnet, erschwerte er der Schwester und sich selbst das Leben, denn harmlose Tanzvergnügen, denen ich mich gerne hingab, verursachten ihm Schmerz, da er sie als verwerflich betrachtete. Oft stellten sich wohlmeinende junge Freunde, die beiden Teilen gleich ergeben waren, als Puffer dazwischen, um die Ausbrüche seines leidvollen Unmuts auf sich selber abzulenken. Bald aber hatte er dieses wunderliche Stadium durchlaufen, er legte den Kato ab und warf sich mit einer überraschenden Wendung in die stärksten Wogen des Lebens, ohne seine Innerlichkeit und seinen Idealismus dabei einzubüßen. Dieser Umschwung fiel mit seinem Übergang aus der Philologie in die Medizin zusammen, der von mir mit Jubel begrüßt wurde, weil ich das deutliche Gefühl hatte, daß bei den Eigenheiten seines Wesens die Philologie ihn abseits vom Leben geführt hätte. Bei den Eltern erregte das „Umsatteln" zuerst einige Bestürzung, allein er verwischte schnell diesen Eindruck, indem er nicht nur das in dem ersten Fach verbrachte Semester wieder einholte, sondern in seinem Lauf alle Mitstrebenden hinter sich ließ. Auch das ausgelassene Schwelgen und Schwärmen, dem er sich jetzt ergab, hielt seine Fortschritte nicht auf, denn die durchtollten Nächte waren ihm kein Hindernis, des Morgens so zeitig ins Kolleg zu wandeln, wie das bedächtigste Muttersöhnchen, und sein Kopf blieb auch inmitten der lautesten Zerstreuung zur Arbeit gesammelt. Schon damals brausten über sein Jünglingsherz Stürme, die man seiner mädchenhaft-zarten, vergeistigten Erscheinung nicht zutraute. Dieses glühende Erleben begann jetzt die anfängliche Einseitigkeit seines Wesens auszugleichen, und die kräftige äußere Tätigkeit, zu der ihn die neue Berufswahl führte, ließ kein Verbohren ins Abstrakte mehr zu. Während er so aus den Seltsamkeiten seines Knabenalters herausschritt, entwickelte sich jetzt in ihm eine unwiderstehliche Spannkraft

des Wollens und Tuns, die ihn wie eine aus dem Rohr geschleuderte Kugel erscheinen ließ.

Alle diese Entwicklungsphasen der Jugend spielten sich ab, ohne daß der Vater darauf eine Einwirkung zu üben suchte oder sie nur zu sehen schien. Vor allem hütete er sich, unseren hochgehenden Jugendmut durch seine Enttäuschung und seine Abkehr vom Leben niederzuschlagen. Um keine schöne Täuschung wollte er uns bringen, er, der so viele Täuschungen begraben hatte, und ein jedes sollte sich, soweit es an ihm lag, nach seinen eigenen innersten Gesetzen entwickeln. Nicht einmal über poetische Dinge gab er mir je den leisesten Wink, noch sprach er ein Wort über den massenhaft von mir verschlungenen Lesestoff. Unermüdlich trug er mir von der Bibliothek die Heinebände herunter, in deren Genuß ich unterschiedslos schwelgte, obgleich ich wußte, daß er diesen Dichter nur sehr mit Auswahl liebte, was ich ihm damals sogar ein wenig übelnahm. Sein einziger Einwand gegen meinen Kultus bestand in den Worten: „Du wirst vielleicht auch einmal anders darüber denken," eine Prophezeiung, die erst viele Jahre später eintraf, als vor meinen Augen der mannigfache Flitter dieses Dichters abfiel und dafür seine echte Poesie in neuer Stärke hervortrat; da lernte ich die väterliche Weisheit bewundern, die mir keine Erkenntnisse aufdrängen wollte, die für mein Lebensalter verfrüht waren. Meine eigenen poetischen Versuche, die ihm hinter meinem Rücken vorgelegt wurden — er las sie, lächelte, streichelte meinen Kopf, aber er sagte mir kein Wort darüber. Er hatte überhaupt eine heilige Scheu vor dem Wachstum der jungen Seele und hielt jedes willkürliche Eingreifen für frevelhaft, ganz im Gegensatz zu der „Treibhausungeduld" der Mutter, wie er gelegentlich deren Drängen und Schieben nannte. Mich besonders behandelte er gar nicht als das Kind, das ich war, sondern so, wie nach des alten Tacitus Zeugnis die Frauen von unseren germanischen Urvätern behandelt wurden. Er ließ, was aus meinem Kindermunde kam, wie

eine Eingebung gelten, wozu die Ähnlichkeit unserer Instinkte viel beitragen mochte: wenn ihm Menschen mißfielen — das waren neben den rohen oder kleinlichen vor allem solche, die er „naturlos" nannte —, so fühlte ich das an meiner eigenen instinktiven Abneigung, denn Persönlichkeiten wurden nie erörtert, er ließ jeden in seinem Zusammenhang gelten und legte sein Urteil nur in die schweigende Stellung, die er gegen ihn einnahm.

Je weniger er seine dichterische Welt mehr gestalten konnte, desto mehr beschäftigte ihn ihr inneres Weben; man scheute sich, ihn anzusprechen. In tiefem Schweigen lebte er neben uns, meist mit einem Abglanz seiner höheren Welt auf den Zügen, niemals mürrisch oder verdrossen, aber ebensowenig fröhlich, ich erinnere mich kaum, ihn einmal lachen gehört zu haben. Den Kopf aufrecht und die Augen voll Glanz, die Hände auf den Rücken gelegt, die hohe Gestalt noch unberührt vom Alter, so sah man ihn auf den Straßen, in den Alleen Tübingens vor sich hingehen, und oft blieben die jungen Leute stehen, um sich diese ungewöhnliche Erscheinung einzuprägen. Verkehr pflegte er wenig. Sein nahes Reutlingen besuchte er zuweilen, nicht allzuoft, um den Duft der Erinnerung nicht zu gefährden. Unter unseren jungen Freunden war ein Philologe ihm besonders lieb; wenn dieser ihn auf dem Spaziergang begleitete und die Rede auf vergleichende Sprachforschung brachte, ein Gebiet, das ihn von jeher tief beschäftigt hatte, da lebte er auf, ein inneres Glänzen hob an, und mit einem Male wurde er mitteilsam. Nur die Welt seiner Phantasie durfte nicht aufgestört werden; jeder Versuch, den er machte, hineinzugreifen und sie zu formen, hatte einen vulkanischen Ausbruch zur Folge, bei dem alle Gestaltung unmöglich wurde, und das erregte Nervensystem brauchte alsdann lange Zeit, sich wieder zu beruhigen. Sein rhythmisches Gefühl war so empfindlich geworden, daß ihn jede heftige oder unruhige Bewegung reizte, er litt darunter, wenn man auf der

Straße nicht mit ihm Takt hielt oder Begegnende zwischendurchgehen ließ. Omina, nicht mehr geglaubt, aber von einer früheren Menschheit der Empfindung vererbt, mochten mitspielen: er haßte es, wenn man mit dem linken Fuße zuerst in sein Zimmer trat. In den letzten Jahren konnte es ihm in diesen Dingen niemand außer mir mehr völlig recht machen; daher wurde ich meist gerufen, ihn auf dem Spaziergang zu begleiten, er bot mir dann ritterlich den Arm, was er schon zu tun pflegte, als ich nur eben an seinem Ellbogen hinaufzuwachsen begann, aber er setzte meist seinen stummen Monolog fort. Ein luftigeres Band hat wohl nie Kinder mit ihrem Vater verbunden; als er geschieden war, hielt sein Andenken die Hinterbliebenen beinahe fester zusammen, als zuvor seine leibliche Gegenwart.

Er seinerseits wußte wenig von unserem Leben. Glücklicherweise sah er auch nicht, was das Verhängnis, anders zu sein als andere, seiner Tochter auf diesem Boden für eine schwierige Stellung bereitete. Als ich aus dem Traum der Kindheit aufwachte, fand ich mich rings von einer feindlichen Welt umgeben, die mich mit einer Erbitterung verfolgte, deren Ursache mir völlig dunkel war. — „Sie leben Ihrer Zeit um fünfzig Jahre voraus,“ pflegte unser Freund und Hausarzt, der treffliche Dr. Gärttner, meiner Mutter zu sagen. Dieses Vorausleben, woran sie sich von Jugend auf gewöhnt hatte, erregte jetzt unter den Pfahlbürgern Tübingens einen ganz anderen Anstoß, als vor Zeiten in dem weltmännisch-nachsichtigen Kreis, dem sie durch Geburt angehört hatte. Allein die Bosheit konnte doch nicht so recht an sie heran. Ihr Trieb zum Helfen und Wohltun, der sich nie genug tat, war zu bekannt, und ihre Anspruchslosigkeit und Nichtbeachtung des Äußeren, die ihr etwas Unpersönliches gaben, entwaffneten das Übelwollen. Man wußte überdies ganz gut, daß ihrem streitbaren und fröhlichen Gemüt die Kritik des Philisteriums nur ein willkommener Scherz gewesen wäre. Also ließ man sie gelten, wie man am Ende jeden gelten läßt, dem man nicht

beikommen kann. Ihre freien Reden über philosophische Dinge zogen der Familie in dieser kleinbürgerlichen Welt den Ruf des Atheismus zu (ein komisches Wort, nebenbei gesagt, bei dem ich mir nie etwas denken konnte); weil sie sich aber jahraus, jahrein mit den rechtgläubigsten Frommen der Stadt auf den Pfaden des Wohltuns begegnete, flößte sie diesen persönlich so warme Sympathien ein, daß sich kein Tadel an sie selbst heranwagte. Dagegen hatten die Söhne in der Schule den Strauß auszufechten, diese standen ihren Mann, und bald nahm die alma mater sie in ihre Arme, deren Zöglinge dem Philister heilig und unantastbar waren. Einen um so günstigeren Angriffspunkt bot die heranwachsende Tochter, die von der Außenwelt, ihren Meinungen und Herkömmlichkeiten überhaupt nichts wußte. Durch die versäumten Antrittsbesuche stand unser Haus abseits des gesellschaftlichen Verkehrs, somit kannte man uns im Grunde gar nicht, und die Legendenbildung hatte ein um so freieres Feld. Ich wurde auch in Tübingen nicht in die Schule geschickt, weil meine Eltern von den damaligen Mädchenschulen nicht viel Gutes erwarteten, daher hatte ich keine Mädchenfreundschaften, und von klein auf nur an den Umgang der Brüder und ihrer Freunde gewöhnt, wußte ich gar nicht mit dem eigenen Geschlechte umzugehen. Die häusliche Abgeschlossenheit, der ungewöhnliche Rufname und die noch ungewöhnlichere Erziehung machten mich zu einem Gegenstande des Mißtrauens, als ich noch in den Kinderschuhen ging und die Welt mit Kinderaugen ansah. Die befremdendsten Dinge wurden gemunkelt, darunter auch, daß ich die klassischen Sprachen triebe, und das letztere war sogar richtig. Nun gab es aber nichts, das von der weiblichen Moral strenger verdammt wurde. Grund genug für die fortschrittsdurstige Mama, nicht mit ihrem Erziehungsprogramm hinter dem Berge zu halten. Jedoch der Bannfluch traf nicht sie, die ihn gerne getragen hätte, sondern das Kind allein. Ich mußte es als einen Teil der Weltordnung hinnehmen,

daß mir, wo ich vorüberging, gehässige Blicke, böse Reden und gelegentliche Steinwürfe folgten. Als ich heranwuchs und persönlich auf den Plan trat, wurde es noch viel schlimmer. Die Kultur des Äußeren war ja ebenso verpönt wie die des Geistes: die Bescheidenheit mußte sich durch Ungeschmack ausweisen, körperliche Übungen, vor allem das Reiten, galten bei einem Mädchen für einen Frevel gegen menschliche und göttliche Ordnung, der selbst die Behörden beunruhigte. Sogar die Hefe der „unteren Stadt" mit ihrem dumpfen Aberglauben wurde allmählich gegen die Übeltäterin aufgehetzt, für die das Fest der Jugend durch diese Verfolgungen einen geheimnisvoll tragischen Untergrund bekam; es war wie ein Tanzen auf grollendem Vulkan, solange das Ansehen des Vaters die Familie deckte. Nach seinem Hinscheiden verging nur kurze Frist, so war das ganze Geschlecht des Heimatdichters Hermann Kurz ausgewandert, um sich auf fremdem Boden anzusiedeln, wo drei seiner Söhne die letzte Ruhestatt gefunden haben.

In jenem seltsamen, mir selber kaum mehr glaubhaften Krieg, den eine ganze Stadt mit einem kaum erwachsenen Mädchen führte, gab es für mich nur eine Waffe, von der ich immer und immerzu den ausgiebigsten Gebrauch machte: die ganze feindselige Umwelt als nicht seiend zu betrachten. Ich wußte nichts, rein gar nichts von den Personen, aus denen sie sich zusammensetzte; ich verschloß absichtlich mein Ohr, wenn Namen genannt oder Persönlichkeiten erörtert wurden. Dies ist der Grund, weshalb ich die letzte Umgebung meines Vaters nicht mit den Farben des Lebens malen kann, denn mit der Schar der Widersacher sind leider auch die Wohlgesinnten, die eine freundliche Ausnahme machten, in meiner Erinnerung verblaßt. Ich habe diesen namenlos gewordenen Guten in meinem Herzen einen Altar errichtet, wie die Athener dem unbekannten Gotte; aber die gewaltsam verwischten Bilder wieder hervorzuzaubern vermag ich nicht. Jeden Pflasterstein



Grabmonument des Dichters in Tübingen,
von der Tochter gestiftet

(wurde nebst der umgebenden Anlage im Jahre 1906 von der Stadt zu dauernder Erhaltung und Pflege übernommen)

in der Stadt meiner Jugend kenne ich auswendig, über ihre Bewohner aber wußte ich mir eine absichtliche Unkenntnis zu erwerben, die auf mich selber in späteren Jahren wahrhaft komisch wirkte. Nur so konnte ich mich vor der Gefahr retten, ein völlig verzerrtes Weltbild ins Leben hinüberzunehmen.

Die letzten Jahre meines Vaters waren vorzugsweise von der Redaktion des deutschen Novellenschatzes ausgefüllt. Dieses Unternehmen, das er mit Heyse an Stelle des verunglückten Kalenders gegründet hatte, erwies sich als unendlich segensreich. Es lieferte die Mittel zu einem etwas bequemeren Dasein und gab dem Dichter bei seinem leicht erweckten Optimismus die Hoffnung, seinen Kindern dereinst doch noch ein Vermögen zu hinterlassen, eine Hoffnung, die sich zwar nicht mehr erfüllen sollte, die aber doch seinen Lebensabend noch einigermaßen erhellte. Der Novellenschatz des Auslands, der noch hinzutrat, gewährte ihm die Freude, seine heranwachsende Tochter zur Mitarbeiterin zu haben, da ich die in Vorschlag gebrachten fremdsprachigen Novellen gleichfalls zu lesen bekam und auch einige zur Übersetzung zugewiesen erhielt, denn ich hatte schon vom zwölften Jahre an durch Übersetzungen für Zeitschriften meinen Stil geübt und mir damit auch ein kleines Nadelgeld erworben. Der Novellenschatz gab meinem Vater nicht nur zum erstenmal das Gefühl eines gewissen Wohlstandes, er trieb ihn auch aus seiner Vereinsamung heraus, indem er ihn zum schriftlichen Verkehr mit den zeitgenössischen Autoren nötigte und zugleich seinen halbverschollenen Namen wieder unter die Leute brachte.

Zu Anfang des Jahres 1870 trat eine literarische Aufforderung an ihn heran, die für ihn eine Quelle reinster Freude wurde. Paul Konewka, der begabte Silhouettenschneider, wünschte, daß Hermann Kurz den Text zu seinen Fallstaffbildern schreibe, und erschien selber auf ein paar Tage in Tübingen, um sich mündlich mit dem Dichter auszusprechen. Mein Vater fand ebensogroßes Wohlgefallen an des Künstlers

Persönlichkeit, wie an den Werken seiner Hand. Konewka war polnischer Abkunft, aber als Deutscher geboren, ein noch junger Mann von gewinnendem und bescheidenem Wesen, der slawische Beweglichkeit mit deutscher Kernhaftigkeit verband. In einer Gartenwirtschaft am Neckar verbrachten wir einen heiteren Abend mit ihm, wobei er allerlei Proben seiner Kunst zum besten gab, mit der Geschwindigkeit eines Hexenmeisters zu unserem Ergötzen springende Häslein, lauschende Rehe und anderes Getier, dazwischen in bedachtsamerem Tempo auch menschliche Schattenrisse, worunter den meinigen, schnitt.

Mein Vater ging mit der größten Lust ans Werk. Durch seine Übersetzung der „Lustigen Weiber" und seine langjährigen Shakespearestudien, die sich ja mit Vorliebe auf den Spuren des dicken Ritters bewegen, lag ihm der Gegenstand besonders nahe, daher niemand geeigneter war, als er, den geistreichen Fallstaffzyklus des Künstlers mit gleicher Fülle von Geist zu verdolmetschen. Wenn die Bilder die Vorstellung erwecken, als hätte der Künstler im Wilden Schweinskopf zu Eastcheap und bei dem berühmten Wirt zum Hosenbande mitgekneipt, um die abenteuerliche Gesellschaft in ihrer ganzen Lebenswahrheit gleich heimlich unterm Tische abzukonterfeien, so macht der Verfasser des Textes nicht minder den Eindruck, als ob er aus persönlicher Bekanntschaft seine Erläuterungen hinzufüge. Sie waren ja auch in der Tat sein alter vertrauter Umgang, diese tollen Kumpane, denen er seit lange ihre heimlichsten Beziehungen und ihre sonderbarsten „Humore" abgefragt hatte. Ein ganz beträchtliches Stück Spezialstudium der Elisabethischen Zeit ist hier in perlenden Champagner aufgelöst, um dem Leser ganz unmerklich unterm Schaume eingegeben zu werden. Fast perlt es dann und wann ein wenig gar zu stark. Neben den Shakespeareschen Einfällen quellen des Verfassers eigene in unaufhörlichem Sprudel, mit Anspielungen und Zitaten vermischt, von denen einige, schon während er schrieb, nicht mehr allverständlich waren, denn es ist

mitunter, als redete er zu einem eingebildeten Publikum, bestehend aus seinen Jugendfreunden, die aber damals zum Teil schon gestorben waren. Konewka selbst war einen Augenblick betreten über die Fülle, die ihm entgegenquoll; es schien ihm fast, als ob der Text, statt die individualisierenden Züge seiner Schattenrisse zu erklären, diese zu einer bloßen Illustration herabdrücke. Doch das kleine Wölkchen zerstreute sich schnell; der Künstler sah wohl ein, daß er dem souveränen Humoristen, den er aufgerufen hatte, auch Raum lassen mußte, sich neben ihm auszuleben, und daß andererseits seinen eigenen Absichten nicht liebevoller nachgegangen werden konnte, als es hier geschehen war. Im Juli 1870 war das Werk fertig, allein der Ausbruch des Deutsch-Französischen Krieges verzögerte sein Erscheinen, und als es ein Jahr später vor die Öffentlichkeit trat, da lag der Schöpfer der heiteren Bilder schon im Grabe, von tückischer Krankheit auf der Höhe des Schaffens weggerafft. Sein Verlust traf meinen Vater tief, er hatte den liebenswürdigen Künstler mit seiner ganzen Wärme umfaßt, wie das Nachwort zu „Fallstaff und seine Gesellen"[1]) bezeugt.

Unterdessen hatten ungeheure Erschütterungen die Welt völlig umgestaltet. Wer kann sich heute die Zeit noch ausmalen, wo es kein Deutschland gegeben hat und wo der Deutsche im Ausland nur ein verwehtes Blatt im Winde war? Es scheint, als wäre dieses Reich von je gewesen. Und doch ließ erst die französische Kriegserklärung und der mit Urgewalt sich vollziehende Zusammenschluß aller deutschen Stämme ahnen, daß es auch für uns Deutsche ein Gesamtvaterland geben könne. Freilich war es für den Partikularismus, der alles, was vom deutschen Norden kam, mit Mißtrauen betrachtete, ein schweres Stück, sich dem so lange be-

---

[1]) Fallstaff und seine Gesellen von Paul Konewka, Text von Hermann Kurz. Straßburg. Druck und Verlag von Moritz Schauenburg.

kämpften Preußen als dem kriegerischen Oberhaupte anzuschließen, nicht minder befremdend erschien es den alten Achtundvierzigern, daß eben jener Preußenkönig, der als Kronprinz die Sache der Revolution blutig niedergeworfen hatte, jetzt vom Genius der Geschichte zur Verwirklichung des alten Traums vom Deutschen Reiche berufen wurde, und mancher sah sich durch diesen jähen Umschwung der Dinge völlig aus der Bahn geworfen und verkannte das lang ersehnte Gut um der Hand willen, die es endlich der Nation reichte. Nicht so mein Vater. Er war nie ein starrköpfiger Partikularist und nie ein zielloser Schwärmer gewesen; was er im Jahre Achtundvierzig gewollt hatte, das wollte er noch: kein Wolkenkuckucksheim, sondern ein großes und großgesinntes Deutschland und innerhalb desselben ein im Geist und in der Freiheit verklärtes, heimlich trautes Schwabenland. Auch Ströme Blutes waren ihm dafür nicht zu teuer, und freudig begrüßte er den „bitteren Kelch des Heils". Seine Augen glänzten heller und heller bei jeder neuen Siegesbotschaft, und als Sedan gefallen war, fügte er seinem „Türsenmärchen", das auf die Entzweiung der deutschen Stämme anspielte und mit dem ironisch bitteren Vers geschlossen hatte:

Es gibt ja keinen Bruderzwist
Und keinen Oger mehr —

die jubelnde Strophe hinzu:

Doch ja, den Oger gibt's zur Frist
In seiner stolzen Babel,
Doch der begrabne Bruderzwist
Macht ihn erst recht zur Fabel.
Ein Zorn im Volk, ein Mut im Heer,
Vorüber Hohn und Spott,
Und lächelnd reicht er uns den Speer,
Der alte Siegesgott.

Er verargte es der Zeit nicht, daß sie waffenklirrend über sein Triasideal hinweggeschritten war, und ließ das ungreif-

bare schwarzrotgoldene Traumbild fahren für die nüchternere, aber festgefügte schwarzweißrote Wirklichkeit. Als das Reich gegründet war, nahm er, der sonst allem öffentlichen Auftreten auswich, seinen Jüngsten an die Hand und reihte sich mit ihm dem festlichen Umzug ein, um von der Wandlung seiner Anschauungen Zeugniß abzulegen.

Seine einstigen Parteigenossen befanden sich in einer schwierigen Lage. Weil der Charakterlose mit dem Erfolge geht, mag sich mancher gesträubt haben, den Willen der Geschichte anzuerkennen, nur um nicht den Vorwurf der Charakterlosigkeit auf sich zu laden. Dagegen galten vielleicht andere für charakterlos, die ihrer wirklichen inneren Überzeugung folgten, indem sie sich offen zu der neuen Ordnung der Dinge bekannten. Die an dem alten Programm festhielten, waren von der Zeit überholt und über Bord geworfen. Daß sie dem, was die allgemeine Begeisterung forderte, widerstrebten und an dem Neugeschaffenen nur die Mängel zu sehen schienen, das umgab sie sogar mit einem Scheine von Gehässigkeit. Sie waren mit ihrem Volke nicht mehr einig und stürzten, um freilich wieder hervorgeholt zu werden, als man erkannte, daß in einem gesunden Staatsleben eine Opposition nicht zu entbehren ist, weil seine Gebilde sonst versteinern. Die Volkspartei hat denn auch diese Tage überdauert, nachdem sie lange die undankbarste aller Rollen mit gewiß widerstreitenden Empfindungen gespielt hat. Einer aber spielte sie aus vollem Herzen, ein völlig mit sich einiger Charakter, geschaffen, nur die eine Seite der Dinge zu sehen, unser alter Freund Hopf. Ihm blieb Preußen nach wie vor das „moderne Mazedonien", dem er „keinen Mann und keinen Groschen" gönnte. Er konnte denn auch seinen Posten im Landtag behaupten, weil der ganz Überzeugte und ganz Selbständige immer recht behält.

Es war ein Glück für meinen Vater, daß ihn sein früher Rücktritt aus dem politischen Leben gleich von vornherein

auf eine höhere Warte gestellt hatte. Er konnte es frei und freudig anerkennen, daß das Reich die Gedanken von Achtundvierzig verwirklicht hatte, wenn auch in einer noch unfertigen und verbesserungsbedürftigen Gestalt. Im Buchdruck seiner Geschichtsbilder aus der Melacszeit, die 1871 in zweiter umgearbeiteter Auflage unter dem Titel „Aus den Tagen der Schmach" erschienen, hat er sich noch einmal mit seiner politischen Vergangenheit auseinandergesetzt und von der Wandlung seines Innern, die eine seiner Natur selbstverständliche Entwicklung war, Zeugnis abgelegt. Nicht alle seine Freunde haben ihn damals verstanden, wenn auch niemand wagte, seine Haltung zu bemäkeln, und die alten Bande der Liebe und Treue blieben diesmal von den politischen Lüften unversehrt.

Ein Volk wandelt nicht ungestraft unter Siegespalmen. Die Jahre, die auf unseren großen nationalen Aufschwung folgten, sind gewiß mit von den häßlichsten und ideallosesten gewesen, die Deutschland gesehen hat. Es galt jetzt vor allem reich zu werden, um den neugewonnenen Rang nach außen zu behaupten. Aber wenn die großen Staatsumwälzungen nicht mit Rosenwasser gemacht werden, der wirtschaftliche Kampf ist noch minder wohlriechend. Hier fiel er zusammen mit der von auswärts kommenden materialistischen Zeitströmung, die die letzten Reste des altersschwach gewordenen deutschen Idealismus hinwegfegte. Dieser Idealismus war ein allzu innerlicher gewesen, dem es an allem mangelte, was zur äußeren Kultur nötig ist. Vergebens hatte Goethe gestrebt, seine Nation einer breiteren ästhetischen Entwicklung entgegenzuführen, als noch die Mittel zu einer solchen durchaus fehlten. Ehe ein Volk Kunstschätze sammeln und schaffen, seine Plätze und Häuser schmücken und sein Sichtbares pflegen kann, muß es das Geld dazu haben. Aber mit den wirtschaftlichen Zielen, die zunächst im Vordergrunde standen, ging leider eine allgemeine Verrohung und ein wildes Strebertum, wie man es

zuvor noch nicht gesehen hatte, Hand in Hand. Die Überspannung des nationalen Selbstgefühls und die maßlose Schmähung des gestürzten Feindes, zu dessen einheitlicher Kultur man immer noch aufzublicken hatte, verzerrten vollends die edlen Züge des deutschen Volks; denn der Deutsche ist von Natur viel zu breit angelegt, um nationalen Dünkel zu haben, und um so schlechter steht ihm dieser zu Gesicht. Der Materialismus in Wissenschaft und Kunst vollendete noch die allgemeine Verwilderung der heranwachsenden Jugend, die die großen Schlachten nicht mitgeschlagen, aber sich an den Siegesfesten mitberauscht hatte. Wer in jenen Tagen ein Kulturideal in der Seele trug, der fühlte sich inmitten des allgemeinen Rausches völlig einsam.

Diese Phase des deutschen Geisteslebens zu sehen, blieb meinem Vater erspart, aber er war gegen die ersten Anzeichen nicht blind, und sie trieben ihn zu schmerzlicher Opposition. Doch er rechnete auf die Unverwüstlichkeit des deutschen Idealismus. In unserem Hause waren wie immer die Empfindungen geteilt. Die „violette Republik“ spielte jetzt in allen Farben. Der Zeiger unseres Mütterleins wies unverrückt auf Achtundvierzig; sie konnte sich in das Reich Bismarckscher Prägung niemals finden. Edgar, damals im Stadium höchsten Brausens, erhoffte von der noch ganz jungen Sozialdemokratie die rasche Besserung der Schäden und bekämpfte in mir den ästhetischen Aristokratismus, der ihm doch selbst nicht minder im Blute lag. Unser Vater schwieg wie immer und ließ den gärenden Wein verbrausen.

An der Schwelle der Sechzig, war er äußerlich noch wenig gealtert, die Augen bewahrten ihren Glanz, Gang und Haltung waren aufrecht, die seidenweichen Haare noch lichtbraun und der Bart nicht allzustark ergraut, aber auf sein Inneres begann sich eine Müdigkeit zu legen. „Wenn ich euch versorgt wüßte,“ sagte er eines Tages, als er in der Frühe vor seinem Gang zum Schlosse noch zu uns ins Zimmer trat, „so dürfte

jetzt wohl ein Morgen kommen, wo ich nicht mehr erwachte." Dieser Morgen war schon näher, als er ahnte.

Im Juli 1873 fand in der Lindenallee zu Tübingen die Enthüllung des Uhlanddenkmals statt, wozu die ganze Stadt ein Festgewand anlegte. Die Hitze war glühend an jenem Mittag, ich erinnere mich deutlich des Feuerstroms, der vom Himmel niederrann, denn ich kam trotz des Sonnenschirms mit verbrannter Schulter vom Festplatz. Unser Vater aber mußte der Feier mit unbeschütztem Haupte anwohnen und brachte einen leichten Sonnenstich nach Hause. Von da an war sein Befinden gestört. Eine novellistische Arbeit, mit der er sich beschäftigte, jagte die schlummernden Dämonen noch weiter auf. Die „beiden Tubus" sollten in den Novellenschatz aufgenommen werden, aber der bisherige Schluß sagte dem Verfasser nicht mehr zu, und da in der Geschichte Fäden angesponnen waren, die ins Weite deuteten, nahm er diese auf und verknüpfte sie zu einer Fortsetzung. Er führte die beiden Jugendfreunde Wilhelm und Eduard in einem bedeutsamen Augenblick während der achtundvierziger Bewegung wieder zusammen, und da sollte es nun zu der unerwarteten, aber höchst glaubhaften Wendung kommen, daß der biedere daheimgebliebene Wilhelm, einst der Stolz seiner hausbackenen Sippe, ein Umstürzler geworden ist, den die Polizei verfolgt; der Vagabund Eduard dagegen, der Auswürfling des „Landexamens", kehrt als Methodistenprediger aus Amerika zurück, ist aber im übrigen der alte gute Kerl geblieben und trotz eines reaktionären Anflugs (denn in Amerika hat er sich einen nüchternen Weltsinn geholt, der die Unreife der politischen Ideale seines Freundes übersieht) rettet er nach der Sprengung des Rumpfparlaments durch seine Findigkeit und alte Ortskenntnis den immer gleich unpraktisch gebliebenen Wilhelm aus der Fährnis. In der erhöhten Stimmung flossen dem Dichter die Einfälle und Bilder massenweise zu, er klagte, daß er gar nicht alles fest-

halten könne, und man hörte ihn oft allein im Zimmer laut auflachen. Aber der Guß sollte nicht mehr gelingen; die eigentliche künstlerische Tätigkeit war gehemmt, es blieb alles in chaotischem Zustand. Dieser Reiz, der die innere Welt in quirlende Bewegung brachte, trieb alles hervor, was sonst still in der Tiefe lag. Auch die Umarbeitung des Sonnenwirts trat ihm wieder vor die Seele, und der Tristan. Schon während er „Fallstaff und seine Gesellen" schrieb, war eine ähnliche Unruhe in ihm gewesen; diesmal aber nahm sie beängstigende Formen an. Den Hut in der Hand, um sich die Stirn zu kühlen, den Kragen gelockert und das sonst eher blasse Gesicht gerötet, stürmte er eilig geradeaus, um so rasch wie möglich einen Feldweg zu gewinnen. Zur Begleitung wollte er nur mich, und ich trug durch Wochen die Verantwortung, ihn von diesen Gängen jedesmal sicher heimzubringen, woran ich aber schon in viel zarterem Alter gewöhnt worden war. Die langen geschlängelten Wege machten ihn ungeduldig, ich mußte mit ihm quer durch die Felder, über Gräben und Bäche, was seiner sonst so ängstlichen Schonung fremder Rechte ganz widersprach. Immer fürchtete ich eine unliebsame Begegnung mit irgendeinem groben Bauern, die in diesem Erregungszustand eine schlimme Wendung nehmen konnte, allein hier zeigte sich jener tiefe innere Zusammenhang, in dem er mit der Seele seines Volkes stand: die einfachen Leute begegneten ihm, auch ohne ihn zu kennen, immer und überall mit unwillkürlicher Hochachtung. Bewundernswert war es auch, wie er stets den rechten Ton mit ihnen traf. Er stieg nicht zu ihnen hinab, noch minder drückte er auf sie, er hob sie leise zu sich herauf und hinterließ in jedem, mit dem er gesprochen hatte, ein Gefühl beglückter Dankbarkeit. — Er selber nannte diese Erregungszustände seine glücklichsten Zeiten, der Geist der Jugend war alsdann über ihm, er sah alles schön; mittelmäßige Verse, die ihm zur Zensur vorgelegt wurden, lobte er überschwenglich, ganz alltägliche Mädchen-

gesichter erschienen ihm wie verwandelt, er konnte auf der Straße stehenbleiben und mich auf das Wunder aufmerksam machen: „Sieh nur, wie die Soundso sich veredelt hat, sie ist ja eine Schönheit geworden." Jeden begegnenden Steinlachbauern stellte er zum Gespräch, und in Gesellschaft sprudelte er von Geist und Liebenswürdigkeit. Dr. Gärttner, ein feinsinniger, kluger und gebildeter Mann, der ihn auf einer seiner Wanderungen begleiten sollte, um seinen Zustand zu beobachten, kam entzückt und wie berauscht zurück und sagte mit glänzenden Augen und gerötetem Gesicht: „Nein, dieser Mann ist nicht krank, nicht aufgeregt, er ist nur gestimmt, von seinen inneren Schätzen mitzuteilen." So war es diesem Geist gegeben, noch in seiner beginnenden Zerstörung andere zu bereichern und zu erheben. Mama und ich teilten aber den Optimismus des Hausarztes nicht, wir fühlten zu deutlich, daß es anders stand. Auch Heyse, der von ihr heimlich gerufen, damals nach Tübingen kam, war betreten über das jugendliche Ungestüm, mit dem der Freund ihm auf der Schloßbibliothek entgegenflog. Aus jener Zeit stammt seine letzte Photographie, die bald nach dem Uhlandsfest gemacht wurde und die von dem Andrang des Blutes nach dem Kopf etwas Gedunsenes hat, das ihm nicht natürlich war.

Als die Hitze nachließ, begann die Aufregung sich zu legen, und allmählich trat eine Ermattung ein, die mit leiser Traurigkeit gefärbt war. An einem Sonntag, als wir andern einen Ausflug vor die Stadt gemacht hatten, kam er allein mit Alfred nach, und wir begegneten den beiden auf der Landstraße, wo sie nach ein paar ausgetauschten Worten ihren Weg fortsetzten. Als ich ihm nachsah, durchzuckte mich eine böse Ahnung. Er trug zwar den Kopf hoch wie immer, aber der stürmende Gang der letzten Wochen hatte einem apathischen, fast trägen Schritte Platz gemacht, und es gab mir einen Stich, daß er sein Halstuch, einen länglichen, schwarz und weiß karierten Wollschal, den er zum Schutz gegen

plötzliche Winde mitgenommen hatte, lässig am Boden schleifen ließ. Dieser plötzliche Umschlag deutete mir nichts Gutes. Aber mit dem Optimismus der Jugend suchte ich mir einzureden, daß eine solche Ermattung die natürliche Folge der langen Aufregungszustände und Vorbote einer sicheren Genesung sei.

Ich weiß nicht, wie viele Tage später es war, daß er über rheumatische Schmerzen in der Brust klagte. Dr. Gärttner verordnete Ruhe und Bettwärme. Der Herbst war unterdessen mit früher und scharfer Kälte eingezogen, die Öfen wurden schon geheizt, und man hielt die Unpäßlichkeit für eine Folge des plötzlichen Witterungswechsels. Drei Tage gelang es, den Patienten mit kurzen Unterbrechungen im Bett zu halten. Am Morgen des 10. Oktober stand er jedoch wieder auf, und Dr. Gärttner erklärte das Übel für gehoben. Doch blieb eine Schwere über dem scheinbar Genesenen und über dem ganzen Hause. Er selber fühlte, daß etwas mit ihm vorging, aber er verbarg es den Angehörigen; nur gegen einen von ihm vorgezogenen jungen Hausfreund, der an jenem Morgen Abschied nahm, um ins Ausland zu gehen, äußerte er sich über sein ihm selber unverständliches Übelbefinden. Am Nachmittag war ich eine Stunde lang bei ihm auf seinem Stübchen. Er bewegte sich matt und langsam, aber er bediente noch seinen Ofen selbst, wie er es gewohnt war, nur beim Aufrichten seufzte er tief und griff mit der Hand nach der Brust. Danach saß er in seinem engen Lehnstuhl an der Wand, seine Gedanken schienen über weite Strecken hinzuwandern und dann wieder am Nahen zu haften; halb klang es wie Traum, halb wie prophetisches Schauen. Er sprach auch von Personen, was er selten tat. Zuweilen entgleiste ihm die Satzbildung, doch blieb mir, was er sagen wollte, ganz verständlich. Es schien mir, als sei er am Einschlafen, und so verließ ich ihn. Die ungewohnten kalten Schweißperlen, die ich auf seiner Stirn fühlte, gaben mir ein Gefühl der Be-

klemmung mit, doch ahnte ich nicht die einbrechende Katastrophe.

Edgar holte mich mit einem Freund zum Spazierengehen ab; man hatte mir Bewegung verordnet, weil seit Wochen eine dumpfe Beängstigung mir den Schlaf nahm. Der Hausarzt hatte noch kurz zuvor wiederholt, daß jede Spur von Gefahr beseitigt sei, und so ging ich. Es war ein schneidend kalter, klarer Herbstabend. Auf dem Rückweg zwischen Lustnau und Tübingen kam uns der sechzehnjährige Erwin entgegengestürzt und rief uns die Todesbotschaft zu. Dann sprang er über den Straßenrand und verschwand in den Wiesen. Einen Augenblick standen wir starr, und ich war völlig außerstande, das Gehörte zu glauben. Aber Edgar schnellte auf und rannte blitzschnell der Stadt zu — er war schon Arzt und kannte den Tod. Wir andren folgten in atemloser Eile. Wir fanden den Entseelten im Bette liegend, eine erhabene Verklärung im friedvollen Antlitz.

„In voller Manneskraft wünschte ich plötzlich abzufahren, ehe das Alter mir ein schwächliches Unterducken aufnötigen kann," hatte Hermann Kurz einmal als Jüngling in sein Taschenbuch geschrieben. Diesen einen Wunsch wenigstens hat dem Vielgeprüften das Schicksal erfüllt.

Er hatte bald nach meinem Weggang zur Ruhe verlangt. Die Mutter war ihm beim Entkleiden behilflich gewesen und hatte ihn schlafend verlassen, um nach ihrem gleichfalls bettlägerigen Jüngsten zu sehen. Nach einer Weile hörte sie einen erschütternden Schrei, der aus des Vaters Dachkammer drang. Sie flog die Treppe hinauf, da saß er aufgerichtet im Bett, kurze, konvulsivische Schreie drängten sich aus seiner Brust, die blauen Augen rollten und strahlten noch einmal das tiefe dunkle Feuer aus, für das sie in der Jugend berühmt gewesen, so daß der unheimlich-schöne Anblick sich der einzigen Zeugin trotz dem Schrecken auf ewig einprägte. Sie rief nach Josephinen, und als die Flinkere von beiden flog sie selbst

nach dem Arzt, der in der Nachbarschaft wohnte, aber ehe sie nur auf der Straße war, hatte er den Kopf auf Josephinens Schulter sinken lassen und war, von der Getreuen unterstützt, verschieden. Das Herz war ihm zweimal mitten durchgerissen. — Die Leichenöffnung, die am 11. Oktober stattfand und bei der sein Sohn Edgar den Mut hatte, zugegen zu sein, erwies auch die chronische Entzündung der Hirnhäute, durch die die oft berufenen Nervenstörungen erzeugt waren.

Daß wir seinen Lieblingswunsch nicht erfüllen und nach würdigem Brauch der Vorzeit den entseelten Leib der Flamme übergeben konnten, fiel uns allen schwer aufs Herz. So weit war die Zeit noch nicht fortgeschritten. Am 12. Oktober mußte der Sonnenfrohe in die dunkle Erde versenkt werden. Das Begräbnis fand, wie es der Absicht des Verstorbenen entsprach, ohne geistliche Mitwirkung statt, doch waren in dem langen Trauerzug, an dem die ganze Stadt teilnahm, gleichwohl beide theologische Fakultäten vollzählig vertreten. Auch der Glockenklang, den er so sehr geliebt hatte, fehlte nicht auf seinem letzten Weg, nur der Männerchor mit seinem Bardenlied „Stumm schläft der Sänger“ konnte der Ferien halber nicht zusammengebracht werden. Sein einziger Bruder rief dem Entschlafenen den Scheidegruß ins Grab, und über den Dichter sprach J. G. Fischer schöne, weihevolle Worte. Eine trauernde Muse erhebt sich auf seiner Schlummerstatt, von hohen Tannen umgeben, ihrem Sockel ist ein Reliefbild des Verstorbenen von der Hand seines Sohnes Erwin eingefügt. Hölderlin und Uhland sind seine Schlafgefährten. So erwartet er seine Auferstehung im Geist und Herzen des deutschen Volkes.

Personenverzeichnis



